IN 467 A. 2A

REF. G. 14 361

# Hermann Bahr

# 1919

1920
E. P. Tal & Co., Verlag
Leipzig Wien Zürich

~~IN 467 A. 2A~~

REF. G. 14 361

# Hermann Bahr

# 1919

1920
E. P. Tal & Co., Verlag
Leipzig Wien Zürich

Entwurf des Einbandes von Rudolf Geyer
Copyright 1920 by E. P. Tal & Co. Verlag, Leipzig—Wien—Zürich
Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G., Wien

«Il est bien difficile, ce me semble, qu'aucun autre s'estime moins, voir qu'aucun autre m'estime moins que ce que je m'estime: je m'en tiens de la commune sorte, sauf en ce que je m'en tiens.»

Montaigne

Wien, 3. Dezember 1918.

Antwort an die interskandinavische Zeitschrift „Litteraturen", Nordens kritiske Revue. „Sie fragen mich nach neuen Zeichen, die etwa während des Krieges in der Kunst sichtbar geworden, und fragen mich um die Richtung, in der sich die Literatur nach dem Krieg entwickeln wird. Solcher Zeichen sind wenige, sie konnten auch unter dem furchtbaren Geistesdruck nicht hervor. Was irgendwie einer eigenen Meinung, gar aber einer menschlichen Regung ähnlich sah, wurde von den Militärs und ihren alldeutschen Banden erstickt, nach Ideen auch nur mit den Augen zu zwinkern, ist vier Jahre lang verpönt gewesen, der deutsche Geist hat, wenn er nicht gelegentlich in die Schweiz entkam, schweigen müssen. So drangen in dieser Zeit nur zwei Stimmen des Neuen aus der Ferne heimlich in unsere Finsternis herüber: Fritz v. Unruhs und Leonhard Franks, aufschreiend vor Wut, Scham und Weh, bloße Naturlaute des Entsetzens, des Verzweifelns, die letzten Zuckungen eines verendenden Geschlechts. Diese Werke: Franks Erzählungen, der überwältigende Vater vor allem, und Unruhs blutend ausgespieene Dramen, als Taten einer herrlichen Unerschrockenheit unvergeßlich, sind aber eigentlich jenseits von aller Kunst, sie sind unmittelbares inneres Erlebnis von einer Intensität, die noch erst jahrelang abgekühlt werden müßte, um zu Kunst erstarren zu können, sie kommen aus einer Tiefe herauf, in die hinab die Kunst nicht reicht, sie sind aus einer Schichte vor der Kunst, sind primär, sind Urgefühl (und werden so vielleicht selber später einmal Material für Kunst sein, dem ein kommender Künstler dereinst erst Gestalt gibt). So wie sie sind, haben diese unvergänglichen Zeugnisse, daß sich der deutsche Geist dennoch nicht er-

würgen ließ, kaum eine Form, und jedenfalls nicht ihre eigene, sie hatten gar nicht Zeit, aus sich selbst in sich hinein zu wachsen, sie wurden nur geschwind in eine fremde Haut gesteckt, in die letzte abgeworfene Schlangenhaut der deutschen Überlieferung. Sie sind nur thematisch neu, nicht formal. Sie verheißen eine neue Menschenart, aber von der Kunstweise dieser Menschenart verheißen sie noch nichts. Vielleicht ist diese Kunstweise auch nicht möglich, bevor jene Menschenart vollends erscheint. Vielleicht muß zunächst der ganze Mensch von Grund aus erst umgebrochen werden, bis dann wieder einmal Kunst von vorne beginnen kann. Vielleicht müssen wir erst durch einen ungeheueren Advent von fünfzig, von hundert Jahren, bevor die neue Form geboren wird. Vielleicht müssen wir erst ganz entbildet sein, um das innere Bild des neuen Menschen zu finden. Derlei scheint Tolstoi vorgefühlt zu haben; daher sein dumpfer Haß gegen alle hergebrachte, nichts mehr sagende Kunst. Er empfand ja so stark, daß die Form ein Hindernis der Wahrheit geworden war. Er empfand so stark das Sinnlose dieser Existenz von Künstlern, die ja längst nicht mehr aus sich heraus, sondern nur noch in sich hinein schufen, die sagen lernten, lange bevor sie noch etwas zu sagen hatten, und also dann niemals sich selber aussagen konnten, weil, wenn sie später einmal so weit waren, es die Gewohnheit der erlernten Aussagen nicht mehr zuließ. Vielleicht muß die ganze Kunst jetzt für eine Zeit auf den Weg des alten Tolstoi, vielleicht muß sie zunächst durch einen Bildersturm durch, vielleicht muß sie an den Uranfang aller Kunst zurück, ins Chaos zurück, zu den Müttern zurück, ins Stammeln, zu Urlauten, ja zur bloßen Zeichensprache, an der sie dann allmählich wieder ihre eigene lebende Sprache lernen mag. Denn nichts ist in allen Künsten überall jetzt vernehmlicher als die namenlose Wut, in der alle jungen Künstler mit den toten Sprachen der Kunstüberlieferung ringen; mit welcher Macht sich ihnen auch ihr eigener Ausdruck des inneren Erlebens aufdrängt, er kann nicht hervor, denn ihre Lippen sind längst von den vorgelernten

Ausdrücken aller Vergangenheiten besetzt, es gibt kein Selbstgespräch mehr, in dem nicht die Stimme von Jahrtausenden überlaut mitspricht. Hat dies schon meine, die jetzt abtretende Generation immer wieder bis zur Unerträglichkeit empfunden, wie gar erst die neue, gar diese jüngste, die schaudernd jetzt eine ganze Menschheit versinken sieht, und, um das Leben wieder aufzurichten, sich zutrauen muß, neu zu werden! Das ist, glaub ich, die einzige „Richtung", die uns übrig bleibt. Überall: im öffentlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft, in jedem einzelnen Leben. Wir hatten uns ganz veräußert, und das Äußere hielt nirgends Stich. Wir haben alles verloren, nichts bleibt uns, wir sind ganz allein mit uns. Jetzt ist die Frage, was wir an uns selber haben. Jetzt müssen wir uns ganz verinnern. Es wird sich zeigen, ob wir damit auskommen. Wenn dieser zerschlagenen, verarmten, abgehetzten Menschheit Europas überhaupt noch eine Kunst bleibt, die kann sie nur aus dem tiefen Grunde der eigenen Einfalt, Innigkeit und Demut finden, es kann nur eine ganz einfache, fast wortlose Kunst der harten Notwendigkeit, letzter Gewißheiten und stiller Abendkühle sein. Aber vielleicht müssen wir zu ihr erst noch einmal durch einen Meeresstrom der Leidenschaften durch."

7. Dezember.

Kisch, dieser schier schon sagenhafte Kisch, der Jaromir der Roten Garde, Egon Erwin Kisch ist zum wahren Bürgerschreck geworden. Je mehr aber einer bei uns bekannt wird, desto unkenntlicher. Und es steht dafür, sich den mythischen Jüngling einmal anzusehen. Er stammt natürlich aus Prag, ist in dem verdächtigen Grenzgebiet der Begabung, wo Leitartikel, Feuilleton und Reportage durcheinander wohnen und es schließlich nur von einer leisen Deklination des Zufalls abhängt, ob das Ganze höchstens einen Literaten oder vielleicht einen Abgeordneten oder aber auch am Ende gar einen Dichter ergibt, aufgewachsen und hat, noch vor dem Krieg, einen Roman geschrieben „Der Mädchenhirt" (Erich Reiß Verlag,

Berlin). Der hätte, zwanzig Jahre früher erschienen, ihn über Nacht berühmt gemacht. Schule Max Kretzer, aber von einer viel höheren, an den Goncourts und Zola geschulten Technik. Und doch auch noch mehr: in diesen sehr dokumentierten Schilderungen schlägt ein Menschenherz, sie haben zuweilen fast den Atem Dostojewskis, da versucht ein verschämter Dichter vergebens sich mit Ungebärdigkeiten zu maskieren! Dann kam der Krieg, er zog mit, nicht ins Kriegsarchiv, sondern ins Feld und hat dort seinen tapferen Mann gestellt. Er kehrt zurück und die Woge trägt ihn empor: auf einmal sieht er sich von Vertrauen und Entsetzen umringt. „Es sind," schrieb Robert Müller neulich, „es sind eben doch die Lyriker, die alles auf der Welt machen." Meistens aber freilich erst, wenn sie keine mehr sind, wenn ihre Himmelssehnsucht sich ins Irdische verirrt, wenn ihnen schließlich nichts übrig bleibt als, statt in Versen, gleich in Taten zu dichten. Ein gefährlicher, die Mitwelt bedrohender Zustand. Siehe Napoleon, der auch in den Briefen an Josephinen noch rein lyrisch schwelgt. Siehe Bismarck, der für Mußestunden immer noch einen heimlichen Werther in sich übrig behielt. So stark wird in Kisch ja der Schwärmer kaum je gewesen sein, aber einen Schuß davon hat offenbar auch er. Wer in seiner Jugend einmal stundenlang ein Dichter war, wird ein heftiges Bedürfnis, die tief bei sich erlebte Schönheit irgendwie von sich zu geben, im Leben nicht mehr los; sie muß sich entladen und wenn dazu das Wort nicht reicht, muß dafür die Tat herbei, sein Inneres muß er draußen placieren. Lyriker sind deshalb stets eine für die öffentliche Ordnung nicht unbedenkliche Gesellschaft, und die Monarchie wußte, warum sie sie sich vom Leibe hielt. Der Republik, die das auch will, wird es schwerer, weil ihr Name die Täuschung erregt, Freiheit zu versprechen. So hat sie jetzt den leichtgläubigen Kisch auf dem Halse! Sein Verbrechen besteht darin, daß er Ernst machen will (es ist das ewige Verbrechen der Lyriker, mit ihrer inneren Welt Ernst zu machen in der äußeren Welt). Der gute Kisch ist nichts weiter als

ein enttäuſchter Enthuſiaſt der Revolution. Und vielleicht nur aus angeborener Anſtändigkeit, nur aus einer gewiſſen Sachlichkeit, zu der allerdings Naivität gehört. Er war wahrſcheinlich zunächſt gar kein Revolutionär. Er hat vielleicht nie zuvor daran gedacht, einer zu werden. Als aber Revolution wurde, hat er gemeint, ſie müſſe auch eine ſein. Vielleicht erging's ihm auch bloß ſo, wie es 1848 in Dresden dem jungen Semper erging. Der war ein Künſtler und trug nichts als ſeine Baukunſt im Sinn. Da brach die Revolution aus, ſie fingen Barrikaden zu bauen an, Semper lag daheim in ſeinem Fenſter, ſah von oben denen unten bauen zu und mußte lachen, denn ſie ſtellten ſich dabei gar zu dumm an, ſo dumm, daß er ihnen lachend zurief: „Kinder, ſo baut man doch nicht!" Da waren ſie beleidigt und antworteten: „Kannſt du's beſſer, ſo komm herab und bau du!" Das ließ er ſich nicht zweimal ſagen, war ſchon unten und baute mit. Er baute ſo gut, daß er dafür dann, als die Revolution geſchlagen war, flüchten mußte und jahrelang geächtet blieb. Eigentlich doch bloß ſeiner Sachlichkeit wegen, ſeiner Bauluſt wegen, bloß weil er meinte, man müſſe, was man tut, ordentlich tun! Nicht anders erkläre ich mir Kiſch: er meint, eine Revolution müſſe revolutionär ſein. Der Unterſchied iſt nur: als Semper lachte, weil ſie zu dumm bauten, iſt er eingeladen worden, zu zeigen, ob er's beſſer kann. Kiſch wird nicht eingeladen. Niemand wird eingeladen, der verdächtig iſt, daß er's vielleicht beſſer könnte. Sie halten darauf, genau nach ihrer Methode zu bauen, die doch eigentlich, ſcheint's, mehr die Methode Stürgkh iſt: Zuzug Bauluſtiger und Baukräftiger fernzuhalten! So kann's ſein, daß es eine echt öſterreichiſche Revolution wird: mit Ausſchluß aller Revolutionäre.

8. Dezember.

Es dämmert: ein Schiedsgericht wird vorgeſchlagen zur Ordnung unſeres Verkehrs mit den Nachbarn. Das iſt das erſte Zeichen der Erkenntnis, daß wir Donauländer einander nicht entbehren können: einer braucht den an-

deren, wir kommen allein nicht aus, wir müssen einander helfen, der Eigennutz eines jeden verlangt's. Wären wir nur erst so weit, diesen Gedanken auszudenken, aber auch auszufühlen: innerlich das Alte los zu werden, das ewige Gegeneinander los zu werden und ganz still wieder anzufangen, ein Füreinander anzufangen und jeder vergessen und vergeben zu lernen, damit auch ihm vergessen und vergeben werde! Heimlich will's ja jeder, nur will er, der andere soll der Erste sein! Hat keiner die Großmut zur Demut, selber der Erste zu sein, der Erste der Versöhnung? Ach, wir hätten sie alle, nur traut sich keiner damit hervor, weil keiner glaubt, daß auch schon alle anderen sie haben! Ein ganz einfacher Mensch müßte unter uns aufstehen, ein wirklicher Volksmensch mit der einfältigen Kraft auszusprechen, daß wir alle, so viel ein jeder nur kann, einander helfen wollen, weil wir sonst alle miteinander verderben müssen. Das Miteinander bleibt uns doch nicht erspart, die Wahl ist nur: miteinander leben oder miteinander sterben.

16. Dezember.

„Die Rettung", Blätter zur Erkenntnis der Zeit, herausgegeben von F. Blei und P. Gütersloh. Ein merkwürdiges Gespann! Blei, durchaus achtzehntes Jahrhundert, Verstandesmensch der höchsten Art, ganz unpathetisch, kühl bis ans Herz, wenn er eins hat, klar wie ein Bach, eigentlich ein geborener Abbé der galanten Zeit, doch so geschmeidigen, polarisch begabten Geistes, daß er immer zugleich auch noch seinen Gegensatz mit in sich hinein nimmt, subtil Sublimes streift, über seine Trunkenheiten raisonniert, selbst mit dem Erhabenen noch tändeln, aber auch dem leichtesten Spiel noch tragischen Ernst abgewinnen kann und an jeder Fläche geheime Tiefen, in Abgründen wieder ganz unten noch einen Sonnenblick aufspürt, ein Mensch, der die Klarheit selbst scheint und doch voll Geheimnis ist, ein ganz durchsichtiger und doch selber unsichtbar bleibender Mensch, ein Mensch, der keinen Schatten wirft, nämlich nicht nach außen, aber

allen in ſich ſelbſt hinein, überall bekannt, vielen Freund und im Grunde doch allen fremd, vielen vertraut, doch ohne daß in der weiten Runde ſich auch nur ein einziger anmaßen dürfte, ihn zu kennen, überall ein erwünſchter, belebender, erregender, bewegender und ſelbſt doch eigentlich ſteinerner Gaſt, der ſo viele Masken trägt, daß er zuweilen verdächtig wird, vielleicht überhaupt bloß aus Masken zu beſtehen, durch die alle aber dann doch immer wieder ein ewig ſtarres Auge droht: ein galanter Abbé mit einem Meduſenblick. Und ihm zur Seite nun Gütersloh, dieſe Stromſchnelle, dieſe Windsbraut, das Pathos ſelbſt! Ein junger Maler, der, als er vor etwa zehn Jahren zum erſtenmal erſchien, wie die Zukunft in Perſon über uns herfiel, gleichſam aus dem Hinterhalt eines noch fernen Jahrhunderts, und ſo ſiedend heiß von Überlebendigkeit, daß in dem aus ihr aufſchäumenden Dunſt und Rauch zunächſt nichts von ſeiner Geſtalt zu ſehen, nur die wilde Kraft eines noch formloſen Willens prachtvoll angekündigt war. Er malte damals auch ein Buch „Die tanzende Törin", etwas einem Roman Ähnliches; ich hab's jetzt nicht zur Hand und erinner mich nur noch, daß es mir einſt, in der Wintereinſamkeit des blauen Hauſes auf dem Semmering, ein höchſt fragwürdiges, ſtürmiſch anklopfendes Erlebnis war: was jetzt Expreſſionismus genannt wird und eben ſchon faſt daran iſt, auch gleich wieder zur bloßen Manier jedermanns zu werden, herrſchte mich da zum erſtenmal ungeſtüm an, noch ungeſtalt, nur ein Kreißen erſt, eine Kunſt in Wehen. Gütersloh war inzwiſchen in Paris geweſen; von dieſer großen Erzieherin iſt noch keiner unbeſchenkt entlaſſen worden, ſie tut jedem ſein eigenes Geheimnis auf. Und dann kam er auch noch in die Geiſtesnähe Claudels (er wird uns ja nun auch im Burgtheater beim „Ruhetag" helfen). Vielleicht war's Claudels gütig groß kreiſender Adlerblick, an deſſen entſchleiernder Gewalt Gütersloh ſich ſelber fand. Denn nun, in ſeinen Aufſätzen dieſer „Rettung", ſiehe! da ſteht der eben noch tanzende Tor jetzt auf einmal, wenn auch noch jugendlich in ſich eingeballt, doch ſchon in entſchie-

dener Selbſtgewißheit da, ſprungbereit zur Entfaltung und Erfüllung, noch kein Vollendeter, doch an der Vollendung, längſt kein Suchender mehr, ſondern ein Finder und ſelbſt ein Führer. Als Anwalt des Geiſtes tritt er vor. Dieſe deutſche Revolution hat ſich ja bisher in völliger Geiſtesabweſenheit ereignet; die ſogenannten Politiker hielten ſie ganz beſetzt. Und ſoll denn aber alles deutſche Leben auch ferner bloß eine Frage der Wirtſchaft ſein? Gleicht die neue Republik auch darin der (nur jetzt in der Form beſchnittenen, verſchnittenen, doch nirgends im Weſen getroffenen) alten Monarchie, daß auch in ihr wieder der Geiſt zum Paria verdammt bleibt? Wo ſind die Geiſtigen? In ganz Deutſchland nur einer: Kurt Eisner (der denn auch in dieſer Geſellſchaft der Gewalt unwillkürlich zu ſeiner eigenen Karikatur zu werden droht). Bei uns nichts als die verzweifelten Ausbrüche des einſamen Robert Müller; und vom Mondſee herüber ſchreit zuweilen noch Rudolf Pannwitz angſtahnungsvoll in die Wüſte hin! Aber auch dieſe beiden, mir beide ſo wichtig und wert, ich frage mich, ob nicht auch ſie ſchon in Gefahr ſind, von ſich und ihrer Sendung abgedrängt zu werden, wenn ſie ſich, aus Furcht um den Geiſt, zu tief in den Verſuch einlaſſen, den jetzigen Staatsexperimenten Geiſt aufzudrängen. Es iſt vielleicht überhaupt ein Irrtum, die Geiſtigen politiſieren zu wollen, es iſt jedenfalls ein noch weit größerer Irrtum, wenn man den Augenblick gekommen meint, den Staat an den Geiſt auszuliefern. Von aller bisherigen Politik iſt der Geiſt als Werkzeug der Gewalt mißbraucht worden, es ſcheint verzeihlich, wenn er ſich nun rächen, ſich ſelber der Gewalt bemächtigen möchte. Doch dies iſt ein Selbſtmißverſtändnis des Geiſtes, der auch damit nur wiederum denaturiert würde: ſeine Scheinherrſchaft über den Staat wäre für ihn ein ähnliches Mißgeſchick, wie es der Kirche noch immer bei jeder noch ſo verſteckten Art von Staatskirchentum widerfuhr. Staat iſt ſeinem Weſen nach etwas, womit Geiſt ſeinem Weſen nach nichts gemein haben kann; ſie ſind elementar unverträglich. Alles Ungeiſtige gehört ins Reſſort

des Staates; wo der Geist beginnt, hört der Staat von selber auf. Nur in einer Theokratie könnte der Geist am Staatsgeschäft teilnehmen; den letzten großen Versuch davon hat Cola di Rienzo getan, Russen trau ich zu, dies noch einmal zu wagen, mit Dostojewski-Menschen wär's vielleicht möglich. In Staaten des Abendlandes aber können sich Staat und Geist, um von ihrer angeborenen gegenseitigen Todfeindschaft keinen Gebrauch zu machen, nur allenfalls dahin ausgleichen, daß der Staat dem Geist irgendeinen Raum überläßt, in dem er ihn so wenig als möglich stört, wogegen der Geist hinwieder es unterläßt, sich in den eigentlichen Staatsraum einzumischen; der Geist wird sozusagen als exterritorial erklärt, mit dem Recht, auf eigenem Grund nach seinem inneren Gesetz zu leben, aber auch mit der Pflicht, nie zu vergessen, daß er im Staatsraum stets ein Ausländer bleibt, der jederzeit ausgewiesen werden kann. Freiheit, ein dem Geistesweſen unentbehrlicher, dem Staatswesen unerträglicher Begriff, ist immer nur in jenem staatsfreien Raum, der dem Geist zugewiesen wird, im Ghetto des Geistes denkbar (und man sollte, zur besseren Übersicht, die Geistigen verhalten, einen gelben Fleck zu tragen). Das Größenverhältnis zwischen den beiden, dem staatsfreien Raum und dem Staatsraum in einem Land gibt genau die Ziffer seiner Geistigkeit an (im staatsfreien Raum ist alles das wichtig, was im Staatsraum unnütz heißt, und alle Staatsnotwendigkeiten sind im staatsfreien Raum sinnlos, was die diplomatische Verständigung der beiden etwas erschwert). Mit jeder Vergeistigung der Menschen wächst der staatsfreie Raum im Staat, darum allein gehen alle Revolutionen, die wahren, die nicht bloß anbandelnden; bis schließlich, in abertausend Jahren, der Staat vom staatsfreien Raum verschlungen und die Menschheit vom Staat erlöst wäre. Das wissen natürlich auch Pannwitz und Robert Müller so gut wie ich, aber mich freut's doch tief, daß es Gütersloh nun mit lohender Stimme verkündet. Schon vor dreißig Jahren, als Jung-Wilhelm sich zum erstenmal erdreistete, mit seiner kaiserlichen Protektion den Geist zu

behelligen, rief ihm Arno Holz mahnend das Diogenes-Wort zu: Geh mir aus der Sonne! Darin ist das einzige, das ganze Verhältnis der geistigen zur irdischen Gewalt, welcher Form immer, ausgedrückt: Geht uns aus der Sonne, bleibt in eurer Finsternis, laß uns reinlich geschieden sein! Mehr sagt auch schließlich Gütersloh nicht, aber mit welcher Schlagkraft des kondensierten Worts! „Wollte man sich der Freiheit, der Demokratie, irgendeiner augenblicklich vielleicht ‚besseren' Regierungsform so an den Busen werfen, mit demselben Entzücken, mit demselben festlich-ideologisch entarteten Sinn, wie unsre Ahnen den Despoten, dem aufgeklärten Absolutismus, der konstitutionellen Monarchie — was wäre dann überhaupt geschehen, was hätte Wesentliches sich geändert, worin, wenn nicht nur in der Wahl des Götzen, hätte man besser, persönlicher entschieden? Was soll die Geschichte uns gelehrt haben, da das hysterische Verhalten des unbefriedigten Bürgers vor den wechselnden Staatsformen das einzig Bestehende geblieben ist? Nein. Da, worin ich die entscheidende Wandlung sehe, in der großen Kühle des Individuums der Form gegenüber, die ihm seine Verpflichtungen der Gesellschaft gegenüber erleichtert, da ist nichts geschehen, kann nichts geschehen sein, insolang das Pathos der Staatsbürgerlichen jeden Anlaß der Entwicklung ergreift, sich jeder neuen Fahne ebenso tief und ebenso unberechtigt, auch im Namen der Unmündigen und noch Ungeborenen, zu verschwören. Das einzige, was ich als Fortschritt erkennte, wäre eine wesentliche Verkürzung der Einzelpflicht gegen das Allgemeine auf Grund der Anerkennung einer großen Souveränität der einzelnen Menschen, die aber nur durch die Absorption des öffentlich profanen Lebens durch das religiöse errungen wird." In diesen Worten wird zum Programm einer neuen Partei, der jetzt unvermeidlich und unentbehrlich gewordenen Partei der Geistigen ausgeholt und angesetzt, einer Partei der grundsätzlich Unpolitischen, aller derjenigen, die willens sind, sich fortan von der knarrenden Staatlichkeit nicht länger fortwährend in ihrer stillen Menschlichkeit

stören zu lassen, denen der Staat, und wenn er noch so oft das Hemd wechselt, unverbesserlich, denen nicht bloß irgend eine Staatsform überlebt scheint, sondern das Staatswesen selbst nur noch für ein Rudiment überwundener Vergangenheiten gilt, die sich für sich zum Staat höchstens allenfalls noch ein blaßblaues Verhältnis von neugierigen Hospitanten oder bummelnden Kneipschwänzen denken können, die, wenn sie wählen, auch nicht „Abgeordnete" stellen werden, sondern nur allenfalls Gesandte ihrer Macht, als Aufseher, bloß mit einem Veto, wenn der Staat zu dreist wird und ins Geistige übergreift, sonst aber tief gleichgültig und unteilnehmend, weil alles was der Staat treibt, dieser Partei der geborenen Unpatrioten durchaus im Grunde des Herzens höchst unerheblich ist, ihre Leidenschaft aber, ihr Ernst, ihr Leben allein in Kunst, Wissenschaft und Liebe.

20. Dezember.

Um dieselbe Zeit als die Medelsky, fast noch ein Kind, aus der Schule ins Burgtheater sprang, erschien auch im Volkstheater ein solches Wunder an herzhafter Anmut, und wenn jene von Anfang an die Stärkere und gleich ihr erster Augenaufschlag schon voll tragischer Verheißung war, so hatte diese Sophie Wachner in ihrer ungelenken, schamverwirrten Gestalt, ihrem hilflosen Blick und dem leisen Beben ihrer aufgeschreckt flüchtenden Empfindung einen Reiz, den meine Seele heute noch, nach mehr als zwanzig Jahren, unverblüht bewahrt hat. Ihre Julia, gar ihre Viola bleiben mir unvergeßlich, von ihrer ganzen Erscheinung ging ein solcher innerer Wohllaut, so viel Glück der Unschuld aus, als wäre sie die Poesie selber. Ich habe Größeres, Mächtigeres in der Kunst erlebt, doch keine sanfter bindende Gewalt. Im Volkstheater hatte man dafür nicht viel Sinn, sie ging weg, ans Berliner Schauspielhaus, wo damals, anhaltend und erfolgreich, versucht wurde, mit den allerbesten Schauspielern Deutschlands niederträchtig Komödie zu spielen. Ich vernahm, daß auch sie davon nicht immer ganz unberührt blieb. Ich

ſah ſie nicht mehr, ich hörte nur, ſie fühle ſich dort nicht wohl. Dann entſchwand ſie mir; es hieß, ſie gaſtiere nur noch. Welche Überraſchung, als ſie vor drei Monaten in mein Zimmer trat! Im Grau des herbſtlichen Morgens ſtand ſie wie ein holdes Geſpenſt meiner eigenen, plötzlich auferſtandenen Jugend vor mir da, nur für den erſten Blick leiſe befremdend in der ernſten Schweſterntracht, nur gleichſam verkleidet, ſonſt aber ganz, als wären dieſe zwanzig Jahre gar nicht geweſen und wir hätten nur geſchwind ein bißchen geträumt! So ſchlank, ſo zart, ſo klar war ſie geblieben und von den ſanften Lippen floß der alte Glanz ihrer herzensreinen Stimme. Sie kam aus dem Felde, wo ſie vier Jahre lang ſchweſterlich gedient hatte. Indem ſie davon erzählte, während draußen der langſame Herbſttag nun, allmählich ſich aus Morgenwolken entſchleiernd, gelinde heller wurde, kam ich erſt nach und nach wieder zu mir und wurde da freilich jetzt ſchon auch an ihr die leiſe Spur der unbarmherzigen Zeit gewahr: das Leben hatte nur ihre Züge verſchont, nicht ihr Gemüt, ſie war noch ganz das Kind von damals, aber gleichſam mit einem Trauerrand. Wie oft, wenn ſie die Julia gab, hat ſie den Paris ihr ſagen hören: Dein Geſicht litt ſehr von Tränen. Das fiel mir jetzt ein, wie ſie ſo bei mir erzählend ſaß. Sie hatte es beim Theater nicht mehr ausgehalten, weil ſie die Häßlichkeit des Theaters nicht ertragen konnte, und kam doch aber vom Theater nicht los, weil ſie die Schönheit des Theaters nicht entbehren konnte. Und nun fragte ſie mich, ob denn nirgends ein Theater wäre mit der ganzen Schönheit und ohne das Häßliche davon. Sie hatte den Mut, das von uns zu glauben. Ich hatte den Mut, es ihr zu verſprechen. Es war verabredet, daß ich verſuchen ſollte, ſie heimzuführen ins Burgtheater, für das ſie geboren war. Sie fuhr inzwiſchen nach Berlin zu Freunden auf Beſuch, die mir jetzt ſchreiben, daß ſie dort, an der Grippe erkrankt, am 4. Dezember um halb acht Uhr abends geſtorben iſt.

Was Masaryk ist, wurde mir zum erstenmal vor Jahren in Dalmatien klar. In diesem von uns methodisch verwahrlosten Lande schwimmen auf einer Bettelsuppe von Analphabeten ein paar einsame Einzelne von höchster Geistigkeit, vollendeter Kultur und einer durch Erbitterung bis zur persönlichen Leidenschaft gesteigerten Bildung herum. Die gemäßigte Zone wohlunterrichteter Idioten gibt es dort nicht. Einer, der lesen kann, ist selten; wer es aber kann, macht dort dann auch sogleich innerlich den größten Gebrauch davon, er ruht nicht, bis er auf die Höhe des Denkens gelangt. Wo der Analphabet aufhört, fängt in Dalmatien sofort der Intellektuelle an: unser armseliges Zwischending, den temperierten „Gebildeten" kennen die Glücklichen nicht. Und jedes Mal, wenn ich überhaupt einen fand, mit dem ein wirkliches Gespräch möglich war, war ich immer wieder überrascht, wie hoch es gleich ging: das Café Troccoli in Spalato hält Niveau mit unserem Herrenhof. Und jedes Mal, wenn ich meinen Partner diese Überraschung merken ließ, kam dann, halb verlegen entschuldigend, schließlich immer heraus, daß es ein Schüler Masaryks war. Wer es dort unten so weit bringt, lesen zu lernen, der gibt dann aber auch nicht mehr nach, bis er endlich in Prag sitzt, Masaryks Lehren zu lauschen, und wenn er sich hätte durchbetteln müssen! Seit bald dreißig Jahren ist Masaryk der große Säemann des Geistes gewesen, nicht bloß daheim, sondern auch in Kroatien, in Dalmatien, in Serbien. Von Masaryk hat der ganze Balkan denken gelernt, schon die dritte Generation rückt jetzt bald an, der er ihr intellektuelles Gewissen ist. Westslawen und Südslawen scheinen in diesem einzigen Mann versammelt, der jahrelang ein stiller Gelehrter war, bis ihm das keimende Wort zur fruchtenden Tat wurde. Woher kam ihm diese versammelnde Kraft? Ein geborener Slowak, mit dem großen Horizont der weit träumenden slowakischen Seele, dabei selber in der eigenen inneren Form eher nach August Comte hin orientiert, was nun zusammen eine merkwürdige Mischung von Tiefsinn und

Flachſinn, gewiſſermaßen einen myſtiſch angehauchten Utilitarier gibt (ein Widerſpruch, der ſich durch ſein ganzes Weſen fortſpinnt, wie er denn der gottloſeſte Religioſus iſt, den man erdenken kann), dazu noch überhaupt ein verhärteter Weſtler, gewiſſermaßen ein Slowak aus Oxford, aber mit irgendeinem tief verborgenen, doch nie ganz erſtickten uneingeſtandenen Byzanz im Herzensgrund, dann aber eigentlich auch wieder ganz deutſch, nämlich ein deutſcher Ideologe reinſten Bluts, und gerade von der Art, die Napoleon nicht ausſtehen konnte, ja noch ärger: ein deutſcher Profeſſor geradezu, mit aller ſtarren Unerbittlichkeit deutſcher Pedanterie in ſeiner begehrend wogenden, faſt ruſſiſch unendlichen inneren Erregtheit, ein Geiſt von einer Spannweite, daß er gerade noch Walt Whitman berühren kann, ohne Doſtojewski ganz auslaſſen zu müſſen, ein Brückenmenſch von Aſien bis nach Amerika, ein Übereuropäer, und eigentlich alſo, wenn auch mehr im Entwurf als in der Ausführung (die zu denaturieren wir es ja wahrhaftig an keiner Anſtrengung fehlen ließen!) ein idealer Öſterreicher. Ich bin ja jahrelang verlacht worden, wenn ich immer wieder den großen Öſterreicher Maſaryk pries; und er ſelber empfindet dieſe Qualifikation auch kaum als Schmeichelei. Doch kann ich nichts davon zurücknehmen. Das Mißverſtändnis iſt nur, daß wir mit Öſterreich nicht dasſelbe meinen: er das augenſcheinliche, ich ein unſichtbares. Ich habe niemals ein Hehl daraus gemacht, daß mein Öſterreich nicht in Öſterreich lag, ſondern in der Zukunft. Und ich glaube heute noch an mein Öſterreich, ja heute mehr als je, weil mir heute, nach dem Höllenſturz aller Nationalismen, ein ſolcher übernationaler Bund frei ſich ſelbſt beſtimmender Völker, die gerade durch ihn, eines ſich am anderen meſſend, am anderen aneifernd, am anderen ſteigernd, erſt alle ganz zu ſich ſelbſt, aber auch noch über ſich empor zur polariſchen Erfüllung eines jeden ſamt ſeinem inneren Widerſpruch kommen können, heute mehr als je der Menſchheit unentbehrlich ſcheint. Mein Irrtum war nur, daß ich mir dieſes Öſterreich von unſeren Deutſchen verſprach. Ich hielt ſie

für ſo ſeelenſtark, daß ich ihnen zutraute, der eigenen Herrſchaft um der Freiheit aller willen entſagen zu können. Das konnten ſie nicht, meine Meinung von ihnen war zu groß, ſie brachten den Mut zur Selbſterkenntnis, zur Selbſtüberwindung nicht auf; es ſoll mich nicht abhalten, auch ferner von Menſchen lieber zu groß zu denken, ich hielte ſie ſonſt nicht aus. Aber im Grunde kommt es, weltgeſchichtlich betrachtet, auch gar nicht ſo ſehr darauf an, durch wen und wie mein Öſterreich geſchieht, wenn es nur geſchieht. Daß es geſchehen muß, daran zu glauben, kann ich nicht aufhören. Es war einmal ein Öſterreich, ſeine große Tat ſteht ja gerade in Prag überall mit Augen zu ſehen, dieſe Tat war die Syntheſe von Nord und Süd, von Freiheit und Form, von Deutſch und Latein: das Barock. Und es wird wieder ein Öſterreich ſein, dem iſt ein zweites Barock beſtimmt, die noch größere Tat einer noch mächtiger ausgreifenden und umfaſſenden Syntheſe, der Syntheſe von Oſt und Weſt, von Liebe mit Eigenſinn, von Slawen und Angelſachſen. Und wenn jenes Öſterreich ein deutſches Oſtreich war, wird dieſes Öſterreich vielleicht ein ſlawiſches Weſtreich ſein. Ob Maſaryk das innere Maß dazu hat? Er war immer ein weit offener Mann, er iſt ein ſtrömender Geiſt, er hat die Kraft des Umlernens. Schritt für Schritt hat er es behutſam von der Slowakei bis zu Wilſon gebracht. Die Frage wird jetzt nur ſein, ob er nicht irgendwo im Abſtrakten ſtecken bleibt, in irgendeinem Parteiprogramm, in ſeiner eigenen Doktrin. Es wird die Frage ſein, ob dieſer nun bald ſiebzigjährige Mann jung genug geblieben iſt, noch einmal neuen Geiſtes zu werden: „So oft nämlich bedürfen wir der Erneuerung des Geiſtes, als wir alt und greis werden in Sündenſchuld, und ſo oft iſt uns die Entzündung des Feuers der Liebe zuträglich, als dieſe Liebe in den Seelen unter der Übermacht unſerer Ungerechtigkeit erkaltet. Und da ja heute mehr denn jemals in der vor Sünde alt und grau werdenden Welt die Wärme der Liebe nachließ wie der Lebensgeiſt in einem Kranken, deshalb erſcheint die neue Entzündung des ſpiritualen Feuers

und die ſpirituale Erneuerung in uns wie eine Erleuchtung im Dunkeln um ſo notwendiger." Dies ſchrieb in einer der unſeren an Wildheit und umbrechender Gewalt nicht nachſtehenden Zeit aus böhmiſcher Gefangenſchaft an Karl IV. ein Mann, deſſen Leben auch nicht ärmer war als das Maſaryks: Cola di Rienzo, Petrarcas Freund, der Volkstribun, der einſt zu Rom in der Taufwanne des Kaiſers Konſtantin das Ritterbad nahm; er hat manchen Zug mit Maſaryk gemein. Nun, auch dies iſt eine Zeit, die alt und greis geworden in Sündenſchuld, und unter den Menſchen die Liebe kalt vor Ungerechtigkeit: wer wird ihr wieder den Geiſt entflammen? Das Leben Maſaryks iſt ſo merkwürdig, weil er bisher bedächtigen Schrittes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer wieder mit einem Ruck noch um ein Stück über ſich emporkam. Ob er jetzt die Kraft noch hat, einen letzten ſolchen gewaltigen Ruck zu tun, in eine großeuropäiſche Politik? Dann hätte dieſes vielgeſchmähte alte Öſterreich, dem er doch entſtammt, der Zeit in ihm einen Weltführer geſtellt, wie in Brezina den Weltdichter unſerer Zeit: doch gar keine üble Leiſtung für ein verſunkenes Land.

24. Dezember.

Kvapil, der böhmiſche Max Reinhardt, hat Maſaryk feierlich in Paris abgeholt, Jraſek, der böhmiſche Guſtav Freytag, war bei der Begrüßung in Prag der erſte Feſtredner, und auch Machar, der böhmiſche Herwegh, nahm an dieſem Staatsakt, dieſem Volksakt teil, überall ſtanden da Denker und Dichter voran. Wieviele Revolutionen wird's bei uns noch brauchen, bis einmal auch in Wien vielleicht den Geiſtigen der Zutritt zum Leben der Nation gewährt wird? Vorderhand wird hier der Künſtler, der ſich, wie neulich Werfel, erfrecht, einer Meinung, einer Geſinnung zu ſein, noch immer flugs vom Büttel bedroht: Gedankenfreiheit bleibt bei uns für die Gedankenloſen reſerviert. (So hieß es auch anfangs, die Theaterzenſur ſei aufgehoben. Fällt ihr aber gar nicht ein. Schon ergeben ſich „Bedenken" und auf einmal ſtellt ſich heraus,

ſie ſei unentbehrlich: die ganze Revolution war nur ein Wechſel im Perſonal, es wird nur Republik ausgeſprochen, iſt aber unſer altes, liebes, unſterbliches Syſtem Stürgkh geblieben, nur noch mit einer neuen Wehleidigkeit.)

26. Dezember.

Vor Jahren fuhr ich einſt nach Opcina. In der Elektriſchen fiel mir ein hochgewachſener, wohlgemuter, hellblickender Mann auf, den ich mir zunächſt in keiner Klaſſe, keinem Stande, keiner Nation recht unterzubringen wußte. Er aber erkannte mich, trat zu mir und ſprach mich an. Es war Konrad Hohenlohe, der Statthalter von Trieſt, der es noch immer gern hörte, wenn man ihn den roten Prinzen hieß. Wir kamen in ein Geſpräch, ſtiegen zuſammen aus und ſtanden auf der Höhe dann im Abendſonnenſchein über der meerumglänzten Stadt. Ich aber, ein geborener heimlicher Städtegründer, der überall gleich im Geiſte bauen, Straßen ziehen, Kanäle ſtechen, hier entwäſſern, dort befruchten muß, ergrimmte, den herrlichen Platz unbenützt zu ſehen, und baute gleich einen Luftkurort hin, mit Villen, Sanatorien und Hotels. Er hörte mich freundlich an und fragte nur: Aber wer ſoll's bauen? „Sie!", ſagte ich. Er ſchien erſtaunt, beſann ſich ein wenig und fragte dann lächelnd: „Glauben Sie, daß das eigentlich ins Fach eines Statthalters gehört?" „Was denn ſonſt?", gab ich arglos zur Antwort. Er lachte wieder und hat ſich mir ſeitdem immer wohlgeneigt gezeigt: er hatte ein Faible für unbureaukratiſches Weſen. Und ſo oft ich nun nach Trieſt kam, durfte ich mich des heiterſten Verkehrs mit dem höchſt lebendigen, planvollen, hochgeſinnten Mann erfreuen, deſſen tiefer Ernſt bei fürſtlich läſſiger Anmut, deſſen echte Menſchlichkeit in der leichten Form, deſſen ſtrenge Rechtlichkeit hinter der guten Laune mir immer werter wurden, bis ich allmählich die ſtärkſten Hoffnungen auf ihn zu ſetzen begann. Das war doch wirklich einmal ein Mann ohne Vorurteil, und von einer ſo freudig teilnehmenden, allen Menſchen rein

menſchlich begegnenden, alle Menſchlichkeiten mitfühlenden Art, ein ſo herzensguter, verſtandesklarer, gemütsſtarker Mann, daß ich mir von ihm, wenn er nur erſt auf den rechten Platz gelangt wäre, große Wirkungen verſprach. Er war gar kein Bureaukrat, gar kein Aktenmenſch, gar nicht papieren, er hatte Fleiſch und Blut, er ſtand dem Leben ganz unbefangen offen, mit einer Unſchuld, wie man ſie bei uns nur noch an Volksmenſchen und im Hochadel trifft. Und er hatte doch wieder nicht den gewiſſen leeren Raum um ſich, mit dem ſich unſer Hochadel ſonſt, vielleicht unwillkürlich, gern umgibt. Auch dieſer ſozuſagen paſſive Hochmut war ihm fremd; ſein Hochmut (denn wer hat keinen?) kam eher aus einem ſehr ſtarken Familiengefühl: ich vermutete zuweilen, daß in ſeiner inneren Hierarchie der Welt dicht unter dem lieben Gott die Hohenlohes ſaßen, vor dem Reſte der Menſchheit ſo ſicher verwahrt, daß im übrigen in dieſer Entfernung aus ſolcher Höhe für ihn gar kein Unterſchied zwiſchen einem König und einem Laſtträger mehr wahrzunehmen war, auf das bißchen kam's für ſein Gefühl ſchon wirklich nicht mehr an. Und hier, glaub ich, lag auch die Wurzel ſeiner ganz aufrichtigen, ganz echten Neigung zur Demokratie: wenn er ſich ſchon einmal aus ſeiner Familie zur übrigen Menſchheit begab, dann galt ihm hier wirklich jedermann völlig gleich. Dazu kam nun aber auch noch ein angeborenes Gefühl für Natur: er hatte den Menſchen an ſich gern, wie Wald und Wieſe, wie den Waſſerfall und das liebe Himmelslicht, er hatte den Geruch des Menſchen gern; paſſionierte Jäger ſind meiſtens Demokraten in dieſem Sinn. Er war ſozuſagen ein geborner Menſchenliebhaber, wie mancher ein geborner Tierfreund iſt, das war wohl auch der Grund, weshalb er ſich mit den Hofräten ſchlecht vertrug, den geborenen Menſchenfeinden; in allen dieſen Dingen entſcheidet wahrſcheinlich weniger der Verſtand als die Naſe. Dies alles zuſammen ſchien ihn mir zum Ordner unſerer Verwaltung zu beſtimmen, die er ja wie kaum ein anderer durchſchaute, und ich habe mir lange nicht erklären

können, warum er dennoch dann als Miniſter verſagt hat. Er kam in jener Zeit einmal nach Salzburg, atemlos vor Arbeit, abgehetzt und ſchon mit einem leiſen Vorgefühl, daß alles umſonſt, daß mit all ſeiner Tätigkeit ſchließlich nichts getan ſein würde. Er fragte ſich vergeblich nach den Urſachen. Und auch ich konnte ſie nicht ausfinden. Das war 1916. Das Jahr darauf ſah ich ihn in Wien wieder, er war indeſſen Oberſthofmeiſter geworden. Da hatten wir ein langes Geſpräch über die Hoftheater, an die er bis zum Frieden nicht rühren wolle, um ſie dann aber ſogleich von Grund aus umzuformen. Er hatte da große, weitausgreifende Pläne, die mir, wie ich ihn ſie ſo mit ſeiner wohllautenden, volltönenden und ſich in ihrem eigenen Klang gefallenden Stimme vortragen hörte, wiederum ſeinen hohen Sinn, ſeine friſch wagende Zuverſicht, ſein von der Mutter, der von Hebbel beſungenen, ererbtes Gefühl für den edlen Stil bewieſen, doch aber im einzelnen nicht unbedenklich ſchienen, nämlich gerade dort, wo es dann darauf ankam, das mächtig Empfundene, das klar Erblickte, das groß Gewollte nun aber auch erſcheinen zu laſſen, den reinen Sinn in die lebendige Tat umzuſetzen. Hier war ein Stocken, hier war ein Knarren, das er ſelber nicht zu fühlen, nicht zu hören ſchien: ihm fehlte das Gefühl, daß der große Begriff, um ſich zu betätigen, zu verwirklichen, nun doch erſt noch ſozuſagen ins Kleingeld des täglichen Gebrauches umgewechſelt werden muß. Und ſo wurde mir jetzt erſt klar, was ihm vielleicht überhaupt gefehlt hat: das Detail der Erfahrung. Das Herrliche an ihm war auch hier die völlige Freiheit von aller Routine, er iſt ein durchaus ſelbſteigener Mann geweſen! Nun aber dann, wie der Schaffende muß, wenn er den Einfall ausführen ſoll, zur inneren Eigenheit auch den Ausdruck im einzelnen zu finden, dieſe Kraft des Realiſierens blieb ſeinem hohen Willen, ſeinem klaren Verſtande verſagt. Er war kenntnisreich, er war wohlwollend, er war zielbewußt, aber dies alles nur im Großen, dies alles nur in die Ferne. Den Raum zwiſchen der Idee und der Tat überwinden, hatte er nicht gelernt. Viel-

leicht kann das, wer auf der Höhe geboren iſt, überhaupt nicht erlernen. Vielleicht lernt das nur, wer ſchon als kleiner Bub Tag für Tag die harte Nuß der Wirklichkeit mit ſeinen jungen Zähnen aufzuknacken hat. Vielleicht hatte die ihm ſo gütige Natur, die ihn ſo menſchlich reich, ſo männlich ſchön, mit ſo vielen Tugenden des Geiſtes und des Herzens ſchuf, ſich nur darin vergriffen, daß ſie gleich einen Fürſten aus ihm machte, der er, bäueriſch oder bürgerlich geboren, vielleicht durch eigenes Verdienſt geworden wäre.

28. Dezember.

In der jungen Wochenſchrift „Die neue Wirtſchaft" ſchlägt mein Freund Buſchbeck einen „Kunſt-Kehraus" vor: alles was ſeit zwanzig Jahren vom Unterrichtsminiſterium an ſogenannten Kunſtwerken zuſammengekauft worden iſt, will er öffentlich verſteigern, um aus dem Erlös eine europäiſche Galerie von fünfzig Bildern zu ſtiften. Der Einfall ſcheint mir vortrefflich. Die „Idee" dieſer „Erwerbungen" ſtammt, ſo weit ich mich erinnere, von Hartel, einem klugen, wiengewandten, ganz beſonders aber für Applaus begabten Philologen, den die ihm ſo verbundene Klientel dafür auch richtig damals ſogleich aus Dankbarkeit zum Mäzen auf Staatskoſten ernannt hat. Deshalb wurde beim Ankauf der Bilder von Anfang an niemals auf optiſche Probleme, ſondern auf geſellſchaftliche Beziehungen geſehen. Es kam nicht auf das Bild an, ſondern darauf allein, ob der Verfaſſer als Coupletſänger, Tiſchredner, Klavierſpieler, Haustheaterdirektor oder Anekdotenerzähler in der Welt eines hohen Adels und der ihm verſippten Finanz beliebt war. Immerhin gerieten von ungefähr mitunter auch Bilder in die Sammlung, die auch Kenner gern bei ſich an irgendeiner Wand hätten, es muß ja nicht immer gleich für die Ewigkeit gemalt ſein. Das Ganze hat aber wirklich heute nicht viel Sinn und man begreift den Ingrimm ſolcher reiner Toren, wie mein Buſchbeck einer iſt: der will nämlich, daß ein Gemälde Malerei enthalten ſoll. Kriegsgewinner, die kaum ſeinen

Wunſch teilen, würden bei der Ausmiſtung ſicherlich die höchſten Preiſe bieten, jedenfalls genug, um der europäiſchen Galerie die fünfzig Bilder beizuſtellen, wovon jedes für die Geſchichte des Sehens von Belang und alſo auch erzieheriſch wäre. Freilich ſetzt mein Parſifal dabei voraus, daß in der Regierung jemand ſitzen wird, der Kunſt will: Buſchbeck iſt ein Umſtürzler. (Wie ich uns zu kennen glaube, wird man für die Verſteigerung des Krempels vielleicht noch zu haben ſein, dann aber es dabei bewenden laſſen und den Erlös, ſtatt für die Galerie, lieber anders aufbrauchen, was übrigens immerhin auch ſchon ein Gewinn wäre.)

31. Dezember.

Ich habe dieſes Jahr in Stifter zugebracht; Anlaß gab mir ſein fünfzigſter Todestag. Im nächſten ſind's hundert Jahre, daß Walt Whitman geboren wurde; ſo will ich es in Whitman verbringen. Er ſchließt ſich gut an Stifter an, er iſt im Grunde nur ein Stifter im Weiten, mit mehr Horizont, ein Stifter mit Atlantiſchem Ozean. Wenn er bekennt: „Ich glaube, ein Grashalm iſt nichts Geringeres als das Tagwerk der Sterne", iſt das nicht ganz Stifteriſch gedacht? Wenn er ſagt: „Camerado, dies iſt kein Buch; wer dies berührt, berührt einen Menſchen", könnte das nicht auf allen Werken Stifters ſtehen? Wenn er ausruft: „Die ſich lieben untereinander, ſollen die Unbeſieglichen werden", war's nicht derſelbe reine Glaube, der auch den armen Hofrat in ſeinen Linzer Nöten tröſtlich aufrecht hielt? Nur kommt der Amerikaner freilich gewaltigeren Schritts einher, er iſt ein Stifter auf großem Fuße; Stifter iſt ein Whitman unter Kaiſer Ferdinand, und der Homer, den auch er in ſeiner Seele trug, blieb halt im Schulrat ſtecken (übrigens nicht immer: der Witiko iſt homeriſch und hat den Atem Whitmans!) Bis ins Detail zeigen ſie ſich verwandt: in der unbeſchreiblichen Zartheit der Männerfreundſchaften bei Stifter (beſonders im Nachſommer) kündigt ſich ſchon etwas vom höchſten Begriffe Whitmans, von der „Kameradſchaft" vorahnungsvoll an.

Auch in Stifter iſt es zuweilen ſo geheimnisvoll rührend, wie zur Caritas mit leiſen Schritten Eros tritt, was nun Whitman aber noch ins Grandioſe ſteigert, indem er ſinnlich überſinnlich alliebend ſein ganzes Volk, ja die Menſchheit ſelber und noch Sonne, Mond und Sterne mit in ſeiner trunkenen Gottesſeligkeit umfängt. Ein Quäker und ein Heide, ſeelenvoll und ſinnenvoll, ganz Geiſt und wieder ganz Natur, ein Prolet gefürſteten Weſens, wie der Wildnis des Urwalds ruppig entſtiegen, mit letzten Zartheiten einer vielleicht in Jahrhunderten erſt ſich vollendenden ſublimierteſten Verfeinerung, ganz Demos und ganz Kosmos, durch und durch Amerikaner und doch übernational, Menſch des Augenblicks und doch über allen Zeiten, hat Whitman alles, was wir brauchen, gerade wir, gerade jetzt. Du neuer Meiſter Eckart, Dominikaner vom fiſchförmigen Paumanok, ſei mein heller Gefährte durch dieſes noch dunkelnde Jahr!

4. Januar.

Auch aſtrologiſch wird jetzt für den Wittelsbacher Ruprecht agitiert: er hat, heißt's, für den Januar die ſchönſten, ſeinen Ehrgeiz ermutigenden, Macht und Glanz verheißenden Jupiter-Sonne-Aſpekte, und da ſich zugleich die Oppoſition Saturn-Uranus vom 1. Oktober, der die Aſtrologen die Schuld am deutſchen Umſturz geben, nun am 22. Januar noch ſtärker wiederholt, für den ſie alſo neuer Brüche gewärtig ſind, kann er ſich getroſt erdreiſten. Doch wer glaubt an Aſtrologie heute noch? Ich will es nicht, weil mir in meiner inneren Hierarchie der Platz zur Unterkunft für ſie fehlt, und habe doch wieder zu merkwürdige Proben von ihr erlebt, um ihrer ſpotten zu können. Vielleicht trifft auch auf ſie das Wort zu, womit d'Alembert die Theorie vom Differentialquotienten empfahl: Allez en avant et la foi vous viendra. Kaum irgend eine Zeit je war dazu bereiter als unſere und ſie kann auch, wenn ſich doch etwa noch in ihr „wiſſenſchaftliche" Bedenken gegen die verrufene Sternenſchau regen, dieſe damit beſchwichtigen, daß Aſtrologie doch im Grunde wirklich nur „die

pſychiſche Umkehrung der Archäologie" iſt, wie Oswald Spengler ſagt, deſſen erſtaunlich gedankenvolles, kühn überbrückendes, im Erhabenen kreiſendes Buch „Der Untergang des Abendlandes" (Wien, Wilhelm Braumüller, 1918) es ebenfalls unternimmt, die Zukunft zu leſen, wenn auch nicht aus den Sternen. Erklärt es doch geradezu: „In dieſem Buch wird zum erſtenmal der Verſuch gemacht, Geſchichte voraus zu beſtimmen." Er geht dabei von der ſchon Nietzſche vertrauten Empfindung aus, daß „Geſchichte ſich wiederholt"; ſo wird ihm jede einzelne Zeit zum „biographiſchen Abſchnitt" ihrer Kultur und vermag er dann nur noch das ihr identiſche Stück in der Vergangenheit anzutreffen, ſo wäre ja die Zukunft gefunden. Darauf ruht ſeine Idee einer Morphologie der Geſchichte, der „Welt als Geſchichte im Gegenſatz zur Welt als Natur". Im Entwurf dieſer „Idee", in ihrer Begründung und Durchführung iſt er von einer Sicherheit, einer Kraft des Goetheſchen „Zuſammenſehens von Vergangenheit und Gegenwart in Eins", einer Tiefe, Größe, Weite des ahnenden Gefühls, daß man ihm gern verzeiht, wenn er in ſeiner „Entdeckung" geradezu „die . . . von allen dunkel vorgefühlte Philoſophie der Zeit" zu ſehen glaubt. Wenn „Geſchichte ſich wiederholt", was iſt es eigentlich, das ſich in ihr immer von neuem wiederholt? Der Gang zur Kultur und dann wieder von Kultur zur Ziviliſation. „Jede Kultur hat ihre eigene Ziviliſation. Zum erſtenmal werden hier die beiden Worte, die bisher einen vagen ethiſchen Unterſchied perſönlicher Art zu bezeichnen hatten, im periodiſchen Sinn, als Ausdrücke für ein ſtrenges und notwendiges organiſches Nacheinander gefaßt. Die Ziviliſation iſt das unausweichliche Schickſal einer Kultur. Hier iſt der Gipfel erreicht, von dem uns die letzten und ſchwerſten Fragen der hiſtoriſchen Morphologie lösbar werden. Ziviliſationen ſind die äußerſten und künſtlichſten Zuſtände, deren eine höhere Art Menſch fähig iſt. Sie ſind ein Abſchluß; ſie folgen dem Werden als das Gewordene, dem Leben als der Tod, der Entwicklung als die Starrheit, dem Lande und der ſeeliſchen Kindheit, wie

sie Dorik und Gotik zeigen, als das geistige Greisentum und die steinerne, versteinernde Weltstadt. Sie sind ein Ende, unwiderruflich, aber sie sind mit innerster Notwendigkeit immer wieder erreicht worden." Ist es so weit, dann bleibt, wenn Geschichte nicht stillstehen soll, nichts übrig, als daß wieder eine frische, noch unverbrauchte Seelenart auftaucht, die sich wieder allmählich ihrer inneren Möglichkeiten bewußt wird und diese wieder in die Welt zu setzen, an der Welt zu gestalten versucht, bis auch ihr ganzes Inneres wieder veräußert, jede Möglichkeit verwirklicht, auch ihre Kultur wieder erschöpft ist. „Eine Kultur stirbt, wenn diese Seele die volle Summe ihrer Möglichkeiten in Gestalt von Völkern, Sprachen, Glaubenslehren, Künsten, Staaten, Wissenschaften verwirklicht hat und damit wieder ins Urseelentum zurückkehrt. Ihr lebendiges Dasein aber, jene Folge großer Epochen, die im strengen Umriß die fortschreitende Vollendung bezeichnen, ist ein tiefinnerlicher, leidenschaftlicher Kampf um die Behauptung der Idee gegen die Mächte des Chaos nach außen, gegen das Unbewußte nach innen, in das sie sich grollend zurückgezogen haben . . . Ist das Ziel erreicht und die Idee, die ganze Fülle innerer Möglichkeiten vollendet und nach außen hin verwirklicht, so erstarrt die Kultur plötzlich, sie stirbt ab, ihr Blut gerinnt, ihre Kräfte brechen — sie wird zur Zivilisation. So kann sie, ein abgestorbener Baumriese im Urwald, noch Jahrhunderte hindurch die morschen Äste emporstrecken. Wir sehen es an Ägypten, an China, an Indien, an der Welt des Islam. So ragte die antike Zivilisation der Kaiserzeit mit einer scheinbaren Jugendkraft und Fülle riesenhaft auf und nahm der jungen arabischen Kultur des Ostens Luft und Licht. Dies ist der Sinn aller Untergänge in der Geschichte, von denen der in seinen Umrissen deutlichste als ‚Untergang der Antike' vor uns steht, während wir die frühesten Anfänge des eigenen, eines nach Verlauf und Dauer jenem völlig kongruenten Ereignisses, das den ersten Jahrhunderten des nächsten Jahrtausends angehört, den ‚Untergang des Abendlandes', heute schon

deutlich in und um uns spüren." Denn daß es „Untergang" ist, was wir erleben, daß auch wir bald nur noch ein solcher „abgestorbener Baumriese" sind, daß wir vielleicht Jahrhunderte noch in der Geschichte stehen bleiben, aber nur noch als Petrefakt, das gilt ihm für ausgemacht, schon deshalb, weil ihm aller Imperialismus überall ein „typisches Symbol des Ausgangs" ist. So sieht er schon im imperium romanum nicht „ein einmaliges Phänomen", sondern das „normale Produkt einer strengen und energischen weltstädtischen, eminent praktischen Geistigkeit" und den „typischen Endzustand, der schon einige Male dagewesen, aber bisher nicht identifiziert worden ist." Und er meint also, „daß das 19. und 20. Jahrhundert, vermeintlich der Gipfel einer geradlinig ansteigenden Weltgeschichte, als Phänomen tatsächlich in jeder bis zum Ende gereiften Kultur nachzuweisen ist, nicht mit Sozialisten, Impressionisten, elektrischen Bahnen, Torpedos und Differenzialgleichungen, die nur zum Körper der Zeit gehören, sondern mit einer zivilisierten Geistigkeit, die auch ganz andere Möglichkeiten äußerer Gestaltung besitzt, daß die Gegenwart also ein Durchgangsstadium darstellt, das unter gewissen Bedingungen mit Sicherheit eintritt, daß es mithin auch ganz bestimmte spätere Zustände als die modernen, westeuropäischen gibt, daß sie in der abgelaufenen Geschichte schon mehr als einmal dagewesen sind und daß damit die Zukunft des Abendlandes nicht ein uferloses Hinauf und Vorwärts in der Richtung unserer augenblicklichen Ideale und mit phantastischen Zeiträumen ist, sondern ein in Hinsicht auf Form und Dauer streng begrenztes und unausweichlich bestimmtes Einzelphänomen der Historie vom Umfange weniger Jahrhunderte, das aus den vorliegenden Beispielen übersehen und in wesentlichen Zügen berechnet werden kann." Aber nicht bloß so „die Gegenwart als Grenze der Untersuchung zu überschreiten und auch die noch nicht abgelaufenen Phasen der Geschichte nach Typus, Tempo, Sinn, Resultat zu bestimmen", nicht bloß einer solchen exakten Wissenschaft von der Zukunft vermißt sich dieser rechnende Prophet, sondern

„auch längst verschollene und unbekannte Epochen, ja ganze Kulturen der Vergangenheit an der Hand morphologischer Zusammenhänge zu rekonstruieren (ein Verfahren, das dem der Paläontologie nicht unähnlich ist, die heute imstande ist, aus einem einzigen aufgefundenen Schädelfragment weitgehende und sichere Angaben über das Skelett und die Zugehörigkeit des Exemplars zu einer bestimmten Art zu machen)." Dies alles klingt paradox und ist doch im Grunde durchaus Goethisch. Spengler hat Goethes Anschauung der Natur zur Anschauung von Geschichte gebraucht, beide sind visionär, darum unbeweisbar, aber auch in ihrer Evidenz ja gar keines Beweises erst bedürftig. Und indem er dann auch noch Goethes auch wieder rein visionären Begriff der homologen Organe geschichtlich benutzt, gewinnt er ein wirklich ganz neues, höchst fruchtbares und wenn man es selbst vielleicht bloß methodisch gelten lassen wird, dafür jedenfalls unschätzbares und hinfort kaum mehr entbehrliches Aperçu, das vom Gleichzeitigen: „Ich nenne gleichzeitig zwei geschichtliche Fakta, die, jedes in seiner Kultur, in genau derselben — relativen — Lage eintreten und also eine genau entsprechende Bedeutung haben. Es war gezeigt worden, wie die Entwicklung der antiken und der abendländischen Mathematik in völliger Kongruenz verläuft. Der Fall ist typisch. Hier hätten also Pythagoras und Descartes, Plato und Laplace, Archimedes und Gauß als gleichzeitig bezeichnet werden dürfen. Gleichzeitig vollzieht sich die Entstehung der Jonik und des Barock. Polygnot und Rembrandt, Polyklet und Bach sind Zeitgenossen. Gleichzeitig erscheint in allen Kulturen der Moment, wo die Metamorphose zur Zivilisation sich vollzieht. In der Antike trägt diese Epoche die Namen Philipps und Alexanders, im Abendland tritt das homologe Ereignis in Gestalt der Revolution und Napoleons ein. Betrachtet man die wirtschaftlich-intellektuelle Stimmung hellenischer Großstädte nach dem Frieden des Antalkidas (386), sieht man die wüsten Revolutionen der Besitzlosen, die wie in Argos (370) alle Reichen mit Knütteln in den Straßen totschlugen, so hat

man das Gegenstück zur französischen Gesellschaft nach dem Pariser Frieden (1763). Voltaire, Rousseau, Mirabeau, Beaumarchais und Sokrates, Aristophanes, Hippon, Isokrates sind Zeitgenossen. In beiden Fällen beginnt die Zivilisation. Dieselbe Aufklärung und Auflösung aller Tradition, dieselben Bastillenstürme, Massenhinrichtungen, Wohlfahrtsausschüsse, dieselben Staatsutopien bei Plato, Xenophon, Aristoteles und Rousseau, Kant, Fichte, Saint-Simon, dieselbe Schwärmerei für Naturrechte, Gesellschaftsvertrag, Freiheit und Gleichheit bis zu den Forderungen allgemeiner Bodenverteilung und Gütergemeinschaft (Hippon, Babeuf) und endlich dieselbe Resignation und Hoffnung auf einen demokratisch fundierten Napoleonismus bei Plato wie bei Rousseau und Saint-Simon. Napoleons Staatsstreich war nicht der erste, der geplant und gemacht wurde, nur der erste, der glückte. Die antiken „Soldatenkaiser" beginnen schon mit Dionys von Syrakus (405), Jason von Pherä (374), Maussolos von Halikarnaß (353). Nur der Erbe ihrer Idee war Philipp von Mazedonien. Das IV. Jahrhundert, das mit Alkibiades — der viel vom imperialen Ehrgeiz Mirabeaus, Napoleons und Byrons hat — beginnt und mit Alexander endet, ist das genaue Gegenbild der Zeit von 1750 bis 1850, in welcher mit tiefer Logik der contrat social, Robespierre, Napoleon, die Volksheere und der Sozialismus aufeinander folgen, während im Hintergrund Rom und Preußen sich auf ihre welthistorische Rolle vorbereiteten . . . Ich hoffe zu beweisen, daß ohne Ausnahme die sämtlichen großen Schöpfungen und Formen der Religion, Kunst, Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft in sämtlichen Kulturen gleichzeitig entstehen, sich vollenden, erlöschen; daß der inneren Struktur der einen die aller anderen durchaus entspricht; daß es nicht eine Erscheinung von tiefer physiognomischer Bedeutung im historischen Bilde der einen gibt, deren Gegenstück, und zwar in einer streng bezeichnenden Form und an ganz bestimmter Stelle, nicht in den übrigen aufzufinden wäre. Allerdings bedarf es, um diese morphologische Identität zweier Phä-



TAYLOR INST

nomene zu begreifen, einer ganz anderen Vertiefung und Unabhängigkeit vom Augenschein des Vordergrundes, als sie unter Historikern bisher üblich war, die sich nie hätten träumen lassen, daß der Protestantismus in der dionysischen Bewegung, sein Gegenbild findet, und daß der englische Puritanismus im Abendlande dem Islam in der arabischen Welt entspricht."

7. Januar.

Als Whitmans Leben ausging, März 1892, saß der Alte gern mit Freunden und, schon mehr drüben, sprach er einst: „Was gehen mich der Menschen Ideen an, gute oder schlechte? Ich bin weder für noch gegen Ideen, meine Hauptbeschäftigung ist Liebe." Und er sagte auch, sein Amerika sei nichts Geographisches, sondern etwas Menschliches. „Das wahre Amerika ist nicht da, um Reiche zu gründen, sondern zu ihrer Zerstörung. Ein Amerika, das mit Amerika aufhören würde, wäre eine nicht auserzählte Geschichte . . . Amerika besteht nicht aus Eisenbahnen, sondern aus Menschen. Wie gut auch euere Eisenbahnen sind, eure Menschen müssen besser sein. Die Hauptsache sind Menschen. ‚America is the influence that will make men possible.'"

Wer weiß mir irgend einen Vers, stark genug, eine tugendhafte Frau zu verführen? Ich suche seit Tagen und finde keinen. Schuld daran ist Burdachs Akademievortrag „Über den Ursprung des mittelalterlichen Minnegesanges, Liebesromans und Frauendienstes", der, was wir „christlich-germanisch" zu nennen gewohnt sind, zum Teil vom Morgenland datiert und in der höfisch-ritterlichen Sitte, Bildung, Dichtkunst des Mittelalters Spuren arabisch-persisch umgeformter helleniſtischer Einflüsse zu sehen meint, recht zur Befriedigung meiner westöstlichen Sinnesart. Da wird nun von einem Gedicht des Said Ibu Dschudi erzählt, es habe durch seine Macht und Schönheit eine hohe Frau so betört, daß sie darüber ihre Tugend verlor und ihrem Gatten die Treue brach. Ich weiß nicht, warum mich diese Notiz so verfolgt; ich las

an jenem Tag nicht weiter und noch immer läßt ſie mich nicht aus. Denn heute wäre derlei doch undenkbar! Aber warum? Sind unſere Verſe ſchlechter oder unſere Frauen beſſer? Ich kenne wirklich keine Frau, deren Tugend ich mir durch einen Vers gefährdet denken könnte. Schmuck, Pracht, Ruhm, Anſehen und Reichtum, Anmut und Schönheit, dies alles und noch mancherlei mag Frauenſinn verwirren. Aber ein Reim? Ein Klang? Worte? Da liegt's: daß ein Wort ſo ſtark ſein könnte, die Tugend einer Frau zu brechen, und ſelbſt einer noch ſo gern ſchwachen Frau, das will uns nicht ein. So wenig glauben wir an die Macht des Wortes! Das Wort hat uns alle Tatkraft verloren, wir haben jetzt offenbar ein ganz anderes Verhältnis zum Wort, oder eigentlich, wir haben, ſcheint's, überhaupt zum Wort kein Verhältnis mehr. Schon der Apoſtel mahnt: Seid nicht bloß Hörer, ſondern auch Täter des Worts! Uns aber klingt auch dieſe Mahnung ſelbſt ſchon ganz fremd, wir erinnern uns ja kaum mehr der tätigen Form des Wortes. Vielleicht iſt das ein Merkmal aller ausgehenden Ziviliſationen: das Wort wird denaturiert, es tritt in den Ruheſtand, es tut nichts mehr und wird nicht mehr getan, es iſt zum bloßen Zierat, Schmuck und Anhängſel geworden, ſeine wirkende, ſeine ſchaffende Kraft verliſcht, ja ſo ſehr, daß man ſich dieſes urſprünglichen Gebrauchs von Worten als lebendigen Kräften zuletzt ſchon überhaupt nicht mehr entſinnen kann. Was wir heute „Bildung" nennen, iſt erſt möglich geworden, ſeit das Wort ſeine Tätigkeit eingeſtellt hat. Denn dieſe „Bildung" iſt ein Kompoſitum von Elementen, die, jemals auch nur einen Augenblick lang wieder in Kraft geſetzt, ſogleich einander zerreißen müßten. Im Wort hat erſt alles Elementare verlöſchen, das Wort hat erſt erſtarren und abſterben müſſen, bevor unſere Art von „Bildung" überhaupt möglich wurde; ſie beleben, hieße ſie vernichten. Man nehme bloß etwa die Bücher des letzten Jahres: das von Pannwitz über die „Kriſis der europäiſchen Kultur", das Blochs über den „Geiſt der Utopie", jetzt wieder das Spenglers über den „Untergang des Abendlandes", jedes

ein Alarmſignal, Notſchrei, Hilferuf einer tödlich getroffenen Menſchheit und —? Und ſie werden geleſen, ſie werden gerühmt, ſie werden bewundert, alle drei von denſelben Menſchen geleſen, gerühmt und bewundert, ſie gehen von Hand zu Hand, man ſtimmt ihnen zu, ſie haben Erfolg und — was erfolgt, was ändert ſich, was geſchieht? Nichts! Ja, man wundert ſich vielleicht, wenn jemand ſich wundert, daß ſie nichts ändern, man verſteht vielleicht die Frage gar nicht, man weiß ja längſt nicht mehr, daß durch ein Buch etwas geſchehen kann. So ſehr haben wir Art, Sinn und Amt des Worts verlernt, daß wir gar nicht mehr merken, wie tragiſch es iſt, wenn das Wort nichts mehr ändert, wenn durch das Wort nichts mehr geſchieht, wenn das Wort zum Spiel geworden iſt, zum Spiel in ſich ſelbſt, zum bloßen Domino, das nur darauf achtet, daß Stein an Stein nach den Spielregeln geſetzt wird und es richtig ausgeht: das iſt ja heute das einzige Verhältnis des „Gebildeten" zum Buch, er prüft es auf den inneren Zuſammenhang, und wenn der ſtimmt, iſt es erledigt. Reden und ſchreiben hat allen Sinn verloren, ſeit das Wort untätig geworden iſt. Aber nicht bloß das Wort hat aufgehört, irgend etwas von einem Menſchen zu den anderen Menſchen zu bringen, ſondern auch alle anderen Verkehrsmittel der Menſchheit verſagen. Früher iſt jeder Ausdruck immer auch gleich eine Mitteilung geweſen, in unſerer Zeit kommt allen Ausdrücken immer mehr jede mitteilende Kraft abhanden. So ſind alle Künſte, nicht bloß die des Worts, Privatangelegenheiten geworden, von denen man gar nicht mehr verſtehen kann, warum dieſe Monologe noch immer öffentlich betrieben werden. Das Kunſtwerk wirkt höchſtens noch biographiſch und intereſſiert nur allenfalls noch pſychologiſch. Das Höchſte, was es erreicht, iſt, daß der Empfänger am Ende befriedigt konſtatiert: „Aha, ſo ſieht dieſer Herr die Welt, ſo hängt's in dieſem Kopf zuſammen!" Auf ein ſolches zuſtimmendes „Aha!" hat ſich der Ehrgeiz aller Wiſſenſchaft und Kunſt in unſerer Zeit herabgeſetzt. Altenberg erzählt einmal: „Die Dame kam aus der Oper — und zankte dennoch mit

ihrem Stubenmädchen." Die wäre durch keinen noch ſo ſchönen Vers zu verführen! Dieſe Dame, die aus der Oper kommt und dennoch zanken kann, und jene Frau, deren Tugend in der Glut ſchöner Verſe ſchmolz, ſind Gegenfiguren, ſie drücken zwei Menſchheiten aus. Mir würde die Wahl nicht ſchwer.

9. Januar.

Kainz war's, der mir zuerſt, vor Jahren ſchon, von Alexander Elmhorſt ſprach. Er, unabläſſig ſeine Kunſt belauſchend, den Geheimniſſen ſeiner Wirkungen auflauernd, ſeine glücklichen Inſtinkte nach Theorie verhörend, um ſich ſelber dann erſt auch noch ganz verſtehen und bewußt handhaben zu lernen, wies mich auf Elmhorſt hin, der wie heute kein anderer das Element der Sprechkunſt beherrſche. Heine hat mir das beſtätigt, Korff und die Senders auch, ſo war ich neugierig geworden, den Wundermann einmal an ſeinen Apparaten zu ſehen. Vorſchkegaſſe, beim Brünnlbad; in dieſem Viertel, das ein einziges großes Lazarett ſcheint. Und wer die Schauſpielſchule betritt, glaubt zuerſt eher bei einem ſchwediſchen Maſſeur zu ſein. Und wirklich: Heilkunſt iſt's ja, was hier geſchieht; der Schüler wird von allen angeborenen oder anerzogenen Unarten, Hemmungen und Störungen geheilt und ſeine geſunde Natur wiederhergeſtellt. Mehr hat Elmhorſt im Grunde gar nicht vor: wenn der Schüler zu ſich ſelber kommen und in Ton und Gebärde ſich ſelber finden lernt, iſt alles erreicht. Was will denn der Sprecher, was gar der Schauſpieler, als mich, den Hörer, den Zuſeher, an Empfindungen beteiligen, die längſt in mir da ſind, die jedem vertraut ſind, den allgemein menſchlichen, den ewigen Empfindungen, die mich aus ſeinem Munde nur deshalb überraſchend erregen, weil er ſie ganz anders verlauten, ganz anders erſcheinen läßt, als ich ſie gewohnt bin, weil er ſie mit ſeinem eigenen Ton, mit ſeiner eigenen Gebärde begabt? Der Zauber des Theaters iſt, daß ich da mich ſelbſt, aber geheimnisvoll verwandelt, erlebe: mein eigenes Innere tritt mir am Schauſpieler in fremder

Gestalt entgegen. In dieser Überraschung liegt der Reiz der Schauspielkunst. Er wird um so größer sein, je weniger ich darauf gefaßt bin, meiner eigenen Empfindung zu begegnen, je länger es dauert, bis ich sie als die meine erkenne, je mehr sie mich anfangs befremdet. Wie stark ein Schauspieler wirkt, hängt also vor allem vom Umfang seiner Empfindung ab (sie muß schon sehr weit sein, wenn von tausend Menschen jeder zuletzt in ihr seine eigene erkennen soll), dann aber auch von ihrer Reinheit, ihrer mitteilenden Kraft und ihrer Tiefe, noch mehr aber von ihrer persönlichen Eigenheit: denn eben dies, daß es eine mir ganz fremde Person ist, in der ich am Ende unverhofft mich selbst, mein ureigenstes Selbst erstaunend wiederfinde, gibt dem theatralischen Erleben seinen magischen, mystischen Glanz. Ein ganz besonderes Exemplar der allgemeinen Menschenart, möglichst vereinzelt und möglichst summierend zugleich, das ist der große Schauspieler; er soll eigentlich sein ganzes Volk enthalten, aber in einen Fremdling verkleidet. Mensch, werde wesentlich! mahnt Angelus Silesius, und auf den Pforten aller Schauspielschulen müßte das geschrieben stehen, denn nichts anderes ist der Schauspieler im Grund als ein ganz wesentlicher Mensch. Und dies in jedem Sinne: der ideale Schauspieler wäre, wer das gesamte Wesen der Menschheit, alles, wessen nur irgendein Mensch jemals fähig gewesen, in sich zusammengedrängt enthielte, dann aber daraus nun ein ganz besonderes, einziges, einmaliges Wesen ohne Vorbild und ohne Nachbild geformt hätte. Eine Natur zu sein wie der Baum, der auch immer zugleich die ganze Gattung und doch aber dieses eine, dieses einmalige, niemals wiederkehrende Exemplar davon ist, bleibt darum immer die höchste Forderung an den Schauspieler. Ihn über das Maß, das er mitbekommen hat, auszudehnen, vermag freilich keine Hilfe. Doch seiner angeborenen Eigenheit bewußt und ihres stärksten Ausdruckes fähig zu werden, verlangt ihn und die das selber sind, an die wendet er sich also meistens zunächst, an die Meister. Ein verzeihlicher, aber höchst gefährlicher Irrtum, weil da der Schüler statt

ſeinen eigenen doch immer nur den Ton des Meiſters lernt und ſo, ſtatt zu ſich geführt zu werden, ſich ſelber entführt und immer mehr entfremdet wird. Ergebnis: die Maſſen von falſchen Roberts und falſchen Kainzen. Kein Wunder, da doch alle, nicht bloß die Schauſpieler, von klein auf falſch erzogen werden, erſt daheim, dann in den Schulen, nämlich niemals zur Selbſtdarſtellung, ſondern als Affen irgendeiner gerade vorwaltenden, Eltern und Lehrer blendenden mittleren Manier, in der das allgemein Menſchliche geradeſo wie das einmalig Perſönliche erſtickt. So bringt der Junge, der zum Theater will, in die Schauſpielſchule ſchon faſt nichts mehr von ſich mit, Ton und Gebärde ſind ſchon verbildet, ſind ſchon nicht mehr ſein, er iſt ſich völlig entwendet. Ihn ſich ſelber zurückzuſtellen, das iſt eigentlich der einzige Sinn des wahren Unterrichts, in allen Künſten. Und das ſcheint mir die Bedeutung Elmhorſts, daß er nicht bloß, wie andere auch, dies erkannt, ſondern nun auch noch eine Methode gefunden hat, dem Schüler ſein verlorenes inneres Eigentum wiederzugeben. Und geradezu genial war ſein Einfall, dies mechaniſch zu tun! Ein Menſch iſt ſich abhanden gekommen, er ſoll ſich wiederfinden, aber wie denn, wo denn? Treibt ihm der Lehrer die eine Manier aus, ſo treibt er ihm dafür doch unwillkürlich ſchon wieder eine andere ein, und was iſt gewonnen? Elmhorſt aber bindet ihn auf ein Folterbett feſt, ſchnürt ihn von allen angelernten Bewegungen ab und indem er ihn ſo gewiſſermaßen auf ſeinen Urzuſtand, faſt auf das Animaliſche reduziert, zwingt er dem ſo gleichſam auf ſein inneres Minimum herabgeſetzten Geſchöpf den natürlichen Atem und wenn er es dann auch noch unerwartet rotieren läßt, im Aufſchrei des Erſchreckens ſeinen vergeſſenen Urlaut ab. Das Opfer fragt im erſten Staunen dann oft, wer denn da gerufen hat: es iſt ſeiner eigenen Stimme ſo ſehr entwöhnt, daß es ſie noch gar nicht wiedererkennt. Die Wunderkuren Elmhorſts an Stotterern, Stimmkranken, Atemloſen ſind mir noch bei weitem nicht ſo merkwürdig wie der Einfall ſelbſt, geiſtige Verbildung

als Urſache dieſer ſämtlichen Störungen zu erkennen, ihr nun mit Entbildung zu begegnen und den falſchen Geiſt mechaniſch auszutreiben: indem er einem alle Unnatur abbindet, läßt er ihm keinen Ausweg als die Beſinnung auf den Urlaut. Es geſchieht eine Art Erpreſſung an den Schülern; das hochnotpeinliche Verfahren zwingt ſie, ſich zu ſich ſelbſt zu bekennen; bei ſich ſelbſt aber iſt im Grunde ja kein Menſch mehr talentlos. Und ſo meine ich faſt, es könnte ſein, daß in dieſer Schauſpielſchule vielleicht irgendwie der Anfang einer Menſchheitsſchule ſteckt. Am Ende hörten wir dann gar dereinſt auch politiſch zu ſtottern auf.

11. Januar.

An Altenbergs Grab. Das erſte, was man vor bald dreißig Jahren von Peter Altenberg vernahm, war eine Nachricht des Heinrich im Grienſteidl, es gehe jetzt jede Nacht auf dem Kohlmarkt ein Herr um, der aufzufliegen verſuche, der Macht ſeines Gemüts vertrauend. So begann er gleich legendär und war bald darauf, ſchon bei Lebzeiten, faſt mythiſch geworden. Wie einſt Stelzhamer. Oder wie der liebe Auguſtin. Mit den beiden war ihm auch dies gemein, daß man ihn beim Vornamen rief. Er hieß der Peter, wie Stelzhamer der Franz von Pieſenham, wie Whitman Walt. Die drei gleichen einander überhaupt irgendwie; nicht ſo ſehr in der Art ihrer Begabung als in ihrer Stellung zur Welt. Ihr Unterſchied liegt nur in den Dimenſionen, es iſt der Unterſchied zwiſchen Broadway, Vöcklabruck und dem Grabencafé. Dieſe Dichter haben alle drei faſt etwas Heiliges an ſich, freilich nicht ohne den Zuſatz leiſer Lächerlichkeit, die ſich allem Heiligen in ziviliſierten Zuſtänden anhängt. Auch Verlaine gehört in ihre Nähe, und Peter Hille auch. Es ſind die einzigen Dichter dieſer Zeit, die noch ungefähr dem entſprechen, was ſich das Volk unter einem Dichter denkt. Zu den anderen hat es keinen Zugang, ſie bleiben ihm durch Literatur verdeckt, auch traut es ihnen von vorne herein nicht recht, weil es inſtinktiv vom Dichter verlangt, daß er

ſelber auch ein Gedicht ſei; dies aber iſt die einzige Dichtungsart, die ſich nicht erlernen läßt. Wenn einſt die ganze Literatur dieſer Zeit vergeſſen iſt, wird das unvergängliche Gedicht, das Peter Altenbergs Leben war, noch dankbaren Enkeln erglänzen. — Wie alle vom Geiſte Lebenden empfand auch er ſtark die niederziehende Gewalt des Irdiſchen; er kannte die Tobſuchtsanfälle des an die Welt gefeſſelten Genius. Des Geiſterreichs ganz unmittelbar bei ſich gewiß, ſieht es der Geiſtige plötzlich rings bedrängt, vermiſcht, entſtellt, das Unreine dringt überwältigend ein. Dies iſt das Urerlebnis, das ſich in jeder Generation wiederholt, und an ihm ſcheiden ſich die Geiſter. Die einen antworten darauf mit Haß, Erbitterung und Hohn; das ergibt die zürnenden, die ſtrafenden Propheten. Andere flüchten nach den elfenbeinernen Türmen der Artiſten. Noch andere betäuben ſich mit ihrer inneren Muſik. (Nummer eins: Schopenhauer und Nietzſche, Nummer zwei: der Äſthet und Dilettant, Nummer drei: Kapellmeiſter Kreisler und Hugo Wolf, während Beethoven und Mahler bald eins, bald drei ſind, George bald eins, bald zwei.) Alle drei abſentieren ſich von der Welt. Aber durch die Welt dennoch nicht irre zu werden an der Welt, ſie bis in jene Tiefe zu durchſchauen, wo die verruchte Welt ſelber auch wieder Geiſt wird, und darum auch das Verhaßte der Welt noch herzhaft lieben zu können, dies vermag allein die durchleuchtende Kraft des Dichters. Der Dichter abſentiert ſich nicht von der Welt. Auch wenn er die Hand ſchon zum Fluch hebt, er muß immer noch ſegnen. Denn wohin er blickt, er ſieht überall Schönheit. In jedem Menſchen, wer es auch ſei, noch den verborgenen Jupiter erkennen und heimlich begrüßen, hat das Emerſon einmal etwas wunderlich genannt, aber ſagen wir es lieber auf gut katholiſch: auch im ärmſten Sünder noch Gottes Kind erblicken und ſo die Sünde haſſen, doch den Sünder lieben. In Kornfelds „Verführung" kommt ein ſolcher Dichter vor, der Bitterlich. Der ruft klagend aus: „Ich will alles und es kommt immer nur eins!" Das iſt dieſelbe tiefe Wehmut, in die jedes Wort Altenbergs getaucht war.

Es ist die Sehnsucht, die den Dichter ausmacht, denn der Dichter ist der polarische Mensch. Darum kann auch dieser Bitterlich von der Welt nicht los, in der für ihn kein Platz ist, ja die er hassen muß, doch mit einem „Haß, der aber treulos genug ist, immer bereit zu sein, sich in eine Umarmung der Welt zu verwandeln!" Es ist derselbe liebestolle Haß, mit dem Altenberg Tag um Tag alle Kreatur umarmt hat. Und die schönste Grabschrift wäre für ihn ein Wort Whitmans: „Der reichste Mann ist der, der aller Pracht, die er sieht, Gleichartiges aus dem größeren Vorrat seines eigenen Selbst entgegenstellt."

13. Januar.

Mein Astrolog meldet mir, daß die Jupiter-Sonne Direktion des Ruprecht nicht in den Januar fällt, sondern auf den 30. Mai.

19. Januar.

Man glaubt Liebknecht abgetan, wenn man ihn schonend einen Utopisten nennt. Als ob es nicht allem Geistigen inhärent wäre, utopisch zu sein! Was noch nirgends war, noch nirgends ist, mit dem inneren Auge zu sehen, als ob es schon wäre, freilich aber auch so zu sehen, wie es, sobald es erst einmal ist, niemals sein wird, das ist recht eigentlich das Geschäft des Geistes, aber wie sich nun der einzelne zum Utopischen seines Wesens verhält, daran scheiden sich die Geister. Die einen schämen sich ihrer dunkel empfundenen Utopie und wären sie gern los, sie benützen stets die erste Gelegenheit, ihre Utopie an die Übermacht des Wirklichen zu verraten. Andere, die reinen Geister, bleiben ihr treu, ja für die reicht gar keine Wirklichkeit jemals an die Wahrheit der Utopie heran, ihnen ist überhaupt nur so viel von der Wirklichkeit wahr, als in ihr noch von Utopie steckt. Darum lassen sie sich auch nichts abhandeln von ihrer Utopie, sie kennen kein Kompromiß, selbst das der Erfüllung nicht, ja dieses am allerwenigsten: wäre nämlich ihre Utopie selbst ganz erfüllt, sie ruhten auch dann noch immer nicht, ja dann erst recht nicht, weil

es doch eben im Begriff der Utopie liegt, daß ſie nicht erfüllt wird, gar nicht erfüllt werden ſoll, gar nicht erfüllt werden darf, weil Unerfüllbarkeit ja zu den Bedingungen jeder Utopie gehört, weil eine erfüllte Utopie ja keine mehr iſt und alſo gerade durch ihre Erfüllung ſich ſelber aufhebt. Hier wurzelt das Dämoniſche der reinen, der gläubigen, der getreuen Utopiſten: es iſt über ſie verhängt, verwirklichen zu wollen, was ſeinem Weſen nach unwirklich bleiben muß, was weſentlich ſchon aufgehört hat in dem Augenblick, wo er auch nur anzufangen verſucht. Deshalb klingt auch dem geſunden Verſtand das bloße Wort Utopie ſchon nach Narretei, wenn er gleich nicht leugnen kann, daß dieſe Narretei zu den bewegenden Urkräften des Weltgeſchehens gehört. Ohne Utopie ſtünde die Geſchichte der Menſchheit ſtill. Aber nicht bloß ſie, ſondern auch die Natur ſtünde ſtill. Auch die Natur entzündet ſich erſt an Utopie, belebt ſich nur durch Utopie. Alles Werden keimt aus Utopie, der nur dann bei der geheimnisvollen Umſchaltung des Werdens ins Sein immer gleich ein Schatten von innerem Widerſpruch anfliegt, eben jene leichte Wolke von Narretei. Alle Utopie iſt immer ſchon werdende Wirklichkeit, alle Wirklichkeit iſt gewordene, zum Sein erſtarrte, damit aber auch ſchon abſterbende Utopie. Bei der Verwandlung des Utopiſchen in Wirklichkeit, einer Verwandlung, auf die das Utopiſche nach ſeinem Weſen unabläſſig drängt, bleibt aber immer ein Reſt, nämlich die Differenz zwiſchen Idee und Erfahrung (auf die Goethe von Schiller in ihrem berühmten erſten Jenenſer Geſpräch aufmerkſam gemacht wurde), und dieſer Reſt iſt es, der aus jeder Utopie, ſobald ſie verwirklicht wird, gleich wieder eine neue entſtehen läßt. Es iſt ein unendlicher Kreislauf: unabläſſig verbrennt Utopie zur Wirklichkeit und hebt aus der Aſche gleich wieder ſich glühend empor. Wirklichkeit iſt der Utopie gar nicht ſo fremd, als der Verſtand meint. Wirklichkeit iſt nur ein anderes Geſicht der Utopie. Jede Wirklichkeit iſt die Totenmaske irgendeiner Utopie. Es gibt keine Utopie, die je ganz wirklich geworden wäre, denn ſie ſtirbt daran, daß ſie es wird. Und es

gibt keine Wirklichkeit, die nicht einst Utopie gewesen wäre. Und in dem Augenblick, wo eine Utopie durch ihre Verwirklichung stirbt, ist sie schon wieder verjüngt, zur neuen Gestalt der nächsten Utopie. Eben indem immerfort eine Utopie abstirbt, kann Utopie niemals aussterben. Das ist der tragische Grundgehalt aller menschlichen Entwicklung. Aber auch die Natur gehorcht dem selben tragischen Gesetze. Wenn der Sinn der Urpflanze sich ewig in der unendlichen Fülle des Flors zu verwirklichen strebt und doch jede der tausend Gestalten immer wieder enttäuscht verläßt, um zu neuen Gestalten wiederzukehren, was ist das anderes als auch wieder der unsterbliche Trieb allwaltender Utopie? Darum verstand gerade Goethe, dem wir Begriff und Anschauung der Urpflanze verdanken, auch die beiden gewaltigen Utopisten seiner Zeit so gut: Napoleon und Byron. Von derselben geistigen Rasse, die so selten an Deutschen erscheint, war auch Liebknecht.

22. Januar.

Jetzt ist bei Piper in München endlich auch der dritte Band der Reden Gotamo Buddhos aus der Längeren Sammlung erschienen, in der Übersetzung Karl Eugen Neumanns. Aber wie viele wissen in unserer Stadt, daß Neumann inzwischen in aller Stille gestorben ist? Wie viele wissen auch nur, daß er unter uns gelebt hat, in der Gentzgasse draußen verborgen? Ja, wie viele wissen überhaupt, wer er war und was er schuf? 1894 erschien in Bangkok der Pali-Kanon in siamesischen Lettern. Fünfundzwanzig Jahrhunderte fast hat also das Wort Gotamos gebraucht, um nach Europa zu kommen. An Neumann fand die Buddhistenbibel hier ihren Luther. Kenner versichern die Vollkommenheit seiner Übersetzung. Der Jünger, dem er sein Vermächtnis anvertraut hat, sagt: „Durch ihn vernehmen wir die Worte des Meisters, lebendig, wie einst die persönlichen Jünger sie hörten. Wir wissen nun nicht nur, was er gesprochen, wir hören auch restlos, wie er gesprochen, ja es ist, als ob der Buddha von jeher seine Satzung in unserer Sprache verkündet hätte.

Seine Rede beſtand wohl aus anderen Lauten, iſt aber ſicher nicht anders erklungen. Der perſönliche oder beſſer, der überperſönliche Klang dieſer Stimme, deren beruhigte Macht kein Beiſpiel hat, iſt es aber, was den Worten Gotamos die letzte ergreifende Wirkung verleiht. Das Wunder, dieſe Stimme wieder erklingen zu laſſen, hat Karl Eugen Neumann vollbracht; ein Umſtand, welcher noch weniger begriffen worden, als die völlig erreichte Identität der Übertragung. Dafür mußte er mehr als ein außerordentlicher Indologe ſein, dazu gehörte Schöpferkraft. Der Palikenner wird hier mit Recht eher von Transfuſion als von einer bloßen Überſetzung ſprechen wollen . . . Nebſt einem Gehör von unerreichter Feinheit, einer Gewalt über die Sprache, wie wenige Menſchen ſie aufzuweiſen hatten, iſt Karl Eugen Neumann bei ſeinem Schaffen eine Technik zu Gebote geweſen, deren Geſetze vor ihm kaum geahnt worden ſind, die es ihm aber ermöglichte, bei treueſter innerer, auch eine oft bis zur Buchſtabengleichheit gehende äußere Übereinſtimmung zu erreichen." Als Laie darf ich mir nicht anmaßen, dies Urteil zu beſtätigen, aber auch wer das Original nicht kennt, fühlt den faſt magiſchen Liebreiz und Seelenklang dieſer ganz einzigen, ganz unmittelbaren, ganz urſprünglich wirkenden Sprachgebärde. Dies Werk iſt wieder einmal eine echt deutſche Tat; denn vielleicht nur unſer Volk vermag ſo rein auf andere Völker einzugehen, nur wir haben dieſe höchſte Liebeskraft zur völligen Selbſtverwandlung in jede Menſchenart.

23. Januar.

Spenglers Buch vom „Untergang des Abendlandes", das mich noch immer nicht losläßt, iſt mir vor allem ſo ſeltſam durch ſeine dogmatiſche Haltung bei radikaler Skepſis: hier wird der Verſuch einer neuen Wiſſenſchaft gemacht von einem, der im ſelben Atem die Möglichkeit aller Wiſſenſchaft überhaupt leugnet. Er geſteht ja ſelbſt, daß er unphiloſophiſch philoſophiert, und wenn er alles als relativ, als geſchichtliches Phänomen verſteht, und

nicht etwa bloß die Kunſt, nicht etwa bloß die Sitte, ſondern ſogar die Mathematik ſelbſt, woher nimmt er da den Mut, ſeiner eigenen, dann alſo doch auch wieder geſchichtlich bedingten Erkenntnis einen über alle Geſchichte greifenden Glauben zu geben? Wenn ihm ſelbſt der Phyſiker nicht nur als Intellekt, ſondern als Menſch wirkt, „als der er Ausdruck und Organ ſeiner Kultur iſt", wie darf er ſich nun aber ſelber über die Grenzen ſeiner Zeit erheben? Er zweifelt an den „noch geſtern unbeſtrittenen Fundamenten" der Phyſik, am Sinne des Energieprinzips, am Begriff der Maſſe, des Raumes, der abſoluten Zeit, des kauſalen Naturgeſetzes überhaupt: „wir nähern uns dem Augenblick, wo man die Möglichkeit einer geſchloſſenen und in ſich widerſpruchsloſen Mechanik endgültig aufgibt." Und auch die Mathematik iſt ihm, „nicht wie der Laie meint, der Subſtanz nach unveränderlich, ſondern wie jede Kunſt von Epoche zu Epoche unvermerkten Wandlungen unterworfen," auch die Mathematik „hat ihre Stile und Stilperioden." Und ſo verſtehe jede Zeit ſchon eigentlich keine Mathematik der früheren Zeiten mehr, ſondern bloß ihre eigene, und wir halten nur aus Gewohnheit noch daran feſt, daß zweimal zwei vier ſei, doch ohne ſelbſt eigentlich ein Recht darauf zu haben, da für uns vielmehr „gerade die evidenteſten Sätze des elementaren Rechnens, aus analytiſchem Geſichtspunkt betrachtet, zu Problemen werden, deren Löſung . . . in vielen Einzelheiten überhaupt noch nicht gelungen iſt". So ſagt er ſchließlich geradezu: „Es gibt keine Mathematik, es gibt nur Mathematiken." Und es iſt nur konſequent, wenn er dann auch an der Unveränderlichkeit der Form aller Geiſtestätigkeit, wenn er an ihrer Identität für alle Menſchen zweifelt: „Daß die bisher als ſelbſtverſtändlich geltende Konſtanz der geiſtigen Formen eine Illuſion iſt, daß es innerhalb der uns vorliegenden Geſchichte mehr als einen Stil des Erkennens gibt, hat man bisher nicht anzunehmen gewagt . . . Ein dunkler Zweifel war allenfalls immer da und man hätte das Richtige ſchon aus der Nichtübereinſtimmung ſämtlicher Denker erſchließen ſollen. Aber daß dieſe nicht auf eine

Unvollkommenheit des menſchlichen Geiſtes, auf ein „Noch nicht" einer endgültigen Erkenntnis zurückgeht, kein Mangel, ſondern eine ſchickſalhafte hiſtoriſche Notwendigkeit iſt — das iſt eine Entdeckung. Das Tiefſte und Letzte kann nicht aus der Konſtanz, ſondern allein aus der Verſchiedenheit und nur aus der organiſchen Periodizität dieſer Verſchiedenheit erſchloſſen werden. Die vergleichende Morphologie der Erkenntnisformen iſt eine Aufgabe, die dem abendländiſchen Denken noch vorbehalten iſt." Sein unaufhaltſamer Mut bezaubert mich, nur muß ich mich doch immer wieder fragen: wo nimmt er den Mut zu dieſem Mut her, der ja dann doch auch wieder durchaus zeitgeſchichtlich bedingt und damit ebenſo zeitgeſchichtlich begrenzt, im Grund alſo auch wieder illuſoriſch wäre?

26. Januar.

Ich muß jetzt ſo oft an Burckhard denken! Der wäre nicht enttäuſcht von unſerer Republik, denn er hätte ſich gleich nichts anderes von ihr erwartet, er wußte das ja voraus: er wußte, daß der Staat unverbeſſerlich iſt, in welcher Form immer man es auch mit ihm verſuchen mag. So ſchlug er mir vor Jahren ſchon vor, mit ihm die Inſel Meleda zu kaufen, dort unſere Fahne zu hiſſen und uns zwei für unabhängig zu erklären, unabhängig von der Welt, die ſich das lachend gefallen laſſen und die beiden Narren nicht ſtören würde. Seine Bibliothek könnten wir mit einſchiffen, die Lederhoſen, allerhand Werkzeug und etwas alten Kognak auch und hinfort von Ziegenmilch und Fiſchen leben, ziemlich karg, dafür aber frei. Denn es war der ewige Refrain ſeiner geſamten politiſchen Erkenntnis, daß alle Staatsformen gleich übel ſind, weil das Übel ja nicht in der Form liegt, ſondern am Staate ſelbſt, der überall durch Gewalt entſteht, überall aus Gewalt beſteht und immer Gewalt bleibt, der nun einmal, ob er will oder nicht, des Teufels iſt. Er wäre alſo jetzt keineswegs erſtaunt, den alten aufgeklärten Deſpotismus, nur maſſenhaft präpariert, wieder auferſtehen zu ſehen, und ohne die landesübliche Linderung durch Schlamperei. Er

würde sich auch nicht wundern, daß eine Menschheit von geborenen Untertanen unfähig ist, den Begriff der Freiheit zu fassen, und ihn sogleich als Recht auf Unterdrückung der anderen auslegt. Er würde nur aber da nicht mittun wollen und vielleicht gingen wir also jetzt wirklich nach Meleda. Das wäre noch ein Ausweg! Denn wohin sonst, wohin in diesem künftigen Europa, wenn es eine Kette von lauter geschlossenen nationalistischen Imperien wird, wohin mit den Querköpfen von Eigenart, die nun einmal irgendeinen Raum für ihr inneres Selbst, und wenn er nicht größer als ein Sarg wäre, nicht entbehren können, einen Raum der Selbstbesinnung, Selbstbestimmung und Selbsterfüllung, worin jeder nach seiner Lust und Laune so klug oder auch so dumm, so vernünftig oder so verrückt, so heiter oder so jämmerlich sein mag, als es ihm gefällt, halt so wie es in seinen Sternen geschrieben steht? Ich nehme zur Ehre der Menschheit doch an, daß es immerhin in Europa noch einige Tausende von solchen robusten Selbstlingen gibt, die lieber fliehen, bevor sie sich in die Verstaatlichung der Seele fügen. Sie sollten sich sammeln und ihre Robinsonade gemeinsam unternehmen. Und die Völker müßten ja noch froh sein, derlei höchst unsichere Kantonisten los zu werden, die nun einmal zum Staatsleben kein Talent haben, die, sei es noch nicht staatsreif, sei es schon wieder staatsüberreif, vielleicht noch nicht so weit oder schon darüber hinaus, entweder Spätlinge vorzeitlicher Wildheit oder Erstlinge noch erst kommender Ordnung, jedenfalls unglücklich in jedem Staat und selber ein Unglück für jeden Staat sind, eine wahre Landplage der Menschheit, und desto lästiger, weil von ihrer Unstaatlichkeit, an der ja kein böser Wille schuld, sondern die mehr eine Geisteskrankheit ist, etwas Ansteckendes ausgeht, weil diese Menschen verführerisch krank, weil darunter Männer von hohen Gaben, von Ansehen, oft sogar von einer gewissen Beliebtheit sind, die man eigentlich also doch nicht gut einfach totschlagen kann, so wünschenswert das wäre. So gefährden sie fortwährend die Sicherheit des Staates, durch ihr böses Bei-

ſpiel auch den geborenen Untertan mit ihrer ſchillernden Gemütsart verwirrend. In allen Ländern erinnert man ſich ja noch mit Abſcheu, wie dieſer Raſſe, die zu jeder Nation unterirdiſche Zugänge hat, für die Schönheit des Weltkriegs kaum durch die ſtrengſten Drohungen der rechte Sinn beizubringen war. Sie hat überall im Kriege die Defaitiſten geſtellt und wieder iſt es ſie, die jetzt auch an den neuen Dingen wieder nicht die rechte Freude hat. Schon hört man ſie klagen, ſie habe ſich die Republik anders gedacht. Das iſt eben ihr Unglück, daß ſie ſich immer alles anders denkt! Oder vielleicht iſt es ihr Unglück, daß ſie überhaupt ſtets denkt, auch dort, wo nichts zu denken iſt, daß ihre Natur ſie nötigt, ſich in allem und zu allem geiſtig zu verhalten, alſo auch zum Staat, zu dem es doch ein geiſtiges Verhältnis gar nicht gibt, ſondern nur ein mechaniſches, das von Intereſſen. Die einzige Löſung wäre ſicherlich ihre freiwillige Deportation. Auf nach Meleda! Des Verſuchs wäre dieſer Unſtaat der Zukunft doch jedenfalls wert. Entweder fräßen ſie ſich dort in der kürzeſten Zeit untereinander auf oder ihr Beiſpiel eroberte vielleicht die Welt. Auf jeden Fall hätte zunächſt Europa vor dem Geiſte Ruhe, was es ſich ja ſo innig zu wünſchen ſcheint. Auf, ihr Unſtaatlichen, ihr Geiſtigen, ihr Utopiſten, ihr Weiträumigen, ihr Übervölkiſchen, ihr Weltgeſinnten, ihr Menſchlichen, auf nach Meleda!

27. Januar.

Politiker meinen, Geſchichte ſei das Ergebnis des Widerſtreits menſchlicher Kräfte, ſie werde ſtets von ein paar Gewaltigen gemacht, das Antlitz jeder Zeit habe die Züge des ſtärkſten Willens. Dieſer Meinung fehlt es nicht an einem gewiſſen heroiſchen Glanz, Geſchichte wäre dann eine einzige lange Räubergeſchichte, der irgendeinen Sinn zu geben, wir freilich verzichten müßten, uns mit ihrem abenteuerlichen Reiz begnügend. Wer das aber nicht will, weil es ihm ſein angebornes Bedürfnis nach Geſetz, Ordnung und Notwendigkeit verwehrt, wer in allem Geſchehen die Spur eines unaufhaltſam fortwal-

tenden Sinns, der durch Zufall und Willkür gehemmt, verspätet, aber niemals abgelenkt werden kann, zu vernehmen glaubt, wer das Planvolle, das ihm jeder Blick auf die Vergangenheit zeigt, sich deshalb auch von der Zukunft verspricht, wird in den Helden, in den großen Männern, in Staatslenkern und Volksführern von noch so hoher Macht niemals die Täter der Geschichte, sondern immer nur Werkzeuge des Unerforschlichen sehen. Er glaubt nicht, daß irgendein Mensch, welchen Umfangs, welcher Tatkraft, welchen Übermaßes immer, Geschichte machen kann, so wenig als der Mensch das Wetter machen kann. Wir hätten es weit genug gebracht, wären wir erst daran, das Wetter ansagen zu können. Und mit derselben Sicherheit dürfen wir zu hoffen wagen, daß eine künftige, den Geheimnissen wieder nähere, für ihre Demut und Ehrfurcht ahnungsvoll begnadete Menschheit vielleicht dereinst auch Geschichte, wenigstens für ein Menschenalter voraus, ansagen lernen wird. Doch müßte, wer dies versucht, vor allem ganz unpolitisch denken und vom Politischen nicht bloß absehen, sondern geradezu wegsehen können. Der Politiker wird überall nur Interessen und Affekte, das Persönliche und höchstens noch Sachliches, also den Willen von Menschen und Dingen gewahr, den Vordergrund der Zeit, niemals aber die verborgen Schicksal spinnende Macht der Ewigkeit. Dieser Blick für die Nähe ist dem Politiker so nötig, daß es zu seinem Wesen gehört, kurzsichtig zu sein. Fernsicht, gar aber Tiefsicht und jenes dem Seher eigentümliche Durchschauen der Verlogenheit des Augenscheins ist mit der Begabung des Politikers unverträglich. Selbst wenn er einmal die Wahrheit erblickt, sieht er sie falsch, und wenn er das Rechte tut, geschieht es unwissentlich: die großen Taten der Politiker beruhen auf Selbstmißverständnissen. Napoleons geschichtliche Funktion war, die Weltherrschaft Englands herzustellen; er hat sie wunderbar erfüllt, doch ahnungslos. Der große Mann der Tat sucht immer eine Eselin und findet ein Königreich. Dieses Suchen einer Eselin heißt Politik, und das Genie des Politikers be-

ſteht in der Verwechſlung, durch die der Überraſchte plötzlich ein Königreich in ſeiner Hand hat, mit dem er dann meiſtens vor Verlegenheit gar nichts anzufangen weiß. Aus dem Geſpräch, das der alte Bismarck mit ſeinem Jugendfreund Motley hatte, hört man deutlich ſein erbittert andächtiges Erſtaunen heraus, ſich durchaus von der unbekannten Macht auf ungewollten Wegen nach verborgenen Zielen unwiderſtehlich gelenkt zu finden. Der geniale Politiker iſt ein Nachtwandler, der, je lauter man ihn anſchreit, deſto tiefer einſchläft, und je verwegener er auf dem Dach ſpaziert, ſich um ſo behaglicher in ſeinem Bette glaubt. Wem er dient, wohin er geht, worauf er zielt, das alles ahnt er nicht. Er meint, ſeinem eigenen Willen zu folgen, während er ein Inſtrument des Schickſals iſt. Zu dieſer Selbſttäuſchung kommt dann aber bald auch noch ein wiſſenſchaftlicher Betrug. Denn um, wie er wähnt, ſeinen eigenen Willen durchzuſetzen, muß er ſich verſtellen, ſein Erfolg hängt ja ſtets von dem Grade der Annäherung an das Phantaſiebild ab, das der Wähler im Augenblick gerade von dem richtigen Manne hat. In allen dieſen fortwährenden Unaufrichtigkeiten doch an der ihm ſelber ja niemals bewußten, ihm ſelber meiſtens ganz unbegreiflichen Wahrheit, als deren ahnungsloſes Werkzeug das Schickſal ihn gebraucht, nicht irre zu werden, dazu gehört eine Miſchung von Echtheit und Selbſttäuſchung, von Unſchuld und Liſt, von Natur und Gaukelei, deren Farbenſpiel ſolchen Wahlbewegungen ihren Reiz gibt: alle lügen da um die Wette und gerade dadurch kommt ſchließlich die Wahrheit an den Tag!

1. Februar.

Novelli war das Beiſpiel einer Schauſpielkunſt, von der ich kein zweites erlebt habe. Garrick, nach Lichtenbergs Schilderungen, und Ludwig Devrient mögen derſelben Art geweſen ſein, in unſerer Zeit weiß ich keinen, weder daheim noch draußen. Damit ſoll er zunächſt noch gar nicht über die anderen geſetzt ſein, ſondern nur von allen anderen weg. An ihnen allen, und nicht etwa bloß un-

seren großen deutschen Schauspielern, welchen Stils immer, Baumeister, Kraſtel, Robert, Sonnenthal, Mitterwurzer, Kainz, Wolter, Matkowsky, Sauer, sondern auch den französischen, englischen oder italienischen, Mounet-Sully, Got, Coquelin, Irving, Ellen Terry, Salvini, Rossi, Duse, ist es immer der Mensch von auserlesener Art, der uns ergreift, irgendein Prachtexemplar der Menschheit, durch ungewöhnliche Kraft, Anmut, Lieblichkeit und Zierlichkeit oder Heftigkeit und Gewaltsamkeit, sei es Größe, sei es Fülle, Maßlosigkeit oder umgekehrt wieder das Ebenmaß der Gaben, Zügellosigkeit oder strenge Zucht, überschäumende Freiheit oder Wohllaut der inneren Ordnung ausgezeichnet, und diesem besonderen Exemplar der Menschheit nun immer wieder zu begegnen, es jedes Mal von einer anderen Seite kennen zu lernen und sich an jeder neuen Rolle wieder anders entfalten zu sehen, dies macht unser Vergnügen an dieser Art Schauspielkunst aus. Ihr ist die Rolle stets nur eine Gelegenheit für den Schauspieler, sich selber zu zeigen; und was den Zuschauer daran interessiert, das ist eben diese Persönlichkeit des Schauspielers, zu deren Erscheinung allein er sich der Rolle bedient. Wie Kainz, dieser uns teure Josef Kainz, auf das Schicksal Hamlets reagiert, das fragen wir, nicht um das Schicksal Hamlets; und an jenem Abenteuer mit der Jüdin von Toledo reizt uns dies nur: zu sehen, wie Kainz, von Sinnenlust verstört, doch noch von seinen guten Geistern gebändigt und wieder zu sich selbst, ja noch über sich selbst empor gelenkt wird; die Rolle kommt dabei nur sozusagen biographisch in Betracht, als ein Kapitel aus dem Leben Kainz'. Wenn wir jetzt an Kainz denken und uns besinnen, was in uns von seinem Romeo, seinem Hamlet, seinem Carlos noch lebt, wird sich herausstellen, daß es irgendein Klang seiner Stimme, der Stolz seines herrischen Schritts, ein Spott an seinen vergeistigten Lippen ist, irgendein unsterbliches Stück dieses Josef Kainz, dem die Rolle stets nur ein doch im Grunde höchst gleichgültiger Anlaß zur Offenbarung seiner Eigenart war. Ja, jemand hat neulich ge-

ſagt, ihm ſei von der Duſe doch eigentlich nichts in ſo beſeligender Erinnerung geblieben als die Melancholie des etwas ermüdeten Lächelns, mit dem ſie, nach der Vorſtellung immer wieder hervorgejubelt, dann, ein wenig erſchöpft, ſich dankbar leiſe neigend, über das Publikum hin leer in die Ferne blickend, in Blumen erſchien, eine leidende Königin aus dem Seelenland: ob Kameliendame, Kleopatra oder Silvia Settala, war dabei ziemlich gleich, der Duſe Mund und ihre Hände waren das Erlebnis. Novellis aber gedenkend, weiß ich, der ihn perſönlich gut gekannt hat, der ihm ſeit Jahren befreundet war, dem mancher linde Sommerabend, mit ihm am verglühenden Meere verbracht, unvergeßlich iſt, heute mich nur mit Mühe nach und nach erſt ſeines lachenden, eigentlich einer großen leeren Bühne gleichenden Geſichts zu erinnern, auf dem ja ſozuſagen er ſelber niemals anweſend, das immer von irgendeiner Rolle beſetzt war, oder doch, in den Pauſen, wenigſtens von irgendeinem Affekt, das niemals ſein eigener Ausdruck, das immer in Verwandlung war. Indem ich mir die Züge ſeiner Geſtalt beſchwören will, verdrängen ſie ſich unabläſſig, ich bin kaum fähig, im Geiſte Novelli zu ſehen, denn ſobald ich ihn faſſen will, iſt er's ſchon niemals mehr, es iſt Shylock, iſt Luigi, iſt Petruchio, den ich erblicke, oder wenn ich ſie verſcheuche, dann iſt's ein Antlitz jetzt heroiſchen Zorns, jetzt tieriſchen Lachens, jetzt himmliſch gütiger Verklärung, es ſind immer nur Masken! Faſt unheimlich iſt das: eines lieben Toten Angeſicht anzurufen, und es erſcheint davon der Seele nichts, es erſcheint von dem toten Freunde bloß ein Maskenzug . . . Was ich damit auszudrücken ringe, iſt weſentlich mehr, iſt noch was ganz anderes als die Gabe der Selbſtverwandlung, die Kraft einer Perſönlichkeit, ſich zu ſpalten und jeden Teil von ſich zu ſeinem eigenen Leben abzuſondern, die Fülle der inneren Vielfältigkeit an Figur: hier ſcheint hinter ihren Figuren die Perſönlichkeit ſelber verſchwunden, ja ſie wird nicht etwa bloß von ihnen aufgezehrt, es ſcheint an ſich ſonſt überhaupt von ihr gar nichts da; die Figuren ſind bei Novelli ſozu-

ſagen das Primäre, durch ſie kam Novelli ſelber gewiſſermaßen erſt hervor, die Summe ſeiner Figuren ergab ihn gleichſam erſt, er ſelber war nur ein Schauplatz für ſie. Bei den anderen Schauſpielern iſt es doch immer derſelbe, der uns in allen ſeinen Rollen erſcheint, nur jedesmal anders verzaubert: mit jeder Rolle Novellis aber kam ein neuer Menſch zur Welt, und nicht von ihm geſchaffen, ſondern wie völlig aus ſich ſelbſt — das Ereignis irgendeiner geheimnisvollen Urzeugung glaubten wir da zu belauſchen. Denn das Unheimliche war: Novelli hat jede Rolle nicht bloß mit ihrer eigenen Seelenart oder Geiſtesart begabt, ſondern auch mit ihrer beſonderen Phyſis. Dieſer hochgewachſene Mann mit der unverſchämt aufdringlichen Naſe, den wulſtigen Lippen und den langen, etwas einknickenden Beinen, brachte jeden Abend einen anderen Wuchs, eine andere Gangart, eine andere Stimme hervor, er ſchien jedesmal andere Zähne, andere Finger, andere Augen aus ſeinem Geiſte zu holen. Er gab dem alten Lebonnard die feinen, zärtlichen, empfindſamen Hände des beſorgten, Verkehr mit zerbrechlichen Dingen gewohnten Uhrmachers, dem Shylock die dürren, Geld zählenden Finger des witzig dialektiſchen Juden, ſeinem eleganten Kean den läſſigen Handſchlag eines Kavaliers von Iſabey, ſeinem Petruchio die derben Hände des Raufers, dem Luigi ſchleichende, bigotte, wie geſalbte Griffe. So ſtand er als Petruchio prall und ſtraff, wie ein Hahn ſtolzierend, als Luigi tückiſch vergrimmt, einem kranken böſen Affen gleich, als Burbero ſkurril tänzelnd, ein leibhaftes Menuett. Und ſeines Euclio kreiſchende und klirrende Stimme bekam in Shylocks Flüchen den Poſaunenton des Propheten. Ja, er war nicht bloß bis in die Fingerſpitzen ein anderer in jeder Rolle, ſondern er gab auch noch demſelben Affekt an jeder Geſtalt wieder einen anderen Klang: ſein Shylock war anders zornig als ſein Lebonnard, ſein Luigi anders ängſtlich als ſein Euclio, er weinte und lachte nicht bloß im Charakter der Figur, er küßte auch im Charakter der Figur: als Luigi mit ſaugenden Lippen das Amulett, als

Euclio den Topf mit dem Golde wie eine Amme ihr Kind, als Chaponet beſchwipſt in die leere Luft! Er war von einer Macht der Transfiguration, die die Grenzen der Menſchheit zu überſchreiten ſchien, an Urgeheimniſſe dionyſiſchen Kults gemahnend, wo ja auch im Adepten das eigene, das den einzelnen vom ganzen ablöſende, das ihn erſt zur Perſon, zum Individuum ernennende Gefühl, der Selbſtlaut, zuweilen ſo völlig verliſcht, daß er, ins Urweſen zurückgekehrt, dem Urgott myſtiſch wieder einverleibt, nun von dieſem aus ſich mit jeder beliebigen anderen Individuation vertauſchen, von dieſem aus die ſämtlichen überhaupt möglichen Erſcheinungen, die ja doch alle nur Fragmente, Brüche, Spiegelungen, Abwandlungen, Metamorphoſen des Urweſens ſind, annehmen und darſtellen kann, auf welche Art eben die tragiſche Kunſt der Griechen unmittelbar aus dem tiefſten Abgrund ihrer Religion aufgebrochen iſt. Das kommt uns Heutigen nur etwas ungewohnt vor, weil wir nicht mehr lieben. Jeder Liebende kennt es, kann es. Das kleinſte bißchen Liebe reicht hin, um einen mit einem anderen zu vertauſchen. Worüber Näheres im Weſtöſtlichen Diwan zu erfragen. Oder auch bei Walt Whitman, deſſen ganze Kunſt im Grund auch nur Liebesübung iſt. Whitman, an Krankenbetten im Krieg, fragte gar nicht erſt nach den Wunden, denn er blutete ſelbſt gleich mit: I do not ask the wounded person how he feels, I myself become the wounded person. Dieſes Wunder beruht darauf, daß ja der Liebende ſelber zu dem wird, den er liebt (was tautologiſch geſagt iſt: denn aus ſich der andere werden, dies allein heißt ihn lieben). Daß aber dieſe Liebe nun als Gewerbe betrieben werden, daß ſie aufs Stichwort geſchehen, daß es einen Schauſpielerberuf geben kann, bleibt immerhin unaufgeklärt. Novelli hat jahrelang bis auf die vierzehn Tage, die er im Auguſt in Rimini zuzubringen pflegte, tagaus tagein jeden Abend Komödie geſpielt, an irgendeinem Punkt zwiſchen Ägypten und Argentinien. Daß er jeden Abend immer wieder aufs Zeichen des Inſpizienten bereit war, aus der Zerſtückelung wieder in den dionyſ-

fischen Schoß heimzukehren, das können wir anderen nicht verstehen, wir erotischen Laien, die wir uns schon selig preisen, wenn es uns in einem langen Leben zwei- oder dreimal glückt, dem Kerker unserer Eigenheit zu entspringen (zur Indifferenz zurück, um es in der Terminologie Friedlaenders und Oskar A. H. Schmitz' zu sagen: denn nichts weiter als ihrer Erkenntnis Praxis war im Grunde Novellis Schauspielkunst) . . . Nun aber noch der private Novelli. Das war ein grober Klotz von massivem und doch feinem Kerl, ein vergrößerter und beschleunigter Girardi, doch fortwährend in Explosion und sogleich immer wieder in Gestalten zerstückt. Er war privat eigentlich überhaupt nicht vorhanden, er hielt es offenbar bei sich selbst nicht aus, er mußte sich unablässig verwandeln, erst an seinen Verwandlungen fand er sich, unverwandelt war er gar nicht der Novelli, der entstand erst in der Verwandlung, er konnte sich seines eigenen Lebens nur durch Verwandlung bemächtigen. Ich war einmal drei Tage sein Gast in Rimini, die drei Tage waren eigentlich ein fortwährendes Theaterspiel, ohne Zwischenakt. Bald sprach Novelli zum greisen Nonno, da war er sogleich selber der Nonno, melancholisch infantil. Rief er dann den Leone, seinen großen Bernhardiner, so bellte Novelli, seine Hände wurden Tatzen, es waren zwei Hunde, die sich wälzten, miteinander spielend, bis nachmittags Besuch kam, kleiner Adel aus der Nachbarschaft, den der Hausherr als vollendeter Weltmann empfing: großer Gesellschaftsakt aus irgendeinem Stück von Bracco; dabei war er mehr Nonno noch als der Nonno selbst, gab den Bernhardiner besser als der Leone, war mondäner als die Mondänsten. Vielleicht wären wir alle, was wir sind, noch viel besser, wenn wir es nicht in einem fort wären, sondern Gelegenheit hätten, uns von unserer Existenz zuweilen in einer anderen auszuruhen.

4. Februar.

Eine Tür knarrt. Also schmiert sie! Ja, wenn das aber nur so einfach wäre! Da muß man nämlich doch

erſt um Erlaubnis bei der Hauskommiſſion „eingeben"! Denn wir ſind in Öſterreich und wie ſich Öſterreich auch ſonſt verwandeln mag, das „Syſtem" bleibt davon unberührt, in jeder Form, unter jedem Namen. Und wenn ſelbſt Bolſchewiken kämen, auch ſie begännen ſicher bei uns damit, eine Kommiſſion einzuſetzen, die nun auch mit der Anarchie noch zunächſt wieder einen „Akt" aufzunehmen hätte. Im alten Öſterreich hatte dieſes Syſtem ja ſeinen Sinn: durch Nötigung zu ſolchen „Eingaben" bei jeder erdenklichen Gelegenheit wurde nämlich die Zahl von Amtsſtellen erreicht, die man brauchte, um die herrſchenden Familien auf Staatskoſten auszuhalten. Es war eine Herrſchaft der Deutſchen über die anderen Völker, an der aber auch von den Deutſchen ſelbſt ja wieder nur ein Teil: der Adel und, von ihm gedeckt, in Wahrheit aber mächtiger als er, die Schreiberzunft, ausübend teilnahm. Im Grunde hatte von der ganzen Unterdrückung allein der Hofrat den Vorteil (von dem er erſt in den letzten Jahren, ungern genug, gelegentlich ein paar Abgeordneten etwas abgab); alles andere, die Dynaſtie, der Hof, die alten Geſchlechter, ſelbſt die Militärs und das bißchen Geldadel ſogar, das war doch alles eigentlich nur Aufputz, zur Kaſchierung. Habsburg als Faſſade für die verborgen amtierende Gewalt ſich durch Einheirat aus dem Judentum und dem reichen Bürgertum behutſam auffriſchender Stämme von Hofräten, ſo war das Öſterreich der Altliberalen gedacht. Und dieſen alten Staatsgedanken verteidigten die Deutſchen, wenigſtens jene Schichten von ihnen, die noch insgeheim hoffen konnten, ſelber auch einmal dranzukommen und in dieſen regierenden Beamtenſtamm emporzurücken; im Grunde war jedem richtigen Deutſchen Öſterreichs dieſe ſtille Hoffnung eingeboren, er träumte ſchon als Kind davon, einſt in Penſion zu gehen. Es iſt alſo nur konſequent, wenn er jetzt unter Demokratie, von der er auf einmal überall hört, ſich auch wieder nichts anderes vorſtellen kann, als daß hinfort überhaupt jeder das Recht haben ſoll, als Beamter verſorgt zu werden. Dies aber in einem Augenblick ge-

rade, wo dieſer ganzen Beamtenherrlichkeit der Boden ſchwindet, nämlich die Gewalt über ſo viele, bisher zum Dienen gezwungene, jetzt aber zur Freiheit abgefallene Völker! Mit dem alten Öſterreich, das eine Herrſchaft der deutſchen Bureaukratie war, ſind von den Deutſchen nur jene unzufrieden geweſen, die ſelber in der Bureaukratie noch nicht untergebracht worden waren, und alle „Demokratie" des deutſchen Bürgertums im alten Öſterreich ging ſtets nur darauf hinaus, immer mehr deutſches Bürgertum nachzuſchieben ins Amt. Bei wachſender Kraft der deutſchen Vorherrſchaft hätte ſich das vielleicht auch ausführen laſſen, mit einigem Ingenium waren immer noch neue „Hauskommiſſionen" zu finden, und ſo lange nur Geduld und Ohnmacht der unterdrückten Nationen reichten, blieb jenes Ideal, aus den Deutſchen Öſterreichs ein einziges Volk von Hofräten zu machen, immerhin eine Denkmöglichkeit. Seit aber den anderen Nationen die Geduld geriſſen iſt, hat das Ideal ein Loch, durch das die böſe Zehe herausſchaut. Nun zeigt ſich's daß das ganze Syſtem nur Unrecht, Raub und Gewalt an den anderen Nationen war. Und es wird eine bittere Enttäuſchung ſein, wenn ſich jetzt, wo man glaubt, daß endlich alle an die Krippe kommen, herausſtellt, daß es auf einmal gar keine Krippe mehr gibt. Ob wir noch fähig ſind, umzulernen, uns auch nur von unſerer fixen Idee der „feſten Anſtellung mit Dekret" loszumachen und uns überhaupt noch ein anderes Leben, ein nicht amtliches, vorzuſtellen? Das iſt das Problem! Denn jeder Öſterreicher iſt ja von klein auf gewohnt, daß eine knarrende Tür nicht einfach geſchmiert werden darf, ſondern erſt eine Eingabe an eine Kommiſſion abgefaßt und die Erlaubnis dieſer Kommiſſion eingeholt werden muß; er läßt die Tür lieber knarren, bevor er ſie ſelber ſchmiert, weil jeder inſtinktiv fühlt, daß er an dieſer Kommiſſion irgendein unentbehrliches Symbol, ja ein öſterreichiſches Heiligtum verteidigt: durch alle dieſe Kommiſſionen wird ihm die Hoffnung verbürgt, daß auch er dereinſt oder doch ſein Sohn oder ein Enkel irgendeine Abart von Hofrat wird, womit für ſein Gefühl doch

erſt das wahre Daſein, das mit Penſionsberechtigung, beginnt. Denn der Öſterreicher wird immer lieber ein Elend, aber ein ſicheres, wählen als ein Glück, das er nicht ſchwarz auf weiß in der Taſche hat, ſondern ſich erſt erringen müßte. Das ſteckt ihm im Blut, als vererbter Ausdruck einer dunklen Erinnerung daran, daß die Deutſchen Öſterreich durch ihre Bureaukratie beherrſchten. Geſchichtlich kündigte ſich bei den öſterreichiſchen Deutſchen darum auch jede demokratiſche Bewegung, aller „Aufſtieg" immer zunächſt als Einlaß ins Amt an. Keiner ſchmiert auf eigene Fauſt eine Tür, weil er das als Sünde wider den heiligen Geiſt des Syſtems empfindet, eben des Syſtems, durch das er ſelbſt in eigener Perſon oder doch in ſeinen Söhnen und Enkeln zur Ausübung der öffentlichen Gewalt zu gelangen hofft; jeder hofft doch insgeheim noch, ſelbſt einmal in einer ſolchen „Kommiſſion" zu ſitzen und über Schmieren oder Nichtſchmieren von Türen mitzurichten, es iſt der geheime Machtinſtinkt, in dem unſere Ehrfurcht vor den „Kommiſſionen" wurzelt. Tief in uns ſelbſt, in unſerem Innern, in unſeren Nieren ſitzt das Syſtem und ſpottet aller äußeren Kuren, es wird durch Namensänderung nicht abgeſchafft, wir bleiben, wie wir uns auch wenden laſſen, doch Hofräte. Der Umſturz müßte denn zuvor im Gemüt geſchehen, der Hofrat erſt in unſerem eigenen Buſen erſchüttert ſein.

6. Februar.

„Deutſche Bühne. Jahrbuch der Frankfurter Städtiſchen Bühnen. Im Auftrag der Generalintendanz herausgegeben von Georg J. Plotke. Erſter Band. Spielzeit 1917–18." (Literariſche Anſtalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. 1919.) Eine Art Jahresbericht, von Karl Zeiß und ſeinen Mitarbeitern erſtattet, mit Beiträgen von Oskar Walzel, Julius Bab, Guſtav Landauer, Paul Bekker, Bernhard Diebold, Richard Weichert und Adolf Linnebach und anderen. Ein beredtes Zeugnis zielender Arbeit, und auch über Frankfurt hinaus von Bedeutung, weil es ja Probleme der geſamten deutſchen

Bühne sind, um die dort gerungen wird. Zum drittenmal erlebt es meine Generation jetzt, daß plötzlich das Theater zu stocken und selber an sich irre zu werden scheint, alle Begriffe, Methoden und Gebräuche der Überlieferung versagen und kein Ausweg sich zeigt. So war es 1880, bevor Brahm, so wieder nach 1900, bis Reinhardt erschien. Denn zur Bühnenwirkung gehört der Akzent des Augenblicks. Seit überhaupt Theater gespielt wird, sind's in allen Zeiten, bei allen Völkern, im Grunde stets dieselben paar elementaren Dinge, die das Theater immer wieder vorbringt, aber nur dann wirken sie, wenn es diesen eisernen Vorrat von Urerlebnissen der Menschheit so vorzubringen weiß, als wären sie eben jetzt erst entdeckt. Der Mensch jeder Generation will instinktiv im Theater immer wieder dasselbe wie Väter und Urväter erleben, aber so, als wenn er der erste wäre, der es erlebt. Es soll also immer wieder eigentlich ältestes Theater sein, aber wie zum allerersten Mal. Die Bestätigung der Illusion, mit der jeder einzelne sein eigenes Schicksal erlebt, das doch immer nur in ganz leisen Zügen, kaum merklich, vom allgemeinen Menschenlos abweicht, vom einzelnen aber als Unerhörtes, Beispielloses, Unwiederholbares in seiner Einzigkeit empfunden wird, ist's im Grunde, was der Zuschauer im Theater erwartet: er will es mit dem Gefühl verlassen, daß hier heute zum erstenmal Sinn, Wesen und Urgeheimnis unseres Daseins kundgemacht worden sei. Damit sind schon die beiden Bedingungen jedes lebendigen Theaters gegeben: es kann nur allgemein Menschliches darstellen, das was für den Jungen auf der vierten Galerie wie für den Snob im Fauteuil ganz ebenso gilt, doch in einer Mundart, aus der jener wie dieser die seine herauszuhören meint, und es soll das Zeitlose darstellen, aber im Ton der Zeit, das Ewige, doch im Schein des Augenblicks, es soll, was immer schon, seit es Theater gibt, dargestellt worden ist, immer wieder so darstellen, als wenn es noch nie dargestellt worden wäre. Jede neue Jugend fängt damit an, daß ihr das „alte" Theater unerträglich ist, sie stürzt und ahnt nie, daß auch sie damit

enden wird, es wieder aufzurichten. Von Klinger zu Kotzebue, von der Schlacht der roten Westen um Hernani zur unbestrittenen Weltherrschaft Sardous, von der „Familie Selicke" und „Vor Sonnenaufgang" zu „Heimat", „Rosenmontag" und den „Fünf Frankfurtern", immer ist's derselbe sichere Gang zum unsterblichen alten Theater zurück; nur der Ton wird ausgewechselt. Und nur die ganz großen Dramatiker, die Dichter, bringen, indem sie den neuen Ton anschlagen, mit ihrem glücklichen Instinkt von allem Anfang an gleich das alte Theater wieder mit: Shakespeare begann als „Bearbeiter" und hat eigentlich immer nur alte Erfolge neu zugerichtet, und in den „Räubern" wie in der „Ahnfrau" schlägt schon der Puls des ewigen Theaters. In Kornfelds Himmel- und Hölle ja auch, was man hoffentlich nur nicht gleich merken wird, denn darauf beruht ja stets die Wirkung eines solchen im höchsten Sinne „guten alten Theaters", daß man ihm das nicht anmerkt, daß man das Ewige darin überhört, daß man zunächst nur den Tonwechsel vernimmt. Immer wenn es wieder Zeit zu solchem Tonwechsel ist, kündigt sich das durch Unlust an der überlieferten Schauspielkunst an. So war's um 1890, wo man in Paris auf einmal das Dilettantentheater Antoines der schauspielerischen Kultur der Comédie Française vorzog, wo wir in Berlin nach einem „neuen Stil" der Schauspielkunst schrien, mit Emanuel Reicher als Vorreiter. Unter Brahm ist dann in der Tat ein solcher Tonwechsel der Schauspielkunst geschehen. Auch Reinhardt hat von Anfang an einen gesucht; er sucht ihn heute noch. Was er fand, ist, rein schauspielerisch (denn szenisch ist er ja der große Neugänger!), doch nur ein Ausgleich zwischen Brahm und dem alten Burgtheater. Er konnte den Tonwechsel nicht finden, weil diesen niemals der Schauspieler aus sich allein bringt, weil der Schauspieler zu seiner Erneuerung den neuen Dichter braucht. „Shakespeare kam erst, sein Garrick später!" heißt's in einem Gedicht aus der Zeit Schröders. Und immer muß erst der Shakespeare da sein, bevor der Garrick kommen kann. An Ibsen und Haupt-

mann erſt konnte durch Brahm der ſchon ſeit den Meiningern und L'Arronge von den jungen deutſchen Schauſpielern mit Ungeduld vorempfundene, doch immer nur Intention bleibende Tonwechſel geſchehen: der Schauſpieler braucht vom Dichter das Stichwort zur neuen Gangart und Gebärde. Auch heute wieder hört der junge Schauſpieler bei ſich Shakeſpeare mit dem inneren Ohr ſchon ganz anders, als Shakeſpeare heute geſpielt wird, als dieſer junge Schauſpieler ihn ſelber ſpielt. Er hört ihn innerlich mit dem Akzent des Augenblicks, den aber auch er ſelbſt, wenn er ihn ſpielt, ihm ſchuldig bleibt. Denn dieſer Akzent des Augenblicks ſteckt den Schauſpielern in der Kehle, bis die Gewalt eines neuen Dichters ihn entreißt. Regiſſeur, Schauſpieler und Publikum empfinden jetzt wieder alle drei dasſelbe Unbehagen am Theater: ein neuer Tonwechſel iſt fällig, von einem Abend auf den anderen erwarten ihn alle drei, doch immer bisher noch umſonſt. Denn ein ſolcher Tonwechſel kann nicht auf Verabredung durch Einübung erreicht werden, er muß gleichſam aus Wolken niederfahren, ein Blitz aus dem Chaos, er ſchlägt immer nur aus der neuen Dichtung ein. Alſo nicht etwa literariſcher Ehrgeiz iſt's, was die Theater jetzt der jüngſten Dichtung zutreibt, ſondern die eigene Not, das Unvermögen, aus eigener Kraft den Ton zu wechſeln, der Drang nach dem Akzent des Augenblicks, den der Schauſpieler immer erſt dem Dichter aus dem Munde nimmt. Nicht literariſches Experiment gilt's, ſondern Tonbildung (nicht akuſtiſch freilich, ſondern pſychiſch). Damit der Schauſpieler fähig werde, Shakeſpeare ſo zu ſpielen, wie dieſer Schauſpieler ſelber im Geiſte heute ſchon Shakeſpeare geſpielt zu ſehen verlangt, braucht er die Hilfe der neuen Dichtung, an der allein er ſich erſt von der Konvention frei zu ſpielen, zu ſich ſelber durchzuſpielen, auf ſeinen eigenen inneren Ton einzuſpielen vermag. Dem Theater iſt im Grunde Dichtung höchſt gleichgültig; ſie kommt fürs Theater nur als Anlaß zur Entfaltung von Schauſpielkunſt in Betracht; es iſt von Dichtung im Theater immer nur gerade ſo viel möglich,

als ſich von ihr in Schauſpielkunſt umſetzen läßt. Sie wird fürs Theater erſt wichtig, wenn der Schauſpieler ungewiß geworden iſt, wenn es ſtockt, wenn es einen Stoß braucht, über einen toten Punkt weg. Ganz zuletzt kommt dann freilich das Ergebnis davon auch wieder der Dichtung zugute: aus der Berliner Ibſen-Spielerei, mit den Händen in den Hoſentaſchen, entſtand ſchließlich der Philipp Mitterwurzers, der Taſſo Kainz'. Und der Schauſpieler, der den Ausdruck für Unruh fände, hätte damit auch unſeren Stil für Shakeſpeare gefunden, den er aus eigenem unmittelbar an Shakeſpeare ſelbſt niemals finden wird. Indem ſich am Künftigen Vergangenes wieder entzündet, aus dieſem Funken allein ſpringt lebendige Gegenwart auf, nicht bloß in der Kunſt . . . Kornfeld ruft (im Nachwort zu ſeiner „Verführung") dem Schauſpieler zu: „Er wage es, groß die Arme auszubreiten und an einer ſich aufſchwingenden Stelle ſo zu ſprechen, wie er es niemals im Leben täte; er ſei alſo nicht Imitator und ſuche ſeine Vorbilder nicht in einer dem Schauſpieler fremden Welt, kurz: er ſchäme ſich nicht, daß er ſpielt, er verleugne das Theater nicht und ſoll nicht eine Wirklichkeit vorzutäuſchen ſuchen." Das ganze Programm des nächſten neuen Stils ſteckt in dieſen paar Sätzen; ſo werden wir morgen Shakeſpeare ſpielen oder übermorgen. „Er wage es", ſagt es Kornfeld. Aber er wagt es eben nicht, der Schauſpieler. Er wird es erſt gezwungen wagen, gezwungen vom neuen Dichter. Von einem Dichter, der auch den Zuſchauer ſo bezwingt, daß der Schauſpieler es wagen kann.

10. Februar.

Man will Barbuſſe antworten, ich ſoll auch unterſchreiben. Das geht mir nun gar nicht ein. Meine Bewunderung für Barbuſſe ſprach ich öffentlich aus, als man noch dafür angepöbelt wurde. Die damals pöbelten, werden jetzt alle unterſchreiben. Ferner: dem geſchlagenen Feind die Hand zu reichen, iſt edel vom Sieger, ſie zu nehmen ſelbſtverſtändlich für den Beſiegten, eine feierliche Erklärung von ihm aber doch eher leiſe komiſch. Nun heißt's

freilich: „Wiederaufbau der Internationale des Geiſtes und der Geſittung". Ja, da muß ich aber ſagen: wer dieſer Internationale jemals wahrhaft angehört hat, für den hat ſie doch niemals aufgehört! Ich wenigſtens, ich, der doch auch in dieſem Krieg von der Geiſtesverwirrung nicht immer verſchont blieb, ich müßte noch auf der Folter bekennen, daß mir mein inneres Verhältnis zu den „feindlichen" Nationen und ihren mir werten Menſchen auch nicht einen Atemzug lang getrübt worden iſt. Wenn d'Annunzio zuweilen arg wurde, fand ich im Fuoco den wirklichen d'Annunzio, wie wirklichen Barrès im Jardin de Berenice wieder; wer aber Menſchen erſt wirklich hat, was liegt dem dann noch an ihren Unwirklichkeiten? Als Kramarſch verurteilt war, ließ ich ihn wiſſen, daß meine Freundſchaft davon unberührt blieb; es kam mir eigentlich abgeſchmackt vor, das erſt auszuſprechen, ſo ſelbſtverſtändlich war mir's, ich hab' aber Gott ſei Dank ſchon die Kuraſch, manchmal auch abgeſchmackt zu ſein. Wenn Wickham Steed, dear old fellow, zuweilen gegen Öſterreich auffuhr, das er beſſer kennt, tiefer verſteht und reiner fühlt als unſere ordensbeſtirnten Patrioten, erklang in mir gleich eins von den ſchönen italieniſchen Sonetten, die ſich dieſer latiniſierte Brite gern zur Erholung von ſeinen Leitartikeln reimt. Und kaum eine Woche verging in dieſen fünf Jahren, wo mir nicht im Geiſte plötzlich unſerer geliebten Ethel Smyth zornfunkelndes Antlitz erſchien, und ich bekam Herzweh nach unſeren Stunden im vierten Stock von de Kayſers Hotel, hoch über der dunklen Themſe! Denn einmal möcht ich, bevor ich ſterben muß, mich doch zu gern noch heiſer ſtreiten mit der herrlich ingrimmigen Ethel, und einmal muß ich auch noch im April, wenn der Luxemburger Garten ergrünt, an der Seine gehen, en bouquinant, und einmal noch mit meinen alten Freunden von Malamocco zuſammen ſein, mit den Muſchelhändlern vom Strande! . . . Und ſo wär's doch gar zu dumm von mir, erſt an Barbuſſe zu ſchreiben. Was denn? Mir iſt von meiner Internationale nichts abgebröckelt, auch nicht das allerkleinſte Stückl! Wie's aber

mit den Internationalen der anderen steht, ist nicht meine Sorge. Meine Gefühle fragen nie nach Erwiderung. Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?

12. Februar.

Jemand fragte mich, ob mir, der doch Goethe zu kennen meint, denn entgangen sei, daß auch er ein Schieber war. Das traf mich in der Tat unerwartet. Ich gab die Frage zunächst weiter, bei meinen Bekannten herum: „Goethe ein Schieber?" Sie fand weniger Widerstand, als ich gedacht hätte; man scheint geneigt, derlei jetzt auf alle Fälle zu bejahen. Nur einer war, der Goethe in Schutz nahm, indem er begütigend erwiderte: „Wer ist denn kein Schieber?" Damit war nun eine ganze Reihe von Spezialforschungen angeregt: Kant ein Schieber, Marx ein Schieber, Napoleon ein Schieber, Karl der Große ein Schieber, Cäsar ein Schieber, Alexander ein Schieber, Sokrates ein Schieber, Zarathustra ein Schieber, Wotan ein Schieber, Gotamo Buddho ein Schieber, Parsifal ein Schieber, Adam ein Schieber? Bis schließlich ein unschuldiges Mädchen glockenrein fragte: „Was ist denn das eigentlich, ein Schieber?" Da ergab sich, daß ihr das niemand zu sagen wußte. Der aber, der an allem schuld war, sollte jetzt erklären, was er denn, mit seiner Ernennung Goethes zum Schieber, im Grunde gemeint. Er entgegnete, das lasse sich ja nicht direkt beweisen, sondern nur allenfalls an Beispielen. Wenn Goethe vor irgendeinem Fürsten Reuß dem Hundertundirten scharwenzelt, wenn er, statt schlafen zu gehen, noch ein Gespräch mit Eckermann für die Nachwelt hält, wenn er auf jeden noch so läppischen Brief infipider Verehrer postwendend antwortet, und dies alles doch nur, um den Kurs seines Ruhms zu halten, so deuten solche Züge darauf, daß es ihm nötig schien, seinem inneren Wert mit äußeren Mitteln nachzuhelfen, ganz ebenso wie Nietzsche auch, wenn er subalternen Bewunderern mit der zartesten Geduld begegnet oder noch aus seiner sublimsten Gottesumnachtung mit dem gefeierten Kritiker, Redner und Literaturreisen-

den Georg Brandes korrespondiert, oder wie Napoleon, wenn er sich die Habsburgerin holt: lauter Zeichen einer Schwäche, die sich äußerlich etwas anmaßt, was sie sich innerlich selber nicht zutraut und also durch „Schiebung" versucht. Hier wurde der Redner um ein Gegenbeispiel gebeten, er fand lange keines und ließ unter allen, die von uns vorgeschlagen wurden, eigentlich nur Liszt, Dostojewski, Whitman, Hölderlin, Beethoven und Franz von Assisi gelten, während er schon Mahler, Tolstoi, ja selbst Stifter mit Fragezeichen versah, in seiner Dreistigkeit selbst vor manchen Heiligen nicht einhielt, unseren wachsenden Unwillen aber dann durch den Einwand parierte, dies sei ja doch keineswegs ein Schimpf, im Gegenteil, ein gelinder Zusatz vom Schieber unerläßlich für jede Wirkung auf Erden; kein Schieber zu sein, vermesse sich überhaupt nur der Utopist! Was nicht reinen Herzens und nicht bloß um der Sache willen geschieht, ist Schiebung; jeder Seitenblick von der Sache weg ins Persönliche, ja schon alles Schielen auf den Erfolg, selbst den Erfolg einer Sache hin macht zum Schieber, ohne Schieber stünde also die Weltgeschichte still, den Utopisten preisgegeben, den Bolschewiken! Von hier aus stieg dann unser Gespräch noch höher, indem nun einer in aller Bescheidenheit bemerkte, dasselbe dem Schieber so reichlich zugemessene Recht, das er durchaus nicht zu bestreiten gesonnen sei, dürfe man denn doch auch dem Bolschewiken, dem Utopisten nicht verkürzen, und wir einigten uns also dahin, daß wahrscheinlich beide, der Schieber wie der Utopist, auf Erden unentbehrlich sind, ja, daß jeder große Mann der Tat beides ist, Schieber und Utopist zugleich, und daß sich die großen Täter von einander nur nach dem Prozentsatz des Schiebers und des Utopisten in jedem einzelnen unterscheiden (und nur der Künstler hätte das voraus, daß er in der reinen Utopie bleiben kann, ohne Schiebung, so lang ihm sein Werk genügt und er es nicht zur Tat erniedrigt oder, wie der Künstler unserer Zeit wähnt, zur Tat erhebt). Eine Heldengeschichte nach diesem Prozentsatz wäre ganz lustig. Und nicht bloß eine Helden-

geſchichte, ſondern auch eine Staatengeſchichte, Völkergeſchichte, Zeitengeſchichte. In der Zeit Cola di Rienzos und Petrarcas war ſelbſt im gebornen Schieber der Utopiſt ſtärker, in unſerer Zeit hat ſelbſt im idealen Utopiſten noch der Schieber die Übermacht.

14. Februar.

An Oskar A. H. Schmitz: „Erinnern Sie ſich noch, lieber Freund, wie wir ſonſt um dieſe Zeit über den Gaisberg gingen, winterlich vermummt erſt, bald aber, wenn wir höher kamen, uns ausſchälten, von Sonnennähe nicht bloß, ſondern mehr noch durch unſeren Disput erhitzt? O des unvergeßlichen Blickes vom leuchtenden Grat über verſchneite Halden auf das dunſtverhüllt wogende Tal hinab; und das unendliche, das faſt hörbare Schweigen rings, und die ſelige Luſt entrückter Geborgenheit (die mir mein Kammerl im Burgtheater, mit der Ausſicht über den Rathauspark auf den eiſernen Mann empor, doch eigentlich nicht ganz erſetzen kann)! Wir zankten uns unaufhörlich: denn Sie konnten ſich's damals ja nicht verſagen, auf Schritt und Tritt des vortrefflichen Friedlaender-Mynona Lehre von der alles heilenden „Indifferenz" des polariſchen Menſchen zu predigen, und gerieten immer von neuem in Wut, wenn ich, Ihre Bewunderung Friedlaenders übrigens teilend, doch immer von neuem entgegnete, daß in ihr eigentlich nichts enthalten ſei, was nicht alle die Weiſeſten aller der Zeiten immer ſchon gewußt und auch, ſo weit ein Sterblicher dies überhaupt vermag, immer ſchon praktiziert hätten: Goethe, Rembrandt, Leibniz, der Cuſaner, die heilige Tereſa wie Meiſter Eckart und der heilige Franz, Auguſtin und Plotin wie der Parthenonfries, und ſo weiter bis auf Laotſe, ja noch über ihn zurück, der ja ſelber ſchon auch wieder nur ein Echo noch älterer Urweisheit war. In dieſer Liſte, die Friedlaender-Mynonas Bedeutung durchaus nicht abſchwächen, ſondern eigentlich nur Sie, dem noch innere Motion zu der äußeren ja nicht ſchaden kann, etwas ärgern ſollte, hat auch der Name Walt Whitmans nie gefehlt, auf den ich

mich, wenn es sich um die Grundwahrheiten handelt, immer berufe, weil man sich verlassen kann, daß in Walt Whitman alles steht, wie in Balzac und in Calderon und in Shakespeare. Jetzt aber will ich Ihnen gestehen, daß ich ja damals noch gar nicht ahnte, wie laut Ihr Credo der „Indifferenz" in den „Grashalmen" überall verkündet wird, ja wie sie geradezu recht eigentlich das Triebrad von Walts ganzem Denken und Dichten ist! Nur las ich früher, wenn ich ihn las, darüber immer hinweg, denn man liest aus einem Buch nichts heraus, was man nicht zuvor schon selber weiß. Und so verdank ich's eigentlich doch Ihnen und Ihrer Wanderlehre von der allein selig machenden „Indifferenz", wenn ich jetzt die geistigen Wurzeln Walts bloßgelegt sehe! Whitmans Erkenntnis ist ja zunächst immer durchaus sinnlich erlebt, er hat wie Goethe mit dem Phallus philosophiert, auch ein solch sinnlich übersinnlicher Freier, dem Eros immer gleich ins Metaphysische wuchs. (Nur daß Goethes Erotik stets durch das Element des Weibes ging, Whitmans Erotik aber sich an aller Kreatur unmittelbar entzündet — worin er wieder eher Stiftern gleicht). In dieser zunächst immer von seinen Sinnen erfaßten, dann freilich aber immer sogleich auch die Seele mit allen ihren Kräften alarmierenden, doch niemals jenen sinnlichen Beginn ganz verleugnenden Liebe (mit rührender Naivität nennt ers einmal amorous love!) sah Whitman nach seinem eigenen Geständnis „the base and finale too for all metaphysics": er blickt dort auf alle Weisen, auf alle Heiligen der Vergangenheit zurück und der Urgrund all ihrer Weisheit und all ihrer Heiligung ist ihm the dear love of man for his comrade, the attraction of friend to friend. Liebend erwähnt er nämlich, daß auch der Kamerad, auch der andere, jeder andere, jeder Mensch, und nicht bloß der Mensch, sondern jedes Geschöpf, Tier, Pflanze, Stein, Luft, Meer, Stern, alles, alles, ein ebensolches unerschöpfliches Wunder ist wie er selbst; und er erfährt, daß alle Kreatur, die Möglichkeit zu jeder Kreatur in ihm enthalten ist. Wir können in seinen Gedichten das

Erlebnis Schritt für Schritt belauschen: erst ist es rein sinnlich, er sieht alles, hört alles, saugt alles mit seinen Sinnen ein, aber indem er so mit seinen Sinnen teilnimmt an aller Kreatur, indem er mitfühlt mit aller Kreatur, verwandelt er sich selbst in alle Kreatur, er wird selbst zum anderen, er ist in solchen (goethisch zu sprechen) Diastolen nicht mehr er selbst, nichts mehr von sich selbst ist der andere, ist alles andere (fast komisch sind oft die langen Verzeichnisse von allem, was er dann ist!), er ist jetzt „nicht mehr eingeschlossen zwischen seinem Hut und seinen Schuhen", er dringt über sich ins Weltall hinaus, teilt sich an alles aus, tritt in alles ein, lebt alles mit und bringt davon die Gewißheit zu sich zurück, daß in dieser Fülle der Erscheinungen nicht zwei gleich sind, aber jede gut, jede gleich gut! Durch Mitleid also nicht bloß, sondern auch durch Mitfreude wissend, nämlich wissend, daß er selber ein „Kosmos" ist, aber nicht bloß er, sondern ebenso jeder Grashalm auch, und daß jeder solche Kosmos, jeder solche Grashalm, um das Wunder seiner Eigenheit, seiner Einzigkeit ganz zu fühlen, selbst der anderen Eigenheit und Einzigkeit braucht. Und dieses sein ureigenstes Erlebnis — daß er sich mit allem identifizieren, in alles verwandeln kann und so die ganze Menschheit, und noch Sonne, Mond und Sterne dazu, schon in sich enthält, wie sie hinwieder ihn enthalten — sieht er als etwas durchaus Amerikanisches an, und für Amerikas Sendung, darin allen anderen voraus zu sein und dahin durch sein Beispiel auch alle anderen zu führen. All truths wait in all things, überall erwartet dich dieselbe Wahrheit, aus allem blickt dich Gott an! Dies hat nun aber nichts mit Pantheismus zu tun, und nicht bloß mit dem Wald- und Wiesenpantheismus unserer monistischen Oberlehrer nicht, sondern mit keiner Art von Selbstvergötterung, in der ja zuletzt immer das Selbst wie der Gott erlischt, während hier eben aus dem überschwellenden Hochgefühl der eigenen Individuation die Summe der sämtlichen überhaupt möglichen anderen Individuationen auch bejaht, ja gefordert und (wie Friedlaender das ausdrücken würde) zu jedem

Gewicht das Gegengewicht gesucht, aber eben durch diesen „Gegensatzcharakter der Welt" doch auch ein Jenseits des „Weltkontrastes": der Schöpfer unabweislich wird. Und es hat ebensowenig mit Buddhismus zu tun, da doch auch der Buddhist jeder Art zuletzt zum Erlöschen Gottes mit dem erloschenen Selbst gelangt. Nicht die geschaffene Welt als Schein überwinden will Walt, sondern in allem Schein die lebendige Wahrheit erblicken: das Auge Gottes, um von diesem Anblick dann wieder getrost in sich selbst zurückzukehren, an sein Tagewerk im irdischen Leben. The thoughtful merge of myself and the outlet again nennt er es einmal, einfacher läßt sich das Geheimnis der mystischen Schau gar nicht sagen: merge, das ist Entselbstung, Überwindung des Unterschieds, Untertauchen, ist, in der Mundart Friedlaenders, „der absolute Nullpunkt auf der Skala der Welt-Unterscheidung"; und outlet again, das ist die Systole nach der Diastole, das Einatmen nach dem Ausatmen, die Rückkehr ins Selbst, zur Tat, in die Welt, in die Verwandlungen, in den Unterschied, zur Spaltung in Ja und Nein, deren „Balance" allein ja Sinn und Trieb, Leid und Lust, Ernst und Spiel alles Lebens ist. Und in dieser seiner Rückkehr gerade, der Rückkehr aus der Tiefe an die Fläche, für die der Auftauchende ja dann erst eine ganz neue, nie gekannte Zärtlichkeit hat, ist mir Whitman am liebsten, dann erinnert er mich an unsere großen Menschen der barocken Zeit, Bernini etwa, wenn der, jeden Morgen, vom allerheiligsten Sakrament weg wieder in seine Werkstatt trat, an das holde Farbenspiel des Traums im Irdischen, den doch nur, wer schon drüben war, den erst der Wache recht träumt. Sie werden, wenn wir wieder über den Gaisberg gehen, lieber Schmitz, arg von mir geplagt sein mit Walt Whitman!"

15. Februar.

Im heutigen Evangelium heißt es: „Aufstehen wird Volk wider Volk und Reich wider Reich und es werden Seuchen sein und Hungersnöte und Erdbeben von Ort zu Ort. Dies alles aber ist ein Anfang von Wehen . . .

Und viele falsche Propheten werden aufstehen und viele verführen. Und weil die Schlechtigkeit überhand genommen, wird die Liebe vieler erkalten. Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden."

16. Februar.

Korff las neulich Leonhard Franks „Vater" vor, er las ihn sehr eindringlich und mit seiner ganzen Kunst, las ihn auch mit großem Erfolg, aber mir wurde dabei doch angst und bang vor dem Gleichmut des Publikums, das an der furchtbaren Seelenpein dieser gellenden Erzählung, des stärksten Aufschreis der deutschen Kriegsnot, sichtlich bloß rein ästhetisch teilnahm; zum trojanischen Krieg hätten sie sich auch nicht objektiver verhalten können. Ich hätte was darum gegeben, auch nur eine der schönen, mit der Lorgnette tändelnden Hände leis erbeben zu sehen, aber die Blutflecken an jedem der wutverkrampften Sätze hat offenbar niemand bemerkt; dieses Publikum ist doch sehr kultiviert! Franks Erzählung war noch bis vor einem halben Jahre so verboten, daß sie, die bloß heimlich in ein anderes unauffälliges Buch, ein Reisebuch, eingeheftet überhaupt über die Grenze kam, auch nur zu kennen, auch nur zu nennen, schon lebensgefährlich schien, man war gleich verdächtig, ein Defaitist zu sein. Das ist noch kaum sechs Monate her und was eben noch eine Tat verruchten Aufruhrs war, wirkt aber jetzt schon wieder fast als Klischee: man nickt zustimmend. „Ja, ja!", doch mit einer merklichen Ungeduld, denn „das kennen wir ja jetzt schon und möchten schon endlich wieder einmal was Neues!" Daß der Dichter, als er in aufgewühlter Seele diesem tödlichen Erlebnis Gestalt abrang, es als Abrechnung mit einer ganzen Menschheit empfand, als Gerichtstag über Jahrhunderte, der Vergangenheit wie der Zukunft, wer hört ihm das heute noch an? Man klatscht freundlich und — verlangt nach der nächsten „Nummer"; in „literarischen" Zeiten wird eben alles zur bloßen „Nummer". Dem einzigen österreichischen Dichter, der im Krieg den Mut gegen den Krieg fand, ergeht's ja nicht

anders: wer fragt heute noch nach Andreas Latzko? Seine „Menschen im Krieg", von Romain Rolland und der Ellen Key laut gerühmt (von mir leiser; denn uns waren ja damals, Oktober 1917, die Stimmen noch von der Zensur gedämpft, man konnte sich nur zwischen den Zeilen verständigen), und sein „Friedensgericht" (beide bei Max Rascher in Zürich erschienen; dieses Juni 1918), im Krieg beide scharf verboten, erst seit November frei, haben auch, scheint's, mit dem Verbot ihren Reiz für uns verloren; man kümmert sich nicht mehr um sie. Wer in dem Erfolg, den sie damals heimlich hatten, das Zeichen einer neuen Gesinnung sah, des Entsetzens vor dem Massenmord, der Sehnsucht nach Liebe, hat sich getäuscht, es war ein Mißverständnis: sie wirkten nur auf die Lüsternheit nach verbotener Lektüre. Sie sind erlaubt — wozu soll man sich also noch aufregen über sie? Weil sie den Beginn einer neuen Menschheit verheißen? Aber woher denn? Diese Menschheit ist doch jetzt schon wieder bald ein halbes Jahr alt, das kann man doch nicht mehr „neu" nennen — die nächste „Nummer", bitte! Denn wir halten auf uns und verabscheuen jeden „Gemeinplatz": wenn es einer Wahrheit also passiert, zum Gemeinplatz zu werden, wenden wir uns lieber einer Unwahrheit zu, die es noch nicht so weit gebracht hat. Nur um Gotteswillen nichts, was wir schon kennen! Daß aber ein Buch noch nicht damit erledigt ist, wenn es gelesen wird, daß ein Buch auch getan sein will, daß jedes echte Buch verlangt, unter den Menschen zu leben, das ahnt der deutsche Leser nicht, für ihn ist's und bleibt's nur Lektüre! — „Sehen wir uns in dem X-Konzert?" Da gab mir der kunstbeflissene Jüngling zur Antwort: „Nein, sie singt leider lauter Lieder, die ich schon kenn!" „Ich auch", erwiderte ich, „und eben darum geh ich hin!" Für den „Gebildeten" ist ein Werk vorbei, sobald er es „kennt". Er will es nur entjungfern, ohne Sinn für die legitimen Ehefreuden der Kunst.

Ob mit dem Kaiſer Wilhelm denn aber auch der Kaiſerismus weg ſei, fragt argwöhniſch die Welt. Sie will an eine Sinnesänderung der Deutſchen noch immer nicht glauben und hat den Verdacht, daß eigentlich in jedem Deutſchen irgendwo noch ein geheimer Ludendorff ſteckt. Ihr ſtimmen auch Deutſche ſelbſt zu, und nicht die ſchlechteſten. Dies beſtätigt eine merkwürdige Schrift, „Zur Kritik der deutſchen Intelligenz", von Hugo Ball, eben im „Freien Verlag" zu Bern erſchienen, „den Führern der moraliſchen Revolution gewidmet". Im Krieg iſt ja der deutſche Geiſt nach der Schweiz geflüchtet; er traut ſich noch immer nicht recht zurück. Aus dieſem Kreiſe deutſcher Emigranten, dem wir auch Blochs wundervollen „Geiſt der Utopie" verdanken, kommt Balls Verſuch, den deutſchen Imperialismus geſchichtlich zu datieren. Indem er die Wurzeln des verhaßten Syſtems bloßzulegen unternimmt, ſieht er ſich genötigt, „ſeine Heroen zu revidieren". Derlei geht nun ſchon einmal nie ganz ohne böſen Blick ab (der ja zu den Werkzeugen der Wahrheit gehört, wenn er auch freilich zur vollen Wahrheit allein nicht ausreicht, die volle Wahrheit braucht beides: den böſen Blick, aber auch noch Liebe dazu; doch ſolche Liebende mit dem böſen Blick ſind halt die größte Seltenheit) und Ball macht einen ausgiebigen Gebrauch davon: er nennt Kant „den zweiten Deutſchen nach Luther, der das Gewiſſen verriet", denn Kant habe „dem preußiſchen Untertan, wenn auch mit Skrupel und Vorſicht, das gute Gewiſſen gegeben, ſich knuten und knebeln zu laſſen . . . Kant hob die preußiſche Knutung zur Metaphyſik", er „wagt die Feſtſtellung: eine der Haupturſachen der maßloſen Überſchätzung, die die Deutſchen ihren Herder, Schiller, Fichte, Hegel angedeihen ließen, war der nationale Stolz, eben aus dem Nichts heraus zu Anfängen gekommen zu ſein, die im Laufe des 19. Jahrhunderts engbrüſtige Grundlage der Bildung wurden, die aber im begonnenen 20. Jahrhundert der Beſeitigung überſpannter Nationalismen und einer neuen

politiſchen Moral, für den Neuaufbau nicht mehr genügen"; ja, er ſchrickt, ſo wenig er ſonſt Goethes (ſchon durch ſeine furchtbare, noch immer andauernde Vereinſamung bewieſene) durchaus überdeutſche Stellung verkennt, nicht davor zurück, im Fauſt eine „Perſiflage" zu finden: „die Perſiflage auf den Univerſalitätsprofeſſor" (Fauſt „hat viel ſtudiert, er iſt Doktor von vier Fakultäten; er kennt alles aus Büchern, vom Hörenſagen; der Teufel flüſtert ihm Cochonnerien ins Ohr; er macht einem Mädel ein Kind, führt griechiſche Tragödien auf und kommt in den Himmel, nicht ohne vorher den Teufel betrogen zu haben, das alles mit Tiefſinn und Gottvertrauen."). Das kann ich alles ſehr gut verſtehen, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, daß man bei der Korrektur eingeroſteter, unbeſehen von einem Geſchlecht zum andern verſchleppter Schulmeinungen gar leicht ins Überkompenſieren gerät. Aber daher weiß ich auch aus eigener Erfahrung, daß man ſich dadurch nur ſchartig macht (wenn Nietzſche Schiller den Moraltrompeter von Säckingen, wenn Arno Holz in unſerer wilden Jugendzeit von 1885 ihn nur den Fritze Schniller hieß, was hat's ihm geſchadet?). Gerade die Kraft eines Ausdrucks ſchwächt ihn zuweilen ab, und ſo kann es auch Ball geſchehen, daß er, nach allen Seiten erzedierend (hat er doch nicht übel Luſt, auch den Heiligen Vater abzuſetzen und den Kardinal Mercier als Gegenpapſt auszurufen!), den Leſer von der Hauptſache abbringt, von ſeiner höchſt ernſthaft geführten, wenngleich auch wieder zuweilen bis zur Ungerechtigkeit leidenſchaftlichen Unterſuchung, wieviel in der deutſchen Sozialdemokratie von Anfang an, wieviel vor allem ſchon in Marx und Engels preußiſcher Imperialismus ſteckt. Dies zu fragen kann kein Sozialdemokrat verwehren, weil ja gerade der Marxiſt die Macht der Zeit über ihre Geſtalten, auch die größten, die Macht des „Milieus", des wirtſchaftlichen wie des geiſtigen, nicht leugnen wird; Marx und Engels werden nicht kleiner, wenn man den Fingerabdruck ihrer Zeit auch an ihnen zeigt. Ball, ſelber auch Sozialiſt, aber ein religiöſer und ein anarchiſcher,

einer, der von Thomas Münzer und dem sanften Schwärmer Weitling herkommt, ist auch gar nicht der erste, der an Marx und Engels eine Junkerferse sieht; er beruft sich dabei selbst auf Bakunin, der (schon 1871) Bismarck einen Kollaborateur der deutschen Sozialdemokratie und die von Marx und Engels geschaffene Partei un parti impérialiste genannt hat. (Ball sagt übrigens über Marx ein in dieser Schärfe sicherlich auch ungerechtes, aber vielleicht doch eine Wahrheit streifendes Wort: „Das rein intellektuelle Interesse steht im Vordergrund, nicht die Liebe." Mir fiel dabei Viktor Adler ein, der, umgekehrt, gerade dadurch so stark war, daß bei diesem hohen Verstandesmenschen doch immer die Liebe voran stand, hoch über dem rein intellektuellen Interesse!) Ob dies nun alles stimmt, ob Marx und Engels im Grunde wirklich zeitlebens preußische Hegelianer blieben, ob der Marxismus unbewußter Imperialismus ist, das wäre noch vor einem Jahr eine „Doktorfrage" gewesen; heute, wo die Sozialdemokratie das neue Reich zu gestalten hat, wird es vielleicht die Lebensfrage des deutschen Geistes sein, dessen Auferstehung Ball nur von einer entschlossenen Abkehr von allem „Protestantismus" (das Wort im weitesten Sinn gebraucht) erhofft. Er glaubt (und mit ihm wohl der ganze Kreis jener deutschen Emigranten) an eine neue Romantik im Geist Franz von Baaders, an eine „Konspiration in Christo", an eine „Heilige christliche Revolution und an die unio mystica der befreiten Welt", an eine neue Verbindung Deutschlands mit der „alten Spiritualität Europas", an eine „Rebellion", aber nicht eine Rebellion „gegen die natürlichen Grundlagen der Gesellschaft und des Gewissens", sondern eine Rebellion „für diese Grundlagen, aus universalem Gewissen", an eine „soziale Civitas dei", an eine Wiedervereinigung der „in Bereitschaft stehenden orientalischen Kirche mit der occidentalen", er glaubt an Goethe (der „die religiöse Ureinheit des Mittelalters und seine Symbolik des Abgrundes herein in die Neuzeit trug"), an Novalis und Hölderlin, an Beethoven, an Schopenhauer und Wagner,

dieſe „Kirchenväter der Romantik", an Chateaubriand, De Maiſtre und Lammenais, an Charles Péguy, Andrè Suarès, die Pascalſchule Boutroux' und den Kardinal Mercier, an Bakunin, Solowjew und Doſtojewski, er glaubt an ein Deutſchtum, das „den Sinn dieſes Kriegs" erfüllen wird: „die Einordnung einer gegen die Sozietät rebellierenden Nation", man muß zugeben, er hat Kuraſche.

20. Februar.

In einem Aufſatz über „Die Revolution der Künſtler" erinnert Berta Zuckerkandl daran, daß Otto Wagner ſchon vor zehn Jahren vom Unterrichtsminiſterium, alſo von der höchſten Stelle des amtlichen Kunſtentmündigungsbetriebs, die „Trennung von Kunſt und Staat" gefordert hat, die jetzt vom Berliner „Arbeitsrat für Kunſt" verlangt wird (alſo Auflöſung der königlichen Akademie der Künſte, der königlichen Akademie für das Bauweſen, der königlich preußiſchen Landeskunſtkommiſſion und was es ſonſt noch an derlei Staatsanſtalten zur Kunſtſtörung gab). „Der rein demokratiſche Staat, das Kino der Revolution (heißt es in einer Denkſchrift des Deutſchen Werkbundes), wird der Kunſt am beſten dienen, wenn er ſich nicht allzu heftig um ſie kümmert." Dieſe Leute meinen alſo offenbar, Kunſt ſei die Sache des Künſtlers, der bisher doch immer für eine dabei ganz unwichtige, ja ſich eher läſtig machende Nebenperſon galt (ganz wie dem Hoftheaterintendanten der Schauſpieler). Ob es aber jetzt gelingen wird, den Künſtler in die Kunſt einzuſetzen? Ob die Revolution, die manches beſeitigt hat, ſo ſtark ſein wird, auch den Kunſthofrat zu beſeitigen? Ob es nicht auch Demokraten gelüſten wird, die „Beſchützer" der Künſte zu mimen? Einer meiner Bekannten, der erſt Direktor eines Hoftheaters war, dann aber ein ſtädtiſches, unter der Aufſicht einer Theaterkommiſſion von Stadtverordneten aller Parteien, übernahm, ſagte mir, als wir uns wiederſahen und ich ihm gratulierte: „Was wollen Sie? Früher hab ich mich mit einem Hornochſen herumzanken müſſen, jetzt mit ſieben! Das iſt der ganze Unterſchied!"

Ob in Zukunft der Unterschied merklich größer sein wird? Nur dann, wenn die Künstler durchsetzen, daß ein für allemal jede Beziehung zwischen Staat und Kunst aufhört. Denn mit dem Staat, welcher Form immer, ist schon wieder der Hornochs da; Staatsformen wechseln, doch der Unkünstler bleibt in Kunstsachen stets derselbe Hornochs. Und von allen Hornochsen ist aber der gefährlichste noch der mit künstlerischen Neigungen! Serenissimus war wenigstens mit galanten Abenteuern zu stillen, aber der Oberlehrer, der, vor seiner parlamentarischen Zeit, Römerdramen schrieb und dessen treue Gattin vielleicht gar in freien Stunden malt, wird als „Staatssekretär für die Kunst" eine Katastrophe sein! In diesem Amt wären wahrhaftig nur Analphabeten noch allenfalls erträglich. Nein, das einzige, was der Staat für die Kunst tun kann, ist, daß er sie durchaus unbehelligt lasse. Wenn er das schöne Geld, das er bisher zur Entmutigung des Talents durch Aufzucht der Unbegabungen vergeudet hat, hinfort für Findelhäuser aufwendet, wäre damit auch der Kunst geholfen. Sie braucht nämlich von der Mitwelt wirklich nur eins: Freiheit. Alles andere bringt sie sich schon selber mit.

22. Februar.

Der Irrtum Eisners war, daß selbst er, dieser echte, geistergebene, glühende Mensch, meinte, zunächst aber doch der hergebrachten Methoden des Regierens noch nicht ganz entraten zu können. Er hat die Glocken der Freiheit erklingen und sie das Ende der Gewalt, den Einzug der Liebe verkünden hören und — übernahm dann aber doch den alten Apparat dazu. Er war nicht einer von den Klassensozialisten, die die Macht nur wieder einmal anders verteilen, nur wieder einmal an andere bringen, nicht aber brechen wollen. Nein, er war einer von den Herzenssozialisten, die der Kraft der Güte vertrauen (er hätte sonst nicht, emporgelangt, seinen ersten Gruß an Gustav Landauer geschickt). Statt aber nun als Regent damit zu beginnen, sogleich allem Regieren einfach ein Ende zu machen, im Glauben an den unwiderstehlichen Zwang

der allſiegenden Liebe, ließ auch er ſich anſtiften, zunächſt ein Proviſorium zwiſchen Finſternis und Licht, einen Ausgleich von Gewalt und Güte, eine vorderhand nur erſt bedingte Liebe zu verſuchen. Faſt wird mir jetzt zuweilen auch um Guſtav Landauer ſchon bange, ob denn der im Liebesſinn ausharren und ſtark genug ſein wird, ſeinen Walt Whitman, unſeren Walt Whitman durch die Tat zu beglaubigen . . . Nein, es geht eben nicht, daß einer der ganzen Menſchheit ſeine beiden Arme öffnet, doch mit insgeheim noch ängſtlich geballter Fauſt; überwinden wird den Haß nur, wer ſich ihm mit unbewehrter Liebe ſtellt! Ich muß jetzt immer wieder ſo viel an Max Burckhard denken, der, damals ſchon, dieſe Zeit mit ihrer wilden Sehnſucht nach Erlöſung innerlich vorerlebt hat, doch ahnend, daß auch ſie wieder, mit allen ihren Opfern, vergeblich ſein und auch ſie die Vermenſchlichung der Welt nicht erbringen wird. Solange noch auf Erden, pflegte Burckhard zu ſagen, irgendein Menſch irgendeine Möglichkeit hat, Gewalt anzuwenden, bleibt die Beſtialität unüberwindlich! Denn ihm galt Gewalt für das ſchlechthin Böſe, für das Böſe an ſich; und ſo gut könne ja gar kein Menſch je ſein, daß er nicht an der Gewalt, durch den Gebrauch der Gewalt, böſe würde. Solange ſie alſo nicht etwas erfinden, um Anwendung von Gewalt überhaupt unmöglich zu machen, iſt alles umſonſt! Er hielt den böſen Zauber der Gewalt für ſtärker als alle ſtillen Wunder der Liebe. Doch vielleicht iſt dies gerade Sinn und Sendung dieſer unergründlichen Zeit, ſolchen Abſcheu vor jeder Gewalt in allen aufzuregen, daß daraus eine Menſchheit kommt, der ſchon der bloße Gedanke daran unerträglich iſt. Durch irdiſches Geſetz, das ja ſchon ſelber wieder, um zu beſtehen, Gewalt braucht, iſt Gewalt niemals zu bannen, ſo lange nicht, bis der Menſch ſelber innerlich der Gewalt einfach unfähig wird. Mereſchkowski ſagt (in „Vom Krieg zur Revolution", deutſch bei R. Piper, München 1918), die Menſchenfreſſerei habe nicht aufgehört, weil ſich etwa die Menſchen darüber Skrupel machten, ſondern erſt, als ihnen das Menſchen-

fleiſch nicht mehr ſchmeckte. Ganz ebenſo wird, denke ich, Freiheit erſt anfangen können, wenn den Menſchen einmal Gewalt einfach nicht mehr „ſchmeckt", wenn den Gewaltigen ſelber einſt ekelt vor der Gewalt, wenn allen Ausübung der Gewalt ſo widerſtrebt, daß ſich ſchließlich niemand mehr dazu findet. Wir ſind vielleicht gar nicht mehr ſo weit davon, gerade heute; den Gewaltigen dieſer Zeit meint man es faſt allen ſchon heimlich anzuſehen, anzuhören, welche Selbſtüberwindung es ſie koſtet, ſich zur Ausübung ihrer Gewalt zu zwingen. Sie macht offenbar keinem mehr Vergnügen, es fehlt ihr an Unſchuld, ſie hat Grimaſſen, ſie geſchieht eigentlich nur noch aus vermeintlicher Pflicht, es weiß ja nämlich noch keiner vom anderen, daß auch dem das Menſchenfleiſch nicht mehr ſchmeckt; gerade darum iſt das Antlitz der Gewaltigen heute ſo grauenvoll verzerrt und ihr Blick ſo gramergrimmt, weil alle dieſe Gewaltigen es lieber gar nicht mehr wären, weil ſie's tief bei ſich längſt nicht mehr ſind, weil ſie ſich ſelber bloß vorlügen, es noch zu ſein, und Angſt haben, daß ihnen das jedermann anſehen muß, und vor ſolcher Angſt nicht merken, daß es doch allen anderen ebenſo geht. Und wenn einer von dieſen Gewaltigen den Heldenmut fände, vor die Welt hinzutreten und ihr einzugeſtehen, daß er es gar nicht mehr iſt? Ob ihm nicht vielleicht die ganze Welt aufatmend antwortete, daß es ja keiner mehr iſt? . . . Ich weiß es aber nicht. Ganz genau weiß ich es nicht. Aber ganz genau weiß ich ja auch nicht, ob nicht manchen Menſchen vielleicht eigentlich auch Menſchenfleiſch noch immer ſchmecken würde.

25. Februar.

In jenem neuen Buch ſpricht Mereſchkowski auch von der „Erfüllung der Kirche"; Kartaſchows ſo benannte Schrift gibt ihm den Anlaß. Kartaſchow „ſieht, daß die Idee der Kirche in der heutigen europäiſchen Kultur den größten Widerſtand findet, daß dieſe ganze Kultur nicht nur empiriſch, mit ihrem ſichtbaren Antlitz, ſondern auch myſtiſch, mit ihrem unſichtbaren Geiſt, der Idee der

Kirche feindlich gegenüber steht." Er führt das auf die Reformation zurück, deren „tiefstes und reinstes Prinzip die völlige Vereinsamung der religiösen Persönlichkeit vor Gott" sei. Mereschkowski klärt und erklärt das noch, indem er sagt: „Die Kirche bejaht eine Vereinigung von Menschen, eine Menschengemeinschaft in Gott; die Reformation bejaht jedes einzelne Individuum in Gott und eine Menschengemeinschaft ohne Gott . . . In der Kirche gingen die Menschen gemeinsam zu Gott, heute geht der Mensch zu Gott nur wenn er allein ist; wenn aber mehrere Menschen zusammengehen, so gehen sie, wohin man nur will, nur nicht zu Gott. Gott hat sich ins Innere des Menschen zurückgezogen, zwischen den Menschen gibt es ihn aber nicht mehr." Auch Johannes Müller hat dergleichen schon gefühlt und auch er ist so zur Forderung einer Kirche gelangt. Ich kann begreifen, daß eine bürgerliche Menschheit mit ihrer Isolierung des Menschen überhaupt (in ihr gab es ja „zwischen den Menschen" nicht bloß keinen Gott, es gab in ihr „zwischen den Menschen" doch auch den Menschen nicht mehr; auch der Mensch war in der bürgerlichen Welt wie Gott zur „Privatsache" geworden) keine Kirche braucht, doch unbegreiflich wäre mir eine Demokratie ohne Gott, da jede Demokratie doch in Gemeinschaft lebende Menschheit, da der Baugrund jeder Demokratie doch ein gemeinsames Heiligtum ist. Aber nun fragt Mereschkowski nach „der Mutter der zukünftigen weltumfassenden Kirche". Wer wird es sein? „Eine der historischen Kirchen oder alle diese Kirchen in ihrer Gesamtheit oder schließlich das außerkirchliche Element der Menschheit?" Kartaschow antwortet darauf nicht. Mereschkowski sagt: Keine der historischen Kirchen! Und das ist meines Wissens auch Johannes Müllers Glaube. Ich kann da nicht mit, denn ich muß gestehen, daß dies meine Denkmöglichkeiten übersteigt: ich bin unfähig, mir die Gründung einer Kirche durch Menschen auch nur vorzustellen. Zum Begriffe der Kirche gehört es für mich wesentlich, daß nur Gott selbst sie stiften kann. Nur dadurch allein, daß Gott selber unter die Menschen tritt,

entsteht die Kirche. Eine Kirche auf Grund einer vorangehenden konstituierenden Versammlung, Beratung und Abstimmung (mit Zweidrittelmajorität) der Gläubigen (die ja, da Gott noch nicht da ist, sondern erst beschlossen werden soll, noch gar nicht glauben, sondern erst aus der Abstimmung erfahren, was sie glauben werden) ist mir unfaßlich. — Es ließe sich folgendes Schema der Frömmigkeit aufstellen: Menschen, die Gott brauchen, und andere, die ihn entbehren können, Menschen, die an Gott glauben, und andere, die nicht an ihn glauben, Menschen, die um Gott wissen, und andere, die nichts von ihm wissen, Menschen, die Gott anerkennen (selbst ohne von ihm zu wissen), und andere, die ihn nicht anerkennen (auch wenn sie von ihm wissen), und Menschen, die Gott für sich allein, und andere, die ihn mit allen gemein haben wollen.

1. März.

Eine ruhige Betrachtung politischer Kämpfe wird stets ergeben, daß in allen Parteien eine geringe Zahl echter, reiner, menschlicher Menschen von Selbstsüchtigen, Unmenschlichen, Hassenden umringt, daß der Haß der Selbstsüchtigen auf beiden Seiten dem guten Willen der Menschlichen überlegen und daß also der Gute hüben wie drüben ein Gefangener der Bosheit ist. Auffällig ist dabei, daß die Guten hier wie dort gar niemals zu versuchen scheinen, sich dem Bösen der eigenen Partei zu widersetzen, sondern ihre ganze Kraft vielmehr aufsparen, um sie gegen die Guten der anderen einzusetzen. Dagegen stellt sich zwischen den Unmenschen aller Parteien überall gern eine geheime Verständigung, ja Verbindung her: ihre natürliche Sympathie macht sich geltend, der Unmensch der einen Partei schont stets den Unmenschen der anderen und schließlich werden also die Guten jeder Partei nicht nur von den Bösen in der eigenen Umgebung und von den feindlichen Bösen, sondern noch mit ganz besonderer Leidenschaft von den Guten der anderen Partei verfolgt; das Resultat ist auch danach, es ist die Weltgeschichte.



TAYLOR

Man neckt mich jetzt gern mit meiner Vorliebe für Astrologie. Doch ist die gar nicht so arg. Ich bin nämlich nicht sehr neugierig, mein Schicksal in den Sternen zu lesen, weil ich mir längst abgewöhnt habe, mein Schicksal ernst zu nehmen. Mein Schicksal ist mir unwichtig, weil, was man Schicksal zu nennen pflegt, Glück und Unglück, die Prozedur, das Äußere des Lebens, mir selber doch eigentlich nichts oder wenigstens nichts Wesentliches anhaben kann. Vermag ich mein inneres Gesetz zu halten, so wird sich das im Mißgeschick am schönsten zeigen; ist in mir das Gute zu schwach, meine Tat zu bestimmen, so hilft mir auch Erfolg nichts. Bin ich echt, so hab ich nichts zu fürchten; nichts zu hoffen, wenn ich's nicht bin. Was in den Sternen mir geschrieben steht, kann mir immer nur Anlaß zu mir selber geben: ich lese dort die neuen Rollen, die mir Fortuna zuteilt, aber spielen muß schon ich sie, ganz allein ich selbst! . . . Voriges Jahr im Januar, als ich in meiner Salzburger Einsamkeit saß, mit dem einzigen Wunsch, nie mehr wegzukommen, wurde ich eines Tages sehr krank. Mein Astrolog sagte mir dann, er hätte das voraus gewußt. Ich meinte, nachher sei das leicht! In seinem Ehrgeiz gekränkt, entwarf er mir mein Horoskop für 1918. Ich würde im Juni wieder erkranken, nicht ernst, doch langwierig, Ende August einen Wechsel meines äußeren Lebens, um den 1. November herum einen großen Schmerz erleiden. Im Juni wurde ich so krank, daß ich meinen Besuch in Beuron abbrechen, den geplanten Besuch Fritz Mauthners aufgeben und heimreisen mußte; Ende August bin ich unvermutet wider meinen Wunsch ins Burgtheater geholt worden, und im Oktober verriet mich ein Freund. Es traf also alles ein, genau nach meinem Astrologen. Ich kann aber nicht sagen, daß eins dieser Ereignisse für mich von Bedeutung gewesen wäre. Von Bedeutung für mich wäre doch nur ein Ereignis, das meine Kraft zum Guten stärken oder schwächen könnte, doch Ereignisse, die Macht über mein Inneres hätten, sind mir bisher eigentlich nicht bekannt

geworden. Wenn ich nächſtens, wie ich in dunklen Stunden vermute, taub werde oder wenn ich ſelbſt blind würde, was hat das alles denn mit mir ſelbſt zu tun? Ich weiß doch, wie ſchön die Sonne ſcheint. Wird ſie weniger ſchön ſcheinen, wenn ich ſie nicht mehr ſähe? Wird es mich weniger freuen, daß ſie ſo ſchön ſcheint, bloß weil ich mit meinen Augen dann nicht mehr dabei bin? Und ſo bin ich im Grund nicht einmal ſehr neugierig, ob ſich mein Horoſkop für 1919 auch wieder erfüllen wird. Es lautet: April ein merkwürdiges Ereignis, etwas wie der Beginn einer neuen Epoche; Ende Mai Widriges, vielleicht äußere Feindſchaft, vielleicht auch Krankheit, Hemmungen, Störungen aller Art; Ende Juli etwas Überraſchendes, Ungewöhnliches, eine Entfremdung; Ende November oder Anfang Dezember Gunſt, Gelingen, Gedeihen, Heil, Helle, Harmonie, wohl im Zuſammenhang mit jener neuen, im April einſetzenden Epoche, vielleicht ihre Krönung. Das wäre alſo der Stoff, den mir 1919 liefern ſoll, aber formen, münzen, geſtalten muß ich ihn ſchon mit eigener Hand. Was hilft's mir dann eigentlich auf meiner Wanderung? Nur ſo viel, daß ich an manchen Tagen jedenfalls den Regenſchirm mitnehme.

4. März.

Ich bin durch Unbeliebtheit ſo populär geworden, daß es zuweilen ſchon rührend iſt, wie ſich jedermann meinen Kopf zerbricht. Jeder plant etwas mit mir, jeder wünſcht etwas für mich, jeder kommt mir mit einer anderen Idee, mir, der doch wahrhaftig nichts als nur ſchon endlich wieder auf den Gaisberg möchte, wo ja jetzt jeden Tag das blaue Wunder der Leberblümchen beginnen muß! Aber ſo ging's mir mein ganzes Leben, ſeit ich denken kann: ich bin von Natur ein unbeweglicher, ſtockfauler, immer ganz im Augenblick verweilender Menſch, ich finde den Augenblick, jeden, ſtets ſo ſchön, daß ich mich nicht von ihm trennen kann, er gibt mir ſo viel, daß es zu undankbar von mir wäre, ihm nicht treu zu ſein, er macht mich ſo reich, daß es mir kein anderer erſetzen kann, und ſo hätt ich mich

nie von der Stelle gerührt, wären nicht andere stets daran, mich unbeweglich an die Stunde Verlorenen, in die Stunde Versunkenen unabläſſig wieder in Tätigkeit zu ſetzen: und ich wehre mich nicht, ich laſſe mich treiben, gleichgültig wohin, im ſicheren Gefühl, daß ja des Lebens gewaltige Herrlichkeit und Fülle doch von jedem Standort aus dieſelbe bleibt, überall und immer dieſelbe . . . Was nun aber über die von mir geplante Weltzeitung verlautet, damit iſt's wie mit derlei Nachrichten immer: ſie ſind nie wahr, ſind aber dabei doch ſelten ganz unwahr, in ihnen „brandelt" ſchon meiſtens eine Wahrheit, nur eine andere. Eine ſolche Weltzeitung, in der Sinn und Sendung jeder Nation von ihrem eigenen Sprecher verkündet, ihr inneres Schickſal, das Verlangen ihres Willens, ihr Verhältnis im Weltverlauf nach ihrer eigenen Empfindung allen anderen gedeutet und ſo Tag für Tag die Sache jeder Nation durch ihren eigenen Anwalt vor dem irdiſchen Weltgericht geführt würde, will ich ſchon. Ich will ſie ſeit Jahren. Mir iſt auch gewiß, daß ſie kommt; die Menſchheit kann ſie nicht entbehren. Aber mir iſt höchſt ungewiß, ob ich dieſe Weltzeitung führen ſoll. Ich glaube das nicht, ich bin nämlich überhaupt kein Führer, ich bin der geborene Helfer. Helfen will ich auch da, ja mit ganzer Seele, führen kann ich nirgends. (Dies Bekenntnis geſchieht nicht aus Beſcheidenheit, eher aus Hochmut; ich habe zu viel Eigenſinn, um je das Vertrauen zu finden, das der Führer braucht.) Ferner: Ob es für dieſe Weltzeitung nicht noch zu früh iſt, ob in allen Völkern, auch des fernſten Oſtens, auch dunkler Farbe, heute ſchon die Männer bereit ſind, Männer von einer Höhe, wo der Parteiſinn verliſcht und nur noch das Gemeinſame der ganzen Nation, nur noch ihr Herzſchlag erklingt, Männer, denen alles Weltgeſchehen nur ein einziger großer Chorgeſang der Zeiten und Völker iſt, dem jede Zeit und jedes Volk nur ſeinen beſonderen Einſatz zu bringen hat? Und: ob es eine Zeitung in allen Sprachen oder in welcher? Und: wo dieſe Zeitung erſcheinen ſoll? (Boſton ſchlug ich vor als Hauptſitz, mit eigenen Ausgaben in

Avignon, Sevilla, Venedig, Bayreuth, Salzburg, Raguſa, Mekka uſw., niemals in Großſtädten des Betriebs, ſondern in den Hauptſtädten, den Heimſtätten der Seele.) Jedenfalls ſind aber die freundlichen Angebote von Referenten für Premieren im Johann Strauß-Theater noch etwas verfrüht; am Ende bringt die Weltzeitung gar kein Referat über Premieren im Johann Strauß-Theater. Und das Programm wäre Whitmans: „Wir wenigen Gleichen aller Zeiten und aller Länder, wir Mitleidenden, Erkennenden, Einigenden, wir ſchreiten ſchweigend durch Streit, Eiferſucht und Beſchuldigung von allen Seiten, ſie drohen uns, umzingeln uns, aber frei ſchreiten wir ungehemmt durch, bis alle Länder, alle Zeiten von uns durchdrungen und Männer wie Weiber aller Raſſen, aller kommenden Alter Brüder und Liebende ſind gleich uns." Das Programm wäre Whitmans Demokratie, die man, um ſie mit keiner anderen zu verwechſeln, eigentlich Erotokratie heißen ſollte (ihre Volkshymne: der Chor aus der Antigone, in der Überſetzung Hölderlins).

6. März.

„Die Geniereligion, ein kritiſcher Verſuch über das moderne Perſönlichkeitsideal mit einer hiſtoriſchen Begründung" von Edgar Zilſel (erſter kritiſcher Band Wien – Leipzig, Wilhelm Braumüller 1918). Kurz: ein Anticarlyle. Gegen den (eigentlich, wenn man nicht gleich bis zu Protagoras zurück will, meines Wiſſens von Petrarca datierenden) Geniebegriff, gegen den Geniekult, gegen das „Rituale" wie die „Dogmatik" der Genieverehrung, gegen das Dogma von der „beinahe göttlichen Schöpferkraft" der Genies, gegen das Dogma von dem gleichen Anſpruch aller Genies auf dieſelbe Verehrung, gegen das Dogma von der „Brüderſchaft der Genies" und ihrem Gefühl der „Zuſammengehörigkeit" aller Genies über Klaſſen und Raſſen und Zeiten hinweg. Ein Pasquill auf das Genie, doch mit allem Anſtand, ja mit einer gewiſſen Anmut und ſo grundgeſcheit, daß man den Verfaſſer, auch wo man ihm nicht zuſtimmen kann (und vielleicht vor allem nicht zuſtimmen will), doch immer noch

anhören muß. Er ſagt etwa, den Begriff des „verkannten Genies" ſezierend: „Es ſcheint alſo heute förmlich eine neue Gruppe ſolcher großer Männer entſtanden zu ſein, die als verkannte Genies allgemein bekannt ſind." Oder er ſpricht von „Schriftſtellern, deren Genialität darin beſteht, daß ſie uns immerwährend von der Genialität anderer erzählen." (Ich muß geſtehen: ich fühle mich getroffen!) Oder er erklärt manchen Fall von Verkennung einfach daraus, daß oft „Originalität in unlösbarer Verbindung mit einem Charakter auftritt, der Anerkennung und Ruhm unmöglich macht, aber nicht auf ſie verzichtet". Oder er bezweifelt, „daß ſich die Menſchheit ſo bequem in die zwei Klaſſen der Genies und der Menge einteilen läßt, wie der ein wenig rohe Begriff des großen Mannes es annehmen will". Oder er wundert ſich über den beliebten Appell von der Mitwelt an die Nachwelt, da doch „das Urteil der zukünftigen Menge" kaum wichtiger, auch kaum richtiger wird als das der gegenwärtigen Menge, und kann ebenſo die „Schwärmer" nicht verſtehen, die „ſonderbarerweiſe glauben, die Welt ſei aus den Angeln, wenn es den Operettenkomponiſten beſſer ergeht als den Philoſophen". An allen dieſen Sätzen, auch wenn ich ihnen widerſprechen muß, beſticht mich ihre gute Haltung: ſie ſind ſoigniert, haben Takt und verzichten aufs Pedal, eine Seltenheit in unſerer überſchwänglichen, alles gleich dreimal ſagenden, nichts ruhig ausſprechenden, ſondern immer ſofort beteuernden, beſchwörenden, durchaus aufs Animieren hindrängenden Zeit, in der jeder Redner zum Zuredner und das Applausbedürfnis für den Ton entſcheidend wird. Sie ſind von einer Kürze, Gedrungenheit und Schlagkraft des Ausdrucks, einer Mäßigung, Sachlichkeit und Sauberkeit des Vortrags, einer ſich ſo gar nicht anbiedernden, aber auch wieder keineswegs renommiſtiſchen Zurückhaltung, Diskretion, faſt Kühle des Tons, ja ſie machen an den beſten Stellen ſo ſehr den Eindruck, gegen Gunſt oder Ungunſt des Leſers unempfänglich zu ſein, daß man ſich bei einem Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts meinen könnte. Es iſt wirklich dieſelbe Luft, die

Luft der franzöſiſchen Aufklärung, des hellen Verſtandes, der harten Sachlichkeit, eine Luft, in der nicht geflunkert wird. Im ſtillen fragt man ſich dabei dann allerdings zuweilen, ob das nicht aber auch hier vielleicht bloß eine Tugend aus Reſignation iſt, ob nicht vielleicht bloß deshalb nicht geflunkert wird, weil man nicht flunkern kann? Doch ein ſolches Fragezeichen ſteht ja ſchließlich bei jeder Tugend und wer aus irgendeiner Ohnmacht produktiv zu werden vermag, wem auch Ohnmacht alſo wieder zur Kraft wird, der gewinnt ſich ſo vielleicht eine Begabung höherer Ordnung, als wer nur mit der angeborenen gradaus hantiert. Übrigens iſt mir Zilſel einer ſolchen Sachlichkeit par dépit erſt durch die Geſellſchaft verdächtig worden, zu der er ſich hält: Voltaire, Spinoza, die Stoiker, Sokrates und bis zu einem gewiſſen Grad ſelbſt Dſchuang Dſi, auf die er ſich ſo gern beruft, hatten nämlich alle vielleicht erſt gar keine Fülle zu bändigen, vielleicht ſieht's nur ſo aus, vielleicht war's aber gar nie Fülle, ſondern war von Anfang an nur Not, nur Armut; und es könnte ſelbſt ſein, daß der „Verſtandesmenſch" überhaupt nur entſteht, wenn einem eben ſchon gar nichts anderes mehr übrig bleibt. Womit er nun aber keineswegs herabgeſetzt werden ſoll: der Verſtandesmenſch bleibt der Menſchheit unentbehrlich, und wär's auch nur als Korrektur ihrer anderen ergiebigeren Formen; unentbehrlich in jeder Zeit, gar aber in der unſeren, die von den überwachſenden Affekten verſtörend beherrſcht wird. Und es iſt alſo möglich, daß wir gerade jetzt zunächſt erſt wieder einmal durch eine Epoche ſtrenger Verſtandeskultur müſſen, um von ihr aus zum ganzen Menſchen zurückzufinden, ſelbſt um den Preis ſinnlicher Verarmung. Schaden kann uns eine ſtoiſche Kur gewiß nicht, gar bei dieſem Stoiker von der mildeſten Art, denn er iſt, wie ſein ſchönes Verhältnis zu Mozart zeigt, einer der ſehr ſeltenen Stoiker mit Muſik . . . Den ihm unerträglichen Geniekult führt er auf das Dugefühl zurück. Wer uns „dieſes bis zur Suggeſtion geſteigerte, unſer eigenes Icherlebnis überflutende Dugefühl" am ſtärkſten erleben

läßt, „gleichgültig, welche Sache immer er auch anstrebt", der ist uns „der vollkommenste Mensch": also, schließt er, der „Marktschreier!" In der „Vernachlässigung des sachlichen Elements" sieht er, der die Persönlichkeit nur nach ihrem ethischen Gehalt gelten läßt, dem ihr Wert allein auf der Übereinstimmung mit dem moralischen Gesetz beruht, den Irrtum des Geniebegriffs. „Es gibt", sagt er erbittert, „Menschen, die jeden Vorkämpfer, jeden überragenden Menschen gleicherweise verehren wollen ... und sich für unvollkommen halten, wenn irgendeines jener Genies ihrer Verehrung entgangen ist." Er aber versichert feierlich, sich das „von niemandem weismachen zu lassen, daß wir sie zu verehren haben. Die Menschenverehrung wollen wir von uns abtun; verehrungswürdig ist nur die Sache und der gute Mensch, den uns noch keine Mutter geboren hat". Da sind wir an einer Grenze, wo ja die Beweisführung aufhört, wo jeder nur noch nach seiner inneren Evidenz urteilt und wo man also einfach Bekenntnis gegen Bekenntnis einzusetzen hat. Hier meines: ich gestehe, daß ich zu jenen gehöre, die es kränkt, wenn irgendeines jener Genies „ihrer Verehrung entgeht", aber nicht bloß das, sondern ich gehe da noch weiter, mich kränkt's nicht bloß, wenn meiner Verehrung irgendein Genie, mich kränkt es noch mehr, daß ihr auch nur irgendein einziger Mensch entgeht, wer es auch immer sei, denn mir ist jeder Mensch „verehrungswürdig", und daß ich das zwar im ganzen weiß, aber an den einzelnen nun fast niemals bemerke, daß ich im einzelnen fast niemals dazu komme, von jener allgemeinen Gewißheit Gebrauch zu machen, daß meine fortwährende Bereitschaft zur Menschenverehrung nur höchst selten in Übung gerät, das ist mein großer Schmerz, das empfind ich als meine Schuld! Auch ich bin im Grund dem Geniekult feind, aber aus ganz anderen Gründen, nämlich bloß, weil er mir beschränkt scheint, weil ich nicht einsehe, warum sich mein Bedürfnis nach Verehrung mit den Genies, diesen nur besonders auffälligen oder besonders mitteilsamen Abbreviaturen der Menschheit begnügen soll, weil

mir gewiß iſt, daß es gar keinen einzigen Menſchen gibt, auch unter Mordbrennern, Lügnern oder Dieben nicht, ja ſelbſt unter den Treuloſen nicht, der nicht irgendein Motiv zur Verehrung enthält, da doch auf jeder Kreatur noch ein Abglanz von der Spur Gottes ruht. Wenn ich ſie nicht ſehe, iſt's die Schuld meiner Augen; wenn ich irgendeinen Menſchen nicht verehren kann, empfind ich das immer als mein Unrecht an ihm (im beſten Falle als eine Schwäche von mir). Ich bin auch gegen den Geniekult, aber nur, weil mir widerſtrebt, mich ſo billig abzufinden mit der Menſchheit! Denn „Genie" ſcheint mir gar nicht etwas, was irgendein Menſch iſt, ſondern etwas was der Menſch hat, was jeder Menſch hat, nur der eine mehr, der andere weniger, etwas was über den Menſchen kommt, über den einen oft, über den anderen ſelten, über manche ſichtbar, über andere geheim, nämlich das Rauſchen Gottes, das jedes Geſchöpf vernimmt in den erhabenen Stunden, von denen keines je ganz unberührt bleibt. Im Deutſchen Wörterbuch hat den Artikel „Genie" (4. Band, 1. Abteilung, 2. Teil) Rudolf Hildebrand verfaßt. Dieſer treueſte Gehilfe Grimms, mit dem feinſten Gehör für die leiſeſten Schwankungen und Wandlungen der Intonation, mit dem reinſten Sinn für das in allen den tauſend Zwiſchenfällen und Abenteuern eines Worts ſich entfaltende geheime Geſetz, legt da dar, daß „Genie" von den Deutſchen in zwei Bedeutungen gebraucht wird. Lavater ſagt: „Genie iſt Genius. Wer bemerkt, wahrnimmt, ſchaut, empfindet, denkt, ſpricht, handelt, bildet, dichtet, ſingt, als wenn's ihm ein Genius, ein unſichtbares Weſen höherer Art diktiert oder angegeben hätte, der hat Genie." Hier iſt alſo Genie etwas, was über den Menſchen kommt, gleichſam bloß zu Gaſt kommt, was er, ſo lange es bei ihm bleibt, hat, was ihn doch aber bloß heimſucht, alſo auch wieder verlaſſen kann. Und ganz ſo wie Lavater ſpricht auch Herder, in der Kalligone, von der „genialiſchen Stunde": da werden wir „mitgenialiſch mit dem Genius, fühlen uns ſeiner Art". Und er fährt fort: „Was irgend durch menſchliche Natur

genialiſch hervorgebracht oder bewirkt werden kann — Wiſſenſchaft und Kunſt, Einrichtung oder Handlung — iſt Werk des Genius, der jede Anlage der Menſchheit zu erwecken und zu ihrem Zweck zu fördern eben Genius iſt . . . Idole zu werden iſt weder der Wunſch der Genien, noch ihr Beruf; vollends mit ſich, mit dem Werk eines einzelnen, das Geſchäft des Geſamtgenius beſchloſſen zu halten, iſt ihnen undenkbar: denn es iſt eng und eitel und antigenialiſch." Das iſt die eine Bedeutung des Wortes Genie; Zilſel wird zugeben müſſen, daß ſie ganz unſchuldig an allem „Geniekult" iſt. Der ſtammt aus der „Geniezeit" der Stürmer und Dränger, hier bekommt das Wort auf einmal eine ganz neue Bedeutung, die dann von Jean Paul noch entwickelt, von Schlegel und Schopenhauer bis ins Abſurde geſteigert wird: jetzt hat man nicht mehr Genie, jetzt iſt man's. Genie ſind fortan (wie Chamberlain in ſeiner wunderſchönen Exegeſe der Hildebrandſchen Ausführungen ſagt) „beſtimmte anatomiſch-phyſiologiſch ausgezeichnete Individuen", Genie iſt „eine höchſte Potenz der Monade als Monade". Dieſer Geniebegriff der Geniezeit iſt von Goethe, der ſelber an ihm erkrankt war, ihn aber bald als „Unweſen" erkannte, mit Schiller zuſammen überwunden worden. „Doch leugne ich nicht," ſchreibt Goethe an Schiller, „daß wir den Creator spiritus wohl zum Freunde haben müſſen, wenn wir das nächſte Jahr nicht zurück, ſondern vorwärts treten wollen." Damit war, wie Hildebrand ſagt, „das Genie wieder als ſchaffender Geiſt für ſich, auch außer und über dem Menſchengeiſte gedacht, nicht in dieſem mit allen ſeinen Mängeln aufgehend wie in der Genieperiode, nicht als unverantwortlicher Gott, ſondern als verantwortlichen Vertreter Gottes". Dieſe Bedeutung des Wortes Genie iſt nirgends reiner ausgeſprochen worden als in dem geheimnisvollen, zugleich rührenden und erhabenen Satze Goethes: „Die beſten Meiſter, in ihren glücklichſten Augenblicken, nähern ſich der höchſten Kunſt, wo die Individualität verſchwindet und das was durchaus recht iſt, hervorgebracht wird." In den „glücklichſten Augenblicken"

der Meiſter, in den „genialiſchen Stunden" Herders alſo, „verſchwände" dann „die Individualität" überhaupt, um jener Kraft den Platz zu räumen, die „das, was durchaus recht iſt, hervorbringt". Und gerade dieſes „Verſchwinden der Individualität" vor dem höheren Sinn für das durchaus Rechte, vor der eindringenden, die Monade durchleuchtenden Gnade wäre Genie. Auch die „beſten Meiſter" hätten Genie nur „in den glücklichſten Augenblicken", in den Augenblicken, wo ſie ſelber verſtummen und nur noch das durchaus Rechte widerhallen. Solchen Geniekult, der alſo nur das Verſtummen des zufälligen Menſchen vor dem Hauch des göttlichen Weſens kultivieren würde, müßte doch auch Zilſel gelten laſſen, da doch dieſes „durchaus Rechte" ja nichts anderes ſein kann, als eben was auch ihm allein „verehrungswürdig" iſt: „die Sache" . . . Von Walt Whitman, zu dem doch jetzt alle meine Gedanken immer wieder zurückkehren, kann man ſagen, daß er einen Geniekult mit der ganzen Menſchheit trieb, ganz beſonders aber mit unſcheinbaren, mit „gewöhnlichen" Menſchen; die faſt magnetiſche Macht, die von ihm ausging, beſtand darin, daß unter ſeinem Blick, vielleicht freilich nur für ſeinen Blick, auch Menſchen genialiſch wurden, denen es ſonſt niemand angemerkt hätte. Sein Begriff der Kameradſchaft, in dem Caritas und Eros einander begegnen, ruht auf dieſer Ahnung einer durch die ganze Menſchheit, ja die ganze Schöpfung flutenden Genialität (die ſich nur an manchen Punkten ſtaut; und ſolche Staupunkte nannten wir bisher Genies). All is truth without exception; and henceforth I will go celebrate anything I see or am: er hat wirklich jeden Blick, Laut oder Zug des Lebens zelebriert, er war mit aller Kreatur in some divine rapport, und dieſes in Rapport mit allem ſein, in ſolchem Rapport, daß Icherlebnis und Dugefühl dann ganz ineinander verweben, dies offenbart ſich an manchen durch erſtaunliche Kräfte, Gaben, Gedanken, die doch aber niemals einem einzelnen gehören. These are really the thoughts of all men in all ages and lands, they are

not original with me. If they are not yours as much as mine, they are nothing or next to nothing", so ſpricht Whitman, derſelbe Whitman, der ſich einen Chanter of personality nennt, ganz wie gerade der Goethe, der Perſönlichkeit als das höchſte Glück der Erdenkinder preiſt, zugleich den Wahn, in Denken und Dichten jemals „autochthon" zu ſein, ſo grimmig verſpottet hat. Denn gerade dort, wo Perſönlichkeit ſich erfüllt, entſchwindet ſie: dem, der ſich gefunden hat, bleibt nichts Eigenes; was er auf ſeinem Grunde findet, hat er mit allen gemein, denn es iſt, was Zilſel „das Rechte" nennt. Aus Urzeiten kommt der Strom der ewigen unabänderlichen Wahrheit, ohne die nichts iſt, die ſich in allen ihren Erſcheinungen immer gleicht, aus der nur zuweilen bei der Transmiſſion von Geſchlecht zu Geſchlecht ein Funke ſpringt: das Genie.

12. März.

Ein deutſcher Emigrant ſchreibt mir aus der Schweiz: „Was mich von Ihrer Auffaſſung (ſeit Beginn des Krieges) trennt, iſt — ich darf doch zu Ihnen aufrichtig ſein? — daß Sie nebenbei Internationaliſt ſind. Ich nun ſtehe auf dem Standpunkt, daß man nicht gleichzeitig vaterländiſch und weltbürgerlich denken kann, denn wünſcht man ſeinem Vaterland (wie natürlich) Machtzuwachs und Triumph, ſo vermindert man einen Nachbar und ſtört jene Einheit, die mir (und Barbuſſe) die weſentliche iſt: die Welt. Abſchaffung aller Zölle, Entwertung aller Grenzen, Abtötung des Vaterlandsbewußtſeins und vor allem jedes Stolzes im Menſchen iſt ein Ziel, das mit Patriotismus unvereinbar, ja deſſen ureigenſter Feind der Patriotismus iſt . . . Barbuſſe hat in ſeinem neuen Roman ‚Clarté' das alles herrlich formuliert: wer beides ſein will, Vaterländler und Weltbürger, erlebt jenes welthiſtoriſch-klägliche Schickſal der ‚Sozialpatrioten' Scheidemann und Konſorten, die gleichzeitig Ludendorff und Jaurès dienen wollten, Cäſar und Chriſtus. Ich behaupte, daß der Internationalismus, wenn er bis an die Wurzel eines Glaubens geht, ein notwendig ſtaatsfeind-

liches Bekenntnis ist, ein antiösterreichisches, antifranzösisches, antideutsches, antivölkisches. Wer Internationalist ist, muß sein Vaterland negieren, nicht weil es das seine, sondern weil es überhaupt eines ist. Aber wir sind so dumpf geworden, daß man es ‚Verrat' nannte, als Nicolai (kennen Sie die ‚Biologie'?) Russe wurde, und vergaß, daß Schiller, Klopstock sich stolz Weltbürger nannten und die französische Staatsbürgerschaft im Kriege gegen ihre sogenannte Heimat annahmen. Ich glaube, unsere Aufgabe ist, politisch indifferent zu sein, uns um nichts Österreichisches und Deutsches mehr zu kümmern, sondern einzig um die Welt: Alles was wir für die Heimat tun, das stehlen wir dem anderen, dem größeren Ideal. Wer ganz Internationalist ist, dem ist alle Umwälzung in seinem Vaterlande nur wichtig in einem Sinne: ob sie der endgültigen Vereinigung Europas dient. Deshalb hätte ich eine Donauföderation auch dem Anschluß an Deutschland vorgezogen, weil hier einer der schönsten Keime zur Weltrepublik war und wir durch eine wirklich weitherzige Veranlagung ein produktives Zentrum hätten werden können. Nebenbei: ist es nicht typisch, daß unsere Patrioten über das Ja oder Nein des Anschlusses so schweigsam waren, fast so schweigsam als sie im Kriege trompeteten? Sie wollen nämlich Ja sagen zu dem was kommt, und nicht aufs falsche Pferd setzen, o über die Helden der Gesinnung!" So schreibt mir ein lieber Emigrant und noch sann ich seinen Worten nach, als ich, zufällig unmittelbar darauf, in der „Roten Garde", der Beilage zum „Freien Arbeiter", einen Aufsatz fand, in dem Egon Erwin Kisch den „hohen Klerus der Sozialdemokratie" (Dr. Otto Bauer meint er vornehmlich) des Verrates am Internationalismus zeiht, weil der den Satz des kommunistischen Manifestes „Die Arbeiter haben kein Vaterland" verleugnet hätte, „diesen entscheidend wichtigen, grundlegenden Satz von der Vaterlandslosigkeit des Proletariats", weil von den „Gottsoberſten der Sozialdemokratie" ein Kompromiß zwischen Sozialismus und Dienstreglement versucht und in die

Strophen der Arbeitermarſeillaiſe der Refrain eingefügt worden ſei: „Mit Herz und Hand fürs Vaterland!“ Und indem Kiſch nun an Wilhelm Weitlings (der jetzt überhaupt auf einmal aus langer Vergeſſenheit wieder emportaucht, auch Hugo Ball hat neulich ſeine rührende Geſtalt beſchworen) Mahnung zur „allgemeinen Vereinigung der ganzen Menſchheit in einem Familienbunde und Wegräumung aller engherzigen Begriffe von Nationalität und Sektenweſen“ erinnert, ruft er aus: „Das waren noch Sozialiſten! Ihre Lehre wieder unverfälſcht aus den Verdünnungen der falſchen Propheten zu gewinnen, wird Sache der neuen Führer ſein müſſen. Das Volk aber wird ſich ſein richtiges Empfinden nicht verfälſchen laſſen dürfen, daß ihm Nation und Vaterland nichts bedeuten können.“ Alſo faſt mit den nämlichen Worten wie mein Emigrant! Und wir werden ſie, wenn mich meine Witterung nicht täuſcht, jetzt bald überall vernehmen, denn eine große Welle von Weltenthuſiasmus kommt heran, und es ſcheint ja ſchon dem Deutſchen eigen, ſelbſt wenn er einmal ja ſagen muß, auch dies noch wieder zunächſt mit einer Verneinung zu tun. Wir müſſen immer irgendwie „proteſtieren“ und ſo ſchlägt uns jetzt ſelbſt die Liebe der Welt, die nämlich allein damit gemeint iſt, auch wieder unverſehens gleich zum Haß der eigenen Nation aus! Nun, „jedes ausgeſprochene Wort erregt den Gegenſinn“, dieſer Satz Goethes gilt für Deutſche ganz beſonders und auch ich bin ja darin ein echter Deutſcher: in der Monarchie war ich eigentlich immer Republikaner, erſt jetzt könnte mir's faſt vergehen. Aber ich glaube doch, es iſt nicht bloß mein alter Geiſt des Widerſpruchs, was mich gegen den Emigranten und gegen Kiſch leiſe ſträubt, nein, es iſt ein urlebendiges Gefühl, es iſt die Gewißheit, daß es keinen anderen Weg zur Welt gibt als über die eigene Nation, als von der eigenen Nation aus. Weltliebe iſt ja ſchließlich auch nur ein höchſtgeſteigertes „Dugefühl“, Dugefühl aber ſetzt immer ſchon ein Icherlebnis voraus. Alle Liebesluſt iſt Glück der Selbſtüberwindung; damit aber ein Selbſt ſich überwinde, muß erſt eines da

ſein. Und alle Liebesluſt iſt aber ja nicht bloß Selbſtüberwindung, ſondern noch mehr: alle Liebesluſt iſt dann auch noch ein Selbſtwiederfinden eben in der Selbſtüberwindung: indem ich mich ganz an die Geliebte verliere, gibt ſie mir mich ſelbſt nur deſto reiner wieder, find ich mich in ihr erſt ganz, gewinnt mir eben der Selbſtverluſt erſt mein wahres Ich zurück. Ich und Du fordern einander, können einander nicht entbehren, entſtehen doch aneinander erſt, ja beſtehen nur an einander allein, es geht gar nicht anders, als daß, wer Ich ſagt, auch Du ſagen muß, aber freilich auch, wer Du ſagen will, das Ich nicht verſchlucken darf, ſonſt erſtickt ja zugleich auch das Du damit. Es iſt mit Ich und Du wie mit Einatmen und Ausatmen, mit Finſternis und Licht, mit Syſtole und Diaſtole, ſie bedingen einander, ſie brauchen einander, ſie ſind ganz rein gar niemals voneinander zu ſcheiden, in dem Augenblicke erlöſche die Welt. Und wenn jedes Ich ein Unrecht am Du, jedes Du hinwieder ein Unrecht am Ich iſt, weil das Ich jedes Du doch als unerträgliche Beſchränkung empfinden muß, ganz wie das Du jedes Ich (hier wurzeln alle Leiden der Ehe), ſo werden doch Ich und Du gerade durch dieſe Beſchränkung überhaupt ſelbſt erſt konſtituiert, ſie nehmen ja durch Grenzen allein, ſo ſehr ſie ihnen widerſtreben, ſelber erſt Geſtalt an (hier wurzeln alle Freuden der Ehe). Liebe iſt im Grunde nur eine ſich ſelbſt bis auf den Grund durchſchauende, ihrer ſelbſt höchſt bewußte Selbſtſucht: der Liebende hat ſein eigenes Selbſtgefühl nicht bloß für ſich, ſondern nun noch über ſich hinaus auch für jedes andere Geſchöpf, der Liebende freut ſich des anderen, weil er, was er ſelber iſt, doch erſt dadurch wird, daß der andere anders iſt, und darum fordert er, für ſich, das Andersſein der anderen, denn nur das Andersſein der anderen macht mich doch erſt zum Unikum! Dies iſt das Thema des Weſtöſtlichen Diwans und es iſt ebenſo das Thema der Farbenlehre Goethes: denn am Regenbogen können wir ja die Liebe mit Augen ſehen, da ruft jede Farbe ſelber um ihrer eigenen Erſcheinung willen die Gegen-

farbe, das Du hervor. Blau will Gelb, denn eben am Gelb wird Blau doch eigentlich erſt zum Blau. Oder wie Beer-Hofmann ſeinen Jaákob dem feindlichen Bruder ſagen läßt: „Gott braucht mich ſo — und anders Dich! Nur weil Du Edom biſt, darf ich Jaákob ſein!" Und ſo heißt's ja ſchon im erſten Brief Petri. „Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes." Im Urtext lautet das noch ſtärker, ſinnlicher, wahrer: Poikiles Charitos — bunt, ſo geheimnisvoll wunderbar bunt iſt die Gnade Gottes! Ihr aber, verehrter Emigrant und lieber Egon Erwin Kiſch, ihr wollt nun Gottes ſtrahlend regenbogenbunte Welt entfärben, wenn Eigenſinn und Eigenart der Völker, wie ſie jedem aus ſeiner Landſchaft und ſeinem Schickſal erwachſen ſind, fortan verblaſſen ſollen! „Jedes Exiſtierende", ſagt Goethe, „iſt ein Analogon alles Exiſtierenden; daher erſcheint uns das Daſein immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich alles ins Unendliche." Der Wahn aller Nationaliſten in allen Ländern war immer zu verkennen, daß jede Nation nur „ein Analogon" aller Nationen iſt: daher die furchtbare „Zerſtreuung" der Menſchheit „ins Unendliche", die dieſen Krieg verſchuldet hat. Aber wehe, wenn Ihr, Emigrant und Kiſch, nun wieder nach der anderen Seite ſündigt, indem Ihr „der Analogie zu ſehr folgt", denn dann „fällt alles identiſch zuſammen", dann fällt auch wieder die Welt zuſammen! Nein, Edom muß ſchon Edom bleiben und Jaákob kann nur Jaákob ſein, oder die Welt erliſcht und vergraut! Könnt ihr den „farbigen Abglanz" denn entbehren, das einzige noch, was wir hier auf Erden haben? Nehmt der Welt auch noch das Farbenſpiel der Raſſen, Stämme, Völker, was bleibt dann, um uns die Mühe des ſo läſtigen Aufſtehens an jedem Morgen zu vergelten? Nein, mein lieber Emigrant, Sie tun mir doch hoffentlich unrecht, wenn Sie mich einen Internationaliſten nennen, der es bloß nebenbei ſei. Recht ge-

nommen, bin ich's gar nicht: ich bin kein Internationalist, ich bin ein Supernationalist, ich bin nicht zwischen, ich bin über den Nationen. Es ist im Grund bloß eine Frage der Verknüpfung. Ich wie Sie wollen den Weltbürger. Aber Sie meinen, ihn zu finden, indem Sie den Einzelnen direkt an die Welt knüpfen, unvermittelt. Das hat auch das achtzehnte Jahrhundert gemeint. In den „Briefen über ästhetische Erziehung" spricht der Mensch entweder „in eigener Hütte still mit sich selbst" oder aber, so bald er aus seiner Hütte tritt, immer „mit dem ganzen Geschlecht". Es hat sich dann aber doch herausgestellt, daß die Menschenstimme nicht so weit trägt; an der Welt hing der Mensch doch im Leeren. So lernte das neunzehnte Jahrhundert allmählich begreifen, wie weise die Natur tat, zwischen dem einzelnen und der Welt noch Stützen, Stufen, Stiegen, Klammern, Versicherungen einzuschalten, so daß er nicht gleich den Riesensprung von sich zur Menschheit zu wagen hat, sondern über Familie, Stamm, Landschaft, Gemeinde, Volk, Staat und Staatenbund sanft ansteigen darf. Seid ihr Jüngeren mutiger und traut euch den Sprung zu, Glück auf! ich wills euch nicht neiden, aber laßt den bedächtigen Alten still seinen sicheren Umweg zur Menschheit vollenden, oben treffen wir uns schon! Oder muß ich euch erst noch beteuern, daß auch ich auf eure Höhe will? Schon eben aus Liebe zu meinem Volk will ich, daß mein Volk über sich emporgelange! „Alles Vollkommene, sagt Goethe, alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen." Vollkommenheit in einer Art ist nämlich immer schon ein Schritt über diese Art hinaus: indem ein Volk sich selbst wahrhaft erfüllt, tritt es schon aus seiner Eigenart empor, die dann, in diesem höheren Kreise des Lebens über den Völkern, nur noch waghaltend zu wirken hat (und ein noch ganz fernes Ideal wäre, wenn sie schließlich alle so weit kämen, sich untereinander sogar auch austauschen zu können: hat sich Jaákob erst ganz erfüllt, dann mag er sich erdreisten, auch einmal für eine Zeit Edom zu werden!). Und wenn Ihr schon, Freunde, mir nicht traut,

so hört auf den Alten vom fischförmigen Paumanok, hört auf Walt Whitman, hört auf das gewaltigste seiner Gedichte: „Salut au monde!", das allen Völkern der bewohnten Erde bis zu den letzten Inseln im Ozean, zu wollhaarigen Horden, zu verachteten Tiermenschen hin den Brudergruß des stolzen Amerika bringt:

Health to you! good will to you all, from me and America sent!
Each of us inevitable,
Each of us limitless — each of us with his or her right upon the earth,
Each of us allow'd the eternal purports of earth,
Each of us here as divinely as any is here.

14. März.

In Berlin Standrecht gegen die Spartakisten. — Am Tag, da Prinz Max zum Reichskanzler ernannt wurde, saß ich in Berlin mit einem Kenner Deutschlands zusammen. Ich fragte: „Wird also Deutschland jetzt wirklich sozialdemokratisch? Wie wird das eigentlich sein?" Er antwortete: „Die Sozialdemokraten werden auf das Volk mit einer Bravour schießen, die die tollsten Junker scham- und neidrot macht!" Das klang damals doch gar zu paradox, jetzt bestätigt es Noske.

15. März.

Ich schrieb neulich für mich hin, äußeres Schicksal sei von so geringer Macht über unser wahres Leben, daß, wenn ich nur in der Tat, wie mir in dunklen Stunden zuweilen schwant, nächstens taub oder auch noch blind würde, dies doch meiner Wirklichkeit nichts anhaben könnte, denn mein inneres Licht, mein innerer Laut blieben mir ungetrübt. Dies griff jemand auf, entgegnend, es könne doch nur bedingte, doch nur eingeschränkte Geltung ansprechen, nämlich bis an die Grenze bloß, wo sich Äußeres und Inneres so berühren, daß von jeder Veränderung des einen gleich auch das andere mitergriffen wird. Oder meinen Sie, wenn Ihr Gehirn lädiert wird

und Sie das Gedächtnis, ja den Verstand verlieren, auch dann noch Ihre Seele zu behaupten und an Ihrem Wesen intakt zu bleiben? Und er erschrak, als ich mich nicht besann, ein rasches Ja zu wagen. Mir war's auch selber nicht ganz geheuer: daß selbst Blödsinn oder Wahnsinn im Grunde nichts an mir selbst ändern könnten, sondern höchstens an meiner äußeren Erscheinung, das schien mir, kaum ausgesprochen, doch von einer fast frevelnden Anmaßung. Ob Hölderlin und Nietzsche, nicht bloß für den äußeren Anblick, sondern doch wohl auch für ihr eigenes Gefühl verstört, dennoch bei sich dieselben blieben? Aber eine tiefe Stimme fuhr in mir fort, unnachgiebig jenes zuversichtliche Ja festzuhalten. Um diese Zeit las ich Ernst Cassirers neues Buch „Kants Leben und Lehre" (Immanuel Kants Werke, Band XI. Verlegt bei Bruno Cassirer, Berlin 1918). Ernst Cassirer ist mir seit seiner „Freiheit und Form" ein unendlich werter Gefährte geworden. Keiner hat jetzt ein feineres Ohr für jeden leisesten Einsatz der einzelnen Stimmen in dem ewigen Chorgesang der Menschheit, für die geheimen bebenden Abwandlungen aller gleich wieder verhuschenden Themen der großen Geistessymphonie. Und ihm mit Ernst Marcus (in seinem prachtvollen „Kants Weltgebäude", Verlag von Ernst Reinhardt, München 1917) zusammen, jenem Umfassenden mit diesem Durchbohrenden zusammen verdanken wir's, wenn jetzt Kants Ewiges, von aller Zeitlichkeit losgeschält, nie mehr verloren gehen kann (wenn es auch freilich von jeder neuen Generation immer wieder erst in ihre Mundart übersetzt werden muß). Cassirers Kant-Buch ist ein solches Meisterstück der Biographie, daß einem das Herz dabei klopft: denn hier wird unter unseren Augen Kant sozusagen geboren, wie ja der Verlauf des Lebens stets eine fortgesetzte Geburt ist, die doch der Tod erst vollendet, erst der Tod erbringt das Lebendige ganz; hier geht nicht ein Mann neben seinem Werke her, sondern Mann und Werk gehen aus einem Tieferen hervor, dieses wird aufgeschlossen, das Anonyme, von dem der wunderliche kleine Königsberger Professor selbst wie seine

ſämtlichen Schriften doch nur Pſeudonyme ſind. Chamberlain hat dasſelbe mit Goethe verſucht, aber bei dem iſt es leichter, weil Goethe, je älter er wird, immer bewußter in Perſon, die ſich in ſeinen Werken offenbarende Geſtalt annimmt und ſeine Werke dazu gebraucht, wie ſie aus ſeinem Leben, ſo dann auch wieder ſeine eigene Figur aus ihnen zu ſchöpfen, während Kant mit den Jahren in Perſon immer mehr von ſeinen Werken abrückt, als würde ihm vor ihnen für ſich bang: Goethe lebt ſich an ſeinen Werken immer mehr in ſein Weſen ein. Kant lebt von ſeinem Weſen in Perſon immer weiter weg, zum Partikulären hin, als ob ihm die Höhenluft des Objektiven zu dünn würde für den Tagesbedarf. Freilich hat das Goethe mit jener furchtbaren inneren Deſperation bezahlen müſſen, die die Geſpräche mit dem Kanzler Müller zu einem ſolchen Inferno macht; vielleicht war Kant eben in dieſer Flucht zum Partikulären weiſer als Goethe, wie wir ja gerade die Weiſeſten chineſiſcher Denker auch zuweilen ins greiſenhaft Wunderliche, ja Skurrile flüchten ſehen. Und als ich nun in Caſſirers ſternenheller Darſtellung, dankerfüllt bewundernd, an Kants Ende, zu dem zerfallenden Kant kam, fand ich da ſeines letzten Hüters, des treuen Pfarrers Waſianski ſchlicht ergreifenden Bericht wieder, den ich kannte, doch erſt jetzt, in Caſſirers Deutung, ganz verſtehen lernte. Das Alter hatte von Kant ſchon nichts mehr übrig gelaſſen: er kann ſeinen Namen nicht mehr ſchreiben, die Zunge gehorcht ihm nicht mehr, er erkennt ſeine Freunde nicht mehr. „Nur," heißt's bei Caſſirer, „nur die Grundzüge ſeines Charakters blieben ihm, auch beim Verſagen der intellektuellen Kräfte, getreu." Und nun wird, genau nach Waſianski, ein „Vorfall aus Kants letzten Lebenstagen" erzählt, der „die Erhaltung der feinen menſchlichen Züge in Kants Perſönlichkeit deutlicher ſichtbar macht, als alle nur mittelbare Charakteriſtik es zu tun vermöchte". Dieſe Szene ſpielt kaum eine Woche vor Kants Tod, es iſt von Kant eigentlich ſchon nichts mehr da, „ſeine Exiſtenz", ſchreibt Waſianski, „ſchien nur noch die Wirkung einer Art von

Schwungkraft nach einer achtzigjährigen Bewegung zu sein." Da kommt sein Arzt, der zerbrochene Kant wankt vom Stuhl auf und stammelt und stottert und stöhnt etwas, man weiß nicht was er meint, Wasianski glaubt es zu vermuten, aber indessen stehen alle drei noch immer, der stiere Kant zittert schon vor Schwäche, droht umzusinken, ist aber durch alle Bitten durchaus nicht zu bewegen, sich zu setzen, bis ihn Wasianski errät: nämlich, daß er aus Artigkeit sich niemals setzen wird, bevor sich nicht erst sein Gast gesetzt hat! Er sagt das dem Arzt, der es nicht recht glauben will, bis der sprachlose Greis seine letzte Kraft aufbringt und sich den Satz abringt: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen!" Enthält dieser Satz des schon ganz auf das Unzerstörbare reduzierten Mannes, von dem nur noch die Hülle vorhanden schien, eigentlich nicht mehr von Kant als seine sämtlichen Werke? Hier war also, nachdem alles Äußere der Persönlichkeit, ihr ganzer Besitz an Mitteln, ihr ganzer Apparat, jede Möglichkeit von Mitteilung und Verständigung (und nicht bloß mit anderen, sondern doch auch schon mit sich selbst), alles ihr schlechtweg Unentbehrliche völlig zerstört worden, eben in dieser Zerstörung doch der Sinn der Persönlichkeit noch ganz intakt geblieben, ja so sehr, daß er noch die Macht besaß, sich noch einmal gleichsam in Erz zu treiben: ihr Kern zeigt sich unversehrt und ist noch stark genug, aus einem Ersterbenden sein Unsterbliches emporzuheben. Denn wirklich: wenn alle Werke Kants verloren gingen bis auf diesen einen Satz, wir müßten uns aus ihm mit einiger Phantasie den Gehalt des ganzen Mannes rekonstruieren können. Ich kenne kaum ein tröstlicheres Heldenwort, so beruhigend und ermutigend zugleich, mir so meinen Glauben bekräftigend und befestigend, daß, wenn uns auch alles genommen wird, wir eigentlich damit nichts verlieren, sondern uns vielleicht nur erleichtern, daß, wenn auch mein äußerer Apparat einmal langsam abstirbt, mir immer noch meines Lebens inneres Leben, mir immer noch die Liebe bleibt . . . Ich habe mir in Cassirers Buch noch einige solche Schein-

werfer von Sätzen angemerkt, in deren Licht uns auch längst vertraute Wahrheiten erst ihre ganze Bedeutung enthüllen. So wenn Kant sich einmal vornimmt: „Ich muß den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit des Ausdrucks gar nicht mehr stört." Das müßten wir uns immer und überall sagen: wir hätten auch den Parthenonfries oder den Hamlet oder die Neunte Symphonie oder irgendeinen Cézanne so lange zu betrachten, bis uns die Schönheit des Ausdrucks nicht mehr stört. Unser ganzes Mißverhältnis zur Kunst kommt nämlich aus solchen Störungen durch die Schönheit des Ausdrucks. In allen wichtigen Zeiten hat man immer gewußt, daß die Schönheit des Ausdrucks nur ein Nebenprodukt ist, auf das es dem Ausdruck gar nicht ankommt: er will nichts als ausdrücken. (Aller Expressionismus ist vielleicht nur eine Selbstbesinnung des Ausdrucks auf seinen Beruf: auszudrücken. Der allmählich über dem Akzidens der Schönheit ganz vergessen wurde.) Schönheit verbirgt den Ausdruck und das mag ihr Zweck sein: in sie verhüllt findet er leichter Einlaß; hat er ihn aber erst gefunden, dann wird's Zeit, daß er sie ablegt und sich selber zeigt; erst wenn wir für ihre Schönheit unempfindlich geworden, offenbaren die Werke der großen Kunst ihr Wesen . . . Sorgsam zeichnet Cassirer auch alles auf, worin sich die „Kindlichkeit" Kants verrät: der „Alleszermalmer", den die Zeitgenossen in ihm sahen, ist immer ein großes Kind geblieben, er gehört in die Reihe der Genies, die, wie Cäsar, der heilige Franz von Assisi, Shakespeare, Mozart, Bonaparte, Whitman, niemals ihre Unschuld verlieren. Und dies ist an ihm sehr merkwürdig, weil er selber durchaus nicht in diese Reihe gehören will, sondern sich alle Mühe gibt, aus ihr auszutreten: er überläßt sich keinem Affekt, er unterstellt sich immer der Vernunft, er handelt nie naiv, sondern immer nach Maximen. Charlotte von Schiller hat deshalb gesagt, er wäre eine der größten Erscheinungen der Menschheit überhaupt gewesen, wenn es ihm nicht an Liebe gefehlt hätte. Cassirer berichtigt dies dahin, daß, wenn Kant auch allen Affekten der „schmelzenden Art"

widerſtand, ihm doch die Maxime niemals „abſtrakte Forderung“ blieb, ſondern immer gleich zur „unmittelbar lebendigen, jede Einzeläußerung beſtimmenden Triebfeder“ wurde: „Durch dieſen Zug gewann Kant jene Höflichkeit des Herzens, die, wenn nicht mit Liebe gleich bedeutend, ſo doch der Liebe verwandt iſt.“ Aber im ſelben Atemzug ſchränkt Caſſirer dies nochmals ein, indem er präziſierend hinzufügt, Kants Gefühl der Humanität ſei „von jedem bloß ſentimentalen Untergrund losgelöſt“ geblieben. Damit iſt herrlich rein gefaßt, was zugleich Kants hohe Kraft, aber auch ſeine ſozuſagen heroiſche Schwäche war: ſein Pathos iſt durchaus ſittlich, doch durchaus unerotiſch, wenn es auch in ſeinen Wirkungen ſchließlich doch wieder bis an den Eros kommt. Und gerade da klafft ein Abgrund zwiſchen ihm und meinem Walt Whitman, deſſen Pathos umgekehrt nur erotiſch und an der Wurzel geradezu unſittlich iſt, wenn es auch dann in ſeinen Wirkungen unvermutet das Sittengeſetz erreicht. Löſt Kant ſogar das Gefühl „von jedem bloß ſentimentalen Untergrund“ los, ſo ſteckt bei Whitman ſelbſt der reinſte Begriff noch in dieſem „ſentimentalen Untergrund“ feſt, ja noch mehr: auch ſein ganzes Denken bleibt immer noch ein ſinnliches Erlebnis. Das iſt ein gewaltiger Schritt von Kant zu Whitman. Iſt's ein Schritt zurück? Oder hab ich recht, dem es der Schritt der Zukunft ſcheint? „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder!“

16. März.

Im „Frieden“ antwortet Oskar A. H. Schmitz auf Barbuſſes Manifeſt. Er ſagt: „Ich erkläre, einſtweilen für mich allein, aber in der Hoffnung, durch mein Beiſpiel ähnliche Erklärungen zu ermutigen, daß ich — von früheren Irrtümern durch die Erfahrungen des Krieges geheilt — allem Nationalgefühl und Nationalſtolz ſowie der nationalen Ehre als barbariſchen Atavismen abſage, daß ich unſere Niederlage nicht für eine Schande halte, ſondern für die glückliche Gelegenheit, das Idol des Nationalismus als erſter und beſonders tief zu durchſchauen, und dies alles erkläre ich darum, weil ich ein guter

Deutſcher bin, das heißt ein Erbe und beſcheidener Pfleger deutſcher Geiſtigkeit, die darum erſt halb entfaltet iſt, weil nach Goethes Tod das nationale Deutſchtum mit ſeinem pöbelhaften Lärm über das ſtillere kosmopolitiſche ſiegte." Da geht's mir nun mit Schmitz genau wie neulich mit meinem Emigranten und mit dem tapferen Egon Erwin Kiſch: ich will mit euch, auch ich will an euer Ziel, aber ich gehe nicht euren Weg. Meinem Nationalgefühl und Nationalſtolz „abzuſagen" vermag ich nicht, ich vermag es ſo wenig, als meinem Stammesgefühl und meinem Stammesſtolz abzuſagen; ich kann's nicht und wenn ich's könnte, wüßte ich nicht, warum ich's ſoll. Muß ich, um ein Deutſcher zu werden, erſt den Oberöſterreicher verleugnen? Kann einer nicht ein ſtolzer Steirer, Tiroler, Schwabe, Franke, Frieſe ſein und ein Deutſcher dazu, wird man erſt zum Franzoſen, wenn man kein Gascogner mehr iſt? Kann ich aber Oberöſterreicher und zugleich, ohne vom Oberöſterreicher was abzulaſſen, Deutſcher ſein, warum nicht eben als Deutſcher auch Europäer, und eben vom Europäer aus auch Weltfreund? Ich will da gar nicht wählen, es heißt mir da gar nicht Entweder-oder, ich will Sowohl-als-auch! Der ganzen Welt ſag ich Ja, dem Nächſten wie dem Fernſten, dem Kleinſten und dem Größten, ich kann's nicht billiger geben! Nein, lieber Schmitz, ich will nicht aufhören, für mein deutſches Volk zu fühlen, ich will nicht aufhören, auf mein deutſches Volk ſtolz zu ſein, ich will nicht aufhören, zu meinem deutſchen Volk zu ſtehen, ſelbſt wenn es irrt, wenn es fehlt, wenn es ſchuldig wird! Wenn mein Vater oder mein Bruder oder meine Frau fehlen, irren, ſchuldig werden, dann will ich trachten, mich zu bewahren vor ihrem Irrtum und ihrer Schuld, aber ihnen treu bleiben auch in ihrem Irrtum noch und in ihrer Schuld, und wenn ſie büßen müſſen für ihren Irrtum und ihre Schuld, will ich mit ihnen büßen, rein von ihrem Irrtum und von ihrer Schuld, doch teilnehmend an ihrem Leid. Hätten wir geſiegt, ich hätte mich nicht mitgefreut, aber mitzuleiden, da wir geſchlagen ſind, bin ich froh bereit. Seit

wir geschlagen sind, weiß ich erst wieder, wie deutsch ich bin, und wie stolz, ein Deutscher zu sein; und unsere „nationale Ehre" (das Wort mag ich ja gar nicht, aber was es enthält, will ich nicht preisgeben) setz ich darein, daß die wahren Deutschen (von denen freilich alle hundert Jahre bloß ein Exemplar erscheint, aber alle Nationen sind an wahren Exemplaren arm!) seit je, seit Karl dem Großen und den deutschen Meistern und Nikolaus Cusanus und Leibniz und Kant, allen anderen Völkern an Weltsinn, Weltgefühl und Weltumarmung voran sind! Aber, lieber Schmitz, auf die Mundart, in der einer spricht, kommt's ja nicht an, wir sagen, jeder in seiner Sprache, doch beide dasselbe: was wir beide meinen, beide fühlen, beide wollen, ist dasselbe Goethedeutsch!

17. März.

Ein Ereignis: Unter den Männern der neuen Regierung ist eine Nummer Eins. Wenn wir also nicht auf einmal ganz aus der Art schlagen, wird sich Schumpeter in vierzehn Tagen des Hasses aller Parteien erfreuen. Er kommt aus der Schule Menger, da hat er denken gelernt und macht Gebrauch davon. Weiß viel, kann viel, ist unvorsichtig genug, das zu zeigen, verwegen genug, damit wirken zu wollen. Gilt für ehrgeizig, doch es ist kein kleinlicher, es ist ein produktiver Ehrgeiz, dem nur vielleicht Ungeduld gefährlich werden kann. Die Frage wird auch sein, ob er den Stolz hat, dem inneren Erfolg den äußeren zu opfern. Kann er das, so wird er zunächst bald verschwinden, aber nur um desto stärker wiederzukommen. Denn er hat, was in Österreich so selten ist, plastische Kraft; ihm wäre zuzutrauen, daß er einen neuen politischen Typ schafft. Auch das hängt aber davon ab, ob seiner reichen Persönlichkeit ein ausreichendes Gegengewicht an Sachlichkeit gegeben, ob seine Begabung sittlich gebändigt, ob er im Grunde selbstlos ist, was gerade Menschen seiner Art am schwersten wird. In ihm steckt etwas von einem Disraeli, wenn auch aus Mähren und mit einem katholischen Anhauch. Er ist eine starke Zu-

mutung für das Kabinett, er wird den Kollegen unbehaglich sein, und höchstens als heiliger Sebastian verwendbar: das Ziel aller Pfeile der Nationalversammlung. Denn

„Blößen gibt nur das Reiche dem Tadel, am Werke der Armut
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu sehn."

20. März.

Friedell gestand mir, auch ihm werde sehr verübelt, daß er in der Zeitung schreibt; das Kabarett sieht man ihm eher noch nach. Auch er weiß aber eigentlich nicht, warum. Wir können uns beide nicht erklären, warum Leute, die vorgeben, das, was wir schreiben, zu schätzen und es gern zu lesen, warum diese Leute sich ärgern, es in der Zeitung zu lesen. „Wochenschrift", meinen sie, „ginge schon allenfalls, besser noch Monatsschrift, am besten freilich das Buch, besonders auf Büttenpapier; nur die Zeitung ist ganz unerlaubt. Wir haben also nur die Wahl, gerade den Leuten, die uns so gern lesen, zu mißfallen, weil wir in der Zeitung schreiben, oder, wenn wir nicht in der Zeitung schreiben, gerade von den Leuten, die uns so gern lesen, nicht gelesen zu werden, da ja gerade diese, die so bös sind, wenn man in der Zeitung schreibt, meistens nur Zeitungen zu lesen pflegen. Dieser Antinomie suchten wir nun neulich mit vereintem Verstande beizukommen; denn wir meinen beide, daß es ja gar keine menschliche Dummheit gibt, in der nicht eine Wahrheit versteckt wäre. Wir fanden dabei zunächst heraus, daß der Grad der Erbitterung über das Schreiben in der Zeitung mit dem inneren Gehalt des Schreibens zunimmt. Wer nichts zu sagen hat, der darf das auch in der Zeitung. Je mehr aber einer zu sagen hat, desto weniger darf er es. Wenn es einem gar zuweilen zustößt, daß man einmal etwas Wirkliches, etwas Beträchtliches, etwas Wichtiges zu sagen hat, dann ist die Entrüstung allgemein; es scheint ausgemacht, daß Wirkliches, Beträchtliches, Wichtiges nicht in die Zeitung gehöre. Leserkundige Chefredakteure wissen das und sind immer daran, begabte Neulinge vor solchen

Ausschreitungen zu behüten; man muß schon sehr in der Gunst des Schicksals stehen, wenn man es mit der Zeit dahin bringt, daß einem doch mitunter von ihnen eine sachliche oder gar eine menschliche Bemerkung durchgelassen wird. Am ehesten gelingt das noch dem, der es irgendwie versteht, den Eindruck eines Schalks zu machen und niemals ganz ernst genommen zu werden (nur muß auch er sich dabei sehr in acht nehmen, weil der Leser in diesem Punkt höchst empfindlich und mißtrauisch ist). Wenn aber etwa der heilige Augustinus seine Bekenntnisse damals einer Zeitung angeboten hätte, die schönsten Kapitel wären ihm sicherlich gestrichen worden, die nämlich, wo sein Herz bloßgelegt wird. Denn das ist es: der Leser mag nicht, daß etwas entblößt wird, weder eine Sache noch gar ein Mensch. Aber im Grund ist alles Sprechen, alles Schreiben, alles Denken, jede Mitteilung, sei es in Zeichen, Wort oder Schrift, ja doch eigentlich nichts als ein Entblößen. Und so berühren wir hier den Kern jener Antinomie: gerade das, wozu ja schließlich allein die Zeitung da ist, das ist in der Zeitung unstatthaft; sie soll dem Leser die Welt entblößen, und tut sie's, so schrickt er empört zurück. Und so besteht die ganze Kunst eines richtigen Chefredakteurs darin, der von ihm unablässig mit Leidenschaft entblößten Welt in einem fort sogleich immer wieder eine Verhüllung umzuhängen: denn der Leser will die nackte Wahrheit, aber möglichst reich bekleidet; das Entkleiden macht ihm Spaß, aber nur hinter einem Flor – aus dem Spaß darf kein Ernst werden. Darum kann er auch in Monatsschriften oder in Büchern den Flor allenfalls entbehren, weil er mit diesen von vornherein bloß spielt, während er seine Zeitung ernst nimmt (sobald er in der Kunst den Verdacht hat, es könnte von ihr etwas ernst gemeint sein, läßt er sie sich auch nie gefallen). Wir waren nun also so weit, Friedell und ich, einzusehen, daß der Chefredakteur, der uns gelegentlich etwas Wirkliches, etwas Entblößendes, eine Wahrheit durchrutschen läßt, damit eigentlich unrecht tut, daß der Leser recht hat, wenn er sich darüber ärgert, und daß es überhaupt nur möglich

iſt, weil wir Taſchenſpieler ſind, in deren Händen ſelbſt eine Wahrheit zum ungefährlichen Kunſtſtück wird. Dies, aus Wahrheiten Kunſtſtücke zu machen, war das Talent der Sophiſten, das verdroß an ihnen den Sokrates ſo, doch Sokrates kam an ſeiner Wahrheit um, aber von den Sophiſten ließ ſich Athen ihre Wahrheiten als Kunſtſtücke gefallen. Und vielleicht iſt die Wahrheit überhaupt bloß in ihrer Degradierung zum Kunſtſtück allein dem Menſchen zuträglich; mehr von ihr bekommt ihm nicht und es iſt ſein geſunder Inſtinkt, der ihn jede Mitteilung von Geheimniſſen als eine Art verruchter Schamloſigkeit empfinden läßt. Bei den unverdorbenen Völkern des Altertums finden wir darum überall ein ganzes Syſtem von Vorkehrungen, durch das die Weiſen ihre Erkenntnis zu verbergen und den verderblichen Wahrheitsdrang der Völker mit falſchen Lehren abzufinden trachten. Thimus hat in ſeiner „Harmonikalen Symbolik", einem glücklicherweiſe ganz unbekannt gebliebenen Grundbuch der Erkenntnis, dargetan, wie nicht bloß die Hauptſorge der Pythagoreer war, ihre Jünger in lauter Unwahrheiten einzuweihen, ſondern auch in Ägypten, Babylon und China der Trieb nach Wahrheit ſtets von den Wiſſenden durch einen kunſtvollen Vorbau glänzender Täuſchungen abgeblendet wurde (die ganze Muſiktheorie zum Beiſpiel iſt ein einziger großer Verſuch, der Menſchheit das Weſen der Muſik zu verheimlichen). Ein einziges Volk, das der Juden, hat damals ſchon eine vermeſſen böſe Luſt gezeigt, ſich mit keinem noch ſo trügeriſchen Irrtum beſchwichtigen zu laſſen, ja, ſeine Propheten trieben den Frevel ſo weit, ihrem Volk den zerſtörenden Anblick der Wahrheit zuzumuten. Dann erſcheint ſie ſelbſt unter den Menſchen, das Urchriſtentum unternimmt das Wagnis, der Erſcheinung der Wahrheit in ihr furchtbares Auge zu ſehen, und alle Geſchichte der Menſchheit bleibt ſeitdem ein ewiger Kampf zwiſchen jenem alten, immer neue Schutzvorrichtungen erſinnenden Selbſterhaltungstrieb nach beſchönigendem Irrtum und dieſer nun nicht mehr auszurottenden Begierde, das Geheimnis des Lebens zu berühren, und wärs auch um

den Preis des Lebens ſelbſt. Der Kampf iſt noch immer nicht entſchieden. Noch immer empfinden es die meiſten Menſchen als eine Art Verrat an der Menſchheit, auch nur ſich ſelbſt, geſchweige denn anderen einzugeſtehen, ein wie klägliches, armſeliges, irres Geſchöpf der Menſch auf Erden iſt, mit allen ſeinen Verheißungen in der dumpfen Bruſt. Noch immer glauben es ſich die meiſten Menſchen ſchuldig, nicht bloß einander, ſondern ſogar ſich ſelber Stolz, Zuverſicht und den Beſitz einer ſtarken inneren Form vorzutäuſchen. Noch immer überbieten die meiſten Menſchen einander mit Entwürfen von Koſtümen, die den Jammer des Menſchen verhüllen ſollen. Von jedem Menſchen wird allen anderen fortwährend ein fiktiver Menſch vorgeſpielt und das Hauptgeſchäft der Menſchheit bleibt, ſich nichts vom Weſen des Menſchen merken zu laſſen: das Chriſtentum, dieſer Aufſchrei des bloßen Menſchen in ſeiner Not, ſoll um jeden Preis wieder vertuſcht werden. Immer noch ſind's ganz wenige nur, die ſich die Schwäche des Menſchen eingeſtehen, denen die frierende, lallende, fiebernde Geſellſchaft in der Hütte Lears der Menſchheit treueſtes Abbild iſt und zu denen aus dieſem irren Jammer gerade die ganze rührende Schönheit des Menſchen ſpricht. Aber niemals verſtummt die klagende Stimme dieſer wenigen mehr, durch die Jahrhunderte tönt ſie bittend fort, den Menſchen bittend, ſein erborgtes Prunkgewand abzutun von ſeiner armen Seele, nur einen Atemzug lang, nur ſo lang, daß man das Seelchen frieren ſähe! Denn wenn nur erſt dies einmal geſchehen ſein wird, nur einen bebenden Atemzug lang, daß alle Menſchen einander in ihrer inneren Verlaſſenheit und Not erblicken, dann wären ſie ja von ihr erlöſt durch ein aufſchluchzendes Erbarmen aller mit allen. Solang aber noch jeder meint, nur er ſelber ganz allein leide die Leiden der menſchlichen Natur, und deshalb dieſe Leiden als einen ſchimpflichen Defekt ſich und den anderen verhehlen will, iſt Furcht und Neid und Haß in allen: eigentlich bloß aus einem geheimen Entſetzen jedermanns, ſich ſelbſt mißraten zu fühlen. Die Menſchen lügen einander ſo gut an, daß ſchließlich, wer

halbwegs aufrichtig gegen ſich iſt, insgeheim das Gefühl hat, ſelber ein Scheuſal zu ſein; eben dieſes Gefühl gerade iſt es, aus dem alle ſo gut lügen lernen. Sie haben aber immer Angſt, einmal ertappt zu werden. Sie haben Angſt, die Lüge nicht bis ans Ende durchhalten zu können. Sie haben deshalb beſonders Angſt vor allen „Indiskretionen". Als „indiskret" empfinden ſie jede Mitteilung, die nicht ganz mit dem einmal durch das Herkommen geheiligten fiktiven Menſchen ſtimmt. Solche Mitteilungen empfinden ſie ſtets als irgendwie perſönlich gegen ſie ſelbſt gerichtet. Denn wenn erſt einmal einer anfängt, ſich zu demaskieren, fürchten ſie, ſein böſes Beiſpiel könnte veranlaſſen, daß es an ein allgemeines Demaskieren geht, und ſie ſtünden dann in ihrer Schande bloß! „Demütige dich, du ſtolzer Menſch!", ruft Doſtojewski, doch eigentlich tut ja der ſtolze Menſch nur deshalb ſo ſtolz, weil er ſich innerlich ſo ſchwach und elend fühlt, eigentlich gehört ſehr viel echter Stolz dazu, daß es einer wagen kann, ſich zu demütigen und ſein Elend zu bekennen, ohne Furcht, dadurch auszuſcheiden aus der Menſchheit . . . Als „indiskret", gefährlich indiskret, allen menſchlichen Verkehr bedrohend indiskret, wird jede Nachricht oder Betrachtung empfunden, die irgendwie der menſchlichen Natur in die Nähe kommt. Die Menſchheit gleicht einer Familie, die etwas zu verbergen hat; man unterhält ſich in einem fort ſehr laut über alles mögliche, um nur ja nichts von jener argen Begebenheit verlauten zu laſſen. Und wir zwei, lieber Friedell, haben eine böſe Luſt, vielleicht ohne daß wir es ſelber recht wiſſen, für Stellen, wo es „brandelt", wo nämlich dann nur noch ein einziges ungeſchicktes oder takloſes Wort zu fallen braucht und die ſorgſam verſchwiegene Familienſchande kommt auf! Wir dürfen uns wirklich nicht wundern, daß man ſolche Gäſte nicht gern bei ſich ſieht. Und ſind wir denn, Hand aufs Herz!, auch ſo ganz ſicher, daß, wenn die Familie nur erſt den Mut zum Geſtändnis ihrer Schande hätte, damit wirklich ſchon die Kraft für ein Leben in der Wahrheit gewonnen wäre? Der Gregers Werle meint

das auch und ich weiß nicht, ob ich da nicht eigentlich doch noch lieber Hjalmar Ekdal bleibe, wenn man schon einmal, wie's fast scheint, keine andere Wahl hat.

25. März.

Alfred Golfar, Dichter, Offizier, von der Front zurück, voll Erbitterung, Ekel und Wut, nur noch von dem einen Gedanken beherrscht, wie denn die Menschheit vorsorgen könne, daß sich dieses namenlos Entsetzliche niemals mehr wiederhole, kommt in seiner (bei Richard Lanyi in Wien erschienen) Schrift „Rechenschaft!" nach einem grauenhaften Verzeichnis von Infamien zur Forderung einer allgemeinen Sühne, er verlangt ein ungeheures Strafgericht über jeden einzelnen Fall, auch den geringsten. „Es muß in diesem Gesetz festgesetzt sein, daß jeder ein Recht darauf habe, daß sein Fall mit der größten Gewissenhaftigkeit untersucht werde; und dem Gericht muß es zur Pflicht gemacht werden, jeden Fall peinlichst zu prüfen. Ebenso muß es aber auch jedem zur Pflicht gemacht werden, was er an Unrecht erfahren hat, anzuzeigen. Anzeigepflicht und Untersuchungspflicht!" Ich kann das sehr gut verstehen; unter dem Eindruck dieser furchtbaren Schilderungen ist man unwillkürlich bereit, ihm zuzustimmen. Denn tief in der menschlichen Natur wurzelt das Bedürfnis, Böses wieder gut zu machen, wurzelt auch der Wahn, es sei gut, Böses mit Bösem zu vergelten; ja so tief wurzelt dies in unserer Natur, daß, wer sich dem widersetzt und Unrecht ungerächt läßt, für unser Gefühl fast zum Mitschuldigen wird. Aber dieser Empfindung, Rache sei notwendig, um die Welt wieder einzurenken, weil durch Rache allein erst das Unrecht aufgehoben, ja fast sozusagen ungeschehen gemacht werde, steht der Augenschein entgegen, daß gerade durch Rache das Unrecht verewigt wird, indem auch der Rächer wieder, nach Menschenart, niemals genau das Maß der Vergeltung hält und so, bei dem leisesten Ungemach, selber gleich immer wieder nach Rache schreit; dies ist ja ein bewegendes Motiv aller Geschichte. Mein „Querulant", ein Stück, das ich un-

mittelbar vor dem Krieg ſchrieb, enthält meinen tiefen Zweifel an aller irdiſchen Gerechtigkeit: mir ſcheint der Menſch unfähig zum Richter. Der Krieg hat mir dieſen Verdacht nur beſtätigt: von allen wird im Namen der Gerechtigkeit immer nur wieder neues Unrecht verübt, das dann wieder von neuem nach Vergeltung verlangt. Ich ſehe kein Ende des Unrechts als nur durch eine neue Menſchenart, die nicht mehr vergelten will, ſondern verzeihen. Vergelten kann nämlich der andere gar nicht, vergelten kann nur der Schuldige ſelbſt: durch Reue. Und das Entſetzliche des Kriegs, noch weit entſetzlicher als alle ſeine Greuel, iſt mir, daß auch jetzt noch nirgends ein Reuiger erſcheint, ſelbſt zu ſühnen verlangend. Solange den Menſchen bloß das Unrecht, das ſie leiden, unerträglich iſt, nicht aber das Unrecht, das ſie ſelber tun, ſolange der Menſch nicht das Unrecht, das er leidet, verzeihen lernt als eigene Sühne für das Unrecht, das er tut, ſolange kommen wir auch im Frieden nicht aus dem ewigen Krieg heraus ... Die Schrift Golfars iſt ergreifend durch ihren Unwillen gegen die Gewalt, durch ihr Verlangen nach Freiheit; es fehlt ihr nur der letzte Schritt, der Schritt zur Liebe, zur ganzen Liebe, zur Liebe des Starken, der auch den Feind ſelbſt verzeihend liebt. Das iſt freilich der ſchwerſte Schritt. Auch Petrus, der echteſte Menſch unter den Apoſteln, fragt den Herrn kopfſchüttelnd: „Wie oft ſoll ich eigentlich meinem Bruder verzeihen, wenn er ſich gegen mich vergeht?" Und ganz verzagt fügt er hinzu: „Etwa bis ſieben Mal?" Doch unerbittlich erwidert ihm der Herr lächelnd: „Nein, ſondern bis ſiebzig Mal ſieben Mal!" Und es wird uns ſchon nichts anderes übrig bleiben als, da die Gewalt doch immer wieder verſagt hat, es ſchließlich halt doch einmal mit der Liebe zu verſuchen. An die halten ſich leider bisher immer nur die ſie nötig haben: die Schwachen. Erſt wenn einmal die Starken, die Jungen, die Frohen, die Kühnen, die Vermeſſenen das Abenteuer der verzeihenden Liebe wagen werden, tagt die Welt!

26. März.

Unſer wackerer Joſef Moſer, bald dreißig Jahre im Burgtheater, und nicht bloß künſtleriſch, ſondern ebenſo heftig auch für Standesfragen eifernd, wirbt jetzt für einen neuen Plan: Einkommen über eine noch erſt zu beſtimmende Höhe hinaus ſollen mit einer ſteigenden Theaterſteuer belegt und aus ihr ſolche Summen den Theatern (Wiens nicht nur, ſondern unſerer ſämtlichen Städte) zugewendet werden, daß dieſe dafür verhalten werden können, zwei- oder dreimal die Woche für die Gewerkſchaften, für die Jugend, für den Mittelſtand entweder ganz umſonſt oder für, ſagen wir: eine Krone zu ſpielen. Treffen ſeine Hoffnungen zu, ſo würde dann in Wien jeden Abend in irgend einem Theater für das Volk geſpielt werden, dem Theater wäre damit ein ganz neues, noch unverdorbenes Publikum gewonnen, die Tyrannei der Premieren gebrochen, und ſo der ſtärkſte Widerſtand überwunden, an dem ſich bisher alle Verſuche wagender Dichter und Darſteller, den Ausdruck der Zeit zu finden, immer wieder aufreiben. Eine Gelegenheit für Schumpeter, ſich auf alle Fälle einen Platz in der Theatergeſchichte zu ſichern, ja vielleicht, wenn er die Theaterſteuer noch zur Kunſtſteuer ausdehnt und es ſo auch den bildenden Künſtlern ermöglicht, den Eintritt in ihre Ausſtellungen freizugeben, auch in der Kunſtgeſchichte: denn je mehr Kommunismus, deſto beſſer für die Kunſt, freilich nur zuſammen mit der ihr auch unentbehrlichen Anarchie!

27. März.

„Der Menſch iſt gut!" beteuert Leonhard Frank. „Nein!" ruft da Blei (im letzten Heft der „Rettung"), „der Menſch iſt gar nicht gut!" Wer hat recht? Ich denke: keiner, ſondern erſt beide zuſammen. Dem unausſprechlichen Menſchen kommt man vielleicht noch am nächſten, wenn man ſagt: „Der Menſch wäre ſo gern gut!" Ich wenigſtens muß geſtehen, bisher noch keinem begegnet zu ſein, dem es ganz gelungen wäre, gut zu ſein, aber auch keinem, der es ſich nicht doch immer wieder zuweilen ge-

wünscht hätte. Der Mensch wäre so gern gut, er kommt nur meistens nicht dazu. Die Schuld daran, daß er nicht dazu kommt, gibt er den anderen: sie lassen es an der Anerkennung seiner Güte fehlen, das kränkt und erbittert ihn, vor Kränkung und Erbitterung stockt seine Güte. Daß wir gegenseitig unser Applausbedürfnis so wenig befriedigen, ist gewiß mit ein Grund, warum so vielen die Güte im Halse stecken bleibt: wie die künstlerische, scheint auch die sittliche Begabung, damit sie sich ganz entfalte, den Erfolg nicht entbehren zu können (was man am deutlichsten schon an Kindern sieht; je mehr man einem Kinde moralisch zutraut, desto würdiger pflegt es sich dieses Vertrauens zu zeigen). Immerhin wird eine Güte, die sich so leicht abschrecken läßt, von vornherein nicht ganz unverdächtig sein, man merkt ihr an, daß sie nicht elementar ist, sie muß nicht sein: sie möchte, doch sie stellt erst Bedingungen. Der Mensch möchte gut sein, doch unter der Voraussetzung, daß es ihm dabei gut ergehe. Theoretisch werden das die meisten bestreiten, praktisch beweisen sie es dadurch, daß sie gut sind, so lange man ihnen gut ist, aber es sogleich einstellen, sobald man es nicht mehr ist: sie sind nur gut auf Gegenseitigkeit. Das mag an unserer Erziehung liegen, die der Erfüllung der sittlichen Pflicht Lohn verheißt; wenn damit freilich auch nur gemeint ist, der Lohn sei die Folge des sittlichen Tuns, so ist das doppelte Mißverständnis verzeihlich, das erst die Folge zum Zweck, dann aber gar aus dem Zweck eine Bedingung macht. Das Ergebnis ist jedenfalls, daß auch vermeintlich gute Menschen sich aller sittlichen Pflicht gegen jeden entbunden glauben, der sich selber an keine sittliche Pflicht gebunden hält. In dem Augenblick also gerade, wo sie Gelegenheit hätten, erst recht zu zeigen, wie gut sie sind, was gut sein eigentlich heißt und welche Wunder es vermag, geben sie's auf. Wie der bloße Verdacht, ihre Güte könnte unerwidert bleiben, schon hinreicht, sie den Menschen auszutreiben, dieses täglich sich wiederholende Schauspiel, dieses Zugstück der Menschheit macht mich oft ganz krank vor Scham und Schmerz, denn wie schal ist alles

was ſich Liebe nennt und doch das Stichwort der Liebe nicht kennt: Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? Ein ausgemachter Böſewicht, der allerdings leider nur in Dichtungen vorzukommen ſcheint, als hätten die Dichter gleichſam ein Bedürfnis, ſich in den Jagos, Richarden und Franz Moors von der Kläglichkeit der ſittlich geſchlechtsloſen Mittelmenſchheit zu erholen, ein entſchiedener Böſewicht, dem nicht bei dem erſten freundlichen Blick gleich die Bosheit ausrinnt, ein ſtandhafter Böſewicht, den keine Güte rührt, wie erfriſchend wirkt ſein Anblick neben allen dieſen zerblaſenen Bürgerſeelen, die weder gut noch böſe zu ſein vermögen, ſondern Gut und Böſe zum Tauſch bereit halten, immer nur Handel treiben mit Gut und Böſe! Mein Ekel vor ihnen geht ſo weit, daß mir meine Freunde nachſagen, man brauche ſich gegen mich nur niederträchtig zu benehmen, um meiner Hochachtung gewiß zu ſein. Das iſt vielleicht doch gelinde freundſchaftlich übertrieben, doch ich geſtehe, wenn mir zum Verkehr keine andere Wahl bleibt, unbeſtechliche zuverläſſige Niedertracht immerhin einer labilen Güte vorzuziehen, der immer erſt zugeſichert werden muß, ſich auch zu rentieren. Unſer eigenes Gefühl für andere, unſer Handeln gegen ſie durch ihr Gefühl für uns, durch ihr Verhalten gegen uns beſtimmen zu laſſen, auf Entgelt zu fühlen und zu leben, iſt Knechtesart. Damit der Menſch ſo gut werden kann, als er gern wäre, muß er erſt einmal frei ſein, frei nicht bloß von äußerem Zwange, ſondern auch von dem inneren Zwang der Furcht frei, der Furcht vor den Folgen ſeiner Eigenart; er muß erſt einmal ſo viel Vertrauen zu ſich ſelbſt, ſo viel Luſt zu ſich ſelbſt haben, daß er daraus den Mut gewinnt, ſich ſelbſt zu wagen, auf jede Gefahr hin. Bloß wer wagt, nur noch auf das innere Geſetz, auf die Stimme Gottes in der eigenen Bruſt, auf ſein Gewiſſen zu hören, niemals aber auf das Echo ſeiner Tat, dem wird die Kraft, gut zu ſein. Und aus dem Individuellen ins Nationale überſetzt: nur die Nation allein erfüllt ſich, die dem inneren Gebot der eigenen Sendung gehorcht,

ohne nach ihrem äußeren Schicksal zu fragen. Vorderhand machen es Individuen und Nationen umgekehrt.

29. März.

Eduard erzählt in den Wahlverwandtschaften, daß die Chemiker sich gern Scheidekünstler nennen hören. Da sagt Charlotte: „Das Vereinigen ist eine größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen." Aus ihr spricht Goethe, dem nichts so verhaßt war als Trennen, Isolieren, Verneinen, nichts „nötiger" schien, „als daß man lerne, eigenes Tun und Vollbringen an das anzuschließen, was andere geben und vollbracht haben: das Produktive mit dem Historischen zu verbinden", nichts ein edlerer Lohn für den Schaffenden als „der zart antwortende Nachklang und der reine Reflex aus der begegnenden Brust". Im Grunde sind die Wahlverwandtschaften wie der Wilhelm Meister, Epimenides wie Natürliche Tochter, der Diwan wie die Farbenlehre ja nur ein einziges, unablässiges, aber ach! niemals erfülltes Verlangen nach einem solchen „Einungskünstler", der der Menschheit „einen allgemeinen sittlichen Weltbund" brächte. Sein Irrtum war nur, dieser Einungskünstler wäre der ganzen Welt willkommen. Nein! Nachher vielleicht; wenn ihm das Einungskunststück wirklich gelungen, vielleicht. Zunächst aber hätte er sicherlich die ganze Welt gegen sich. Im Menschen sitzt ein teuflisch absurder Trieb, sich abzusondern und den anderen zu widerstreben, so stark, daß, wenn er schon selbst einmal dasselbe will wie der Nachbar, er es wenigstens wieder auf einem anderen Weg will als der Nachbar; ja wenn das von ihm erwünschte Ziel mit ihm auch andere erreichen, freut's ihn eigentlich schon gar nicht mehr! Wilson, der ja den edlen Ehrgeiz hat, jener Einungskünstler zu sein, erlebt das jetzt schaudernd. Die Menschheit beginnt einzusehen, daß sie sich den trennenden Mächten nicht länger überlassen darf, aber, noch indem sie sich eint, kann sie sich nicht einigen und über den Frieden, den alle wollen, geraten sie, scheint's, in neuen Krieg, weil, was alle wollen,

jeder anders will. Ja auch er, der Einungskünſtler, Wilſon ſelbſt wird der verderblichen trennenden Macht in ſeiner eigenen Bruſt nicht Herr: auch er gibt das Werk ſeines Lebens eher preis als die Methode, von der er es ſich verheißt. Will denn, im Tiefſten, im Letzten, im Entſcheidenden, nicht Lenin ganz dasſelbe wie Wilſon? Träumen nicht beide denſelben Traum von einer wahrhaft katholiſchen Menſchheit, von einem Weltreich im Heiligen Geiſte? Nur, daß ihn der eine ruſſiſch träumt und der andere puritaniſch! Und jedem iſt aber die Mundart, die der Geiſt mit ihm ſpricht, heiliger als der Geiſt ſelbſt, eher laſſen ſie von ihm als von ihr und ſo kann es geſchehen, daß ſie das Schwert, das für alle Zeit einzuſcharren beide ausgezogen ſind, noch wieder gegen einander ziehen. Ungeheures haben die beiden, Wilſon und Lenin, mit einander gemein, und daneben iſt, was ſie trennt, dünner als ein Roſenblatt, doch an dieſem Roſenblatt können beide zunichte werden, und mit ihnen das Abendland. Hätten die beiden die Kraft, einander zu begegnen und in einer ſtillen Stunde jeder dem anderen ſeines Herzens tiefſte Wahrheit aufzutun, ſie müßten einander ſchluchzend in die Arme ſinken, wie einſt der Heilige Franz und der Heilige Dominik. Sind für dieſen Augenblick von einer weltgeſchichtlichen Schlagkraft, wie ſeit einem Jahrtauſend keiner war, auch ſeine größten Männer zu klein? Sie ſind nicht groß genug, weil jedem was er im Grunde will, doch nicht ſo wichtig iſt als wie er es ſich denkt, weil jedem Unweſentliches näher ſteht als ſein Weſen ſelbſt, weil in ihnen der Verſtand mächtiger iſt als das Gefühl: ſie ſind in all ihrer Größe klein, weil ihnen die Liebeskraft der Selbſtüberwindung fehlt. Hätten ſie die, ſo wären ſie bereit, alle Formen der Menſchheit dem Weſen der Menſchheit zum Opfer zu bringen, und dann geſchähe nicht, was Wilſon will, und nicht was Lenin will, ſondern durch ſie beide das noch Unbekannte, das Höhere, die Wahrheit, von der Wilſons Wille wie Lenins beide nur erſt unzulängliche Vorahnungen ſind: denn jede Wahrheit überſteigt ihren Begriff . . . Ich

habe jetzt zuweilen in freudig quälenden Stunden ein inneres Geſicht: Da ſind der Heilige Vater, Wilſon und Lenin beiſammen und betrachten gemeinſam ſo lange, bis jeder Widerſpruch ſchweigt und nur noch die Liebe ſpricht. Dann ſtirbt unſere alte Welt und — wird. „Denn ſolang du das nicht haſt, dieſes: Stirb und werde!"

30. März.

„Tribüne der Kunſt und Zeit", eine Schriftenſammlung, herausgegeben von Kaſimir Edſchmid, Berlin, Erich Reiß Verlag. Zunächſt drei Hefte. Das erſte bringt Edſchmids Rede in der Berliner Deutſchen Geſellſchaft und ſeine Stockholmer Rede: Jugend und Expreſſionismus ſind das Thema hier wie dort, der Ton erreicht an ſeinen höchſten Stellen faſt die ruhig ſchwellende Kraft Jakob Grimms, um dann wieder bisweilen ins Orakelnde Rudolf Borchardts zu verqualmen, bis er ſchließlich, nachdem er ſich heiß und heiſer geredet, ſich frei ſpricht: ſchließlich wird hier zum erſtenmal der Wille, das bewegende Motiv, der letzte Hinterſinn dieſer expreſſioniſtiſchen Jugend ausgeſagt, nämlich, daß in der Kunſt fortan nur das vollkommene Werk allein gelten ſoll! Es tritt wieder einmal eine Jugend auf, die den Mut hat, ganz jung zu ſein. Alles oder nichts! iſt die Loſung jeder wirklichen Jugend. Jung ſein heißt unbedingt wollen; und Altern heißt, ſich bedingt fühlen lernen. Wahre Jugend kann niemals glauben, daß auch ſie dereinſt altern wird; es iſt aber doch noch keiner erſpart geblieben. Jugend traut ihrem abſoluten Willen auch abſolute Kraft zu; Altern lehrt ſie, den Willen auf das Maß der Kraft reduzieren. Auch wir um Arno Holz in den achtziger Jahren meinten, daß nur Dichter dichten dürfen; einige Jahre ſpäter hätten ſich alſo die meiſten von uns aufhängen müſſen; es bleibt abzuwarten, wie ſich die neueſte Jugend zu dieſem Problem ſtellen wird. Ganz wie wir damals, überſchätzt nämlich auch ſie die Macht der reinen Intention. Auch wir waren entſchloſſen, die Hand „an die Wurzeln der Dinge" zu legen; erſt ſpäter entdeckt man, daß dazu der Entſchluß

nicht genügt, es kommt auch auf die Hand an; das mit dem Rafael ohne Hände ist ein Irrtum . . . Das zweite Heft, „Über Expressionismus in der Malerei" von Wilhelm Hausenstein, formuliert zunächst den Vorexpressionismus als „relativ gegenständlich", den Expressionismus als „relativ ungegenständlich oder gegenstandsfeindlich" und sieht das entscheidende Merkmal des Expressionismus in der „Überwältigung des Einfach-Gegenständlichen, des Undistanziert-Gegenwärtigen, des Unmetaphysischen durch Metaphysisches" (mich hat da besonders Hausensteins Gefühl für Bernini gefreut, der mir der Urexpressionist schlechthin ist). Und während „der Impressionismus azentrisch malte und . . . an den Rand hin oder vom Rand aus komponierte", sei der Expressionismus zentrischen Geistes: „das expressionistische Bild ist von der Mitte aus, zur Mitte hin gemalt." Jener wird „pendelhaft und an die Bussole erinnernd", dieser „statisch, kraß strukturał, achsenhaft, zuweilen ingenieurmäßig und sicher geometrisch" genannt. Das alles aber ist nur „Symptom einer ungeheuren und allgemeineren geschichtlichen Veränderung unserer gesamten Orientierung". Was der Expressionismus malen, zeichnen und meißeln möchte, ist „die metaphysische, die göttliche Spur auf den Dingen . . . Der tiefste Wille der Besten dieser künstlerischen Provinz ist darauf gerichtet, anstatt des Geschöpfes den Schöpfer oder vielmehr, da man von ihm ein Ebenbild nicht machen kann, den geheimnisvollen grauenerregenden Abdruck seiner Hand und die Parabeln seiner Gestalt zu malen — den Nacken zu zeichnen, der von seiner Rechten gebogen, die Hüfte zu bilden, die von seiner Linken in den Schmerz gedreht ist . . ." Aber das schönste von diesen Heften ist das dritte, Theodor Däublers „Im Kampf um die moderne Kunst": das liest man nämlich nicht, sondern da geht man mit Däubler spazieren, dem so herrlich urdeutschen Lateiner, in dem irgend etwas vom Tübinger Stift mit irgend etwas von Mazzini zusammen eine sagenhaft ausgebauchte Figur des Boul' Mich' ergeben hat. Wirklich: ich weiß keinen anderen in unserer Zeit, dem

es je geglückt wäre, Geschriebenes, Gedrucktes so völlig in unmittelbares lebendiges Gespräch zu verwandeln. Fontane konnte das zuweilen, besonders in Briefen, aber Däubler glaubt man hier nicht bloß reden, man glaubt ihn bald lachen, dann wieder schnaufen, sich vor Begeisterung schütteln oder auch einmal aufstampfen zu hören, bevor er sich von neuem meditativ aggressiv behäbig wieder weiterwälzt. Es ist kein Buch, das man liest, es ist ein Grammophon, das man hört. Eine ganz neue Form der Mitteilung ist hier erreicht, von einer Unmittelbarkeit, Nähe, Lebendigkeit, die fast etwas Unheimliches hat.

31. März.

„Die Welt als Vorstellung", ein Weg zur Kunstanschauung von Paul Westheim (Gustav Kiepenheuers Verlag, Potsdam-Berlin). Ein wunderschönes Bilderbuch, das den Leser von den Sinnen aus denken lehrt (was gerade Deutschen, trotz Goethe, noch immer am schwersten wird). Lehmbrucks und Barlachs Bedeutung: „ein Formen aus Form heraus" wird eindringlich dargetan, ebenso der Begriff des Monumentalen („Es ist ein Irrtum, das Monumentale vorwiegend als eine Sache des großen Themas und des großen Formats anzusehen . . . Man verwechselt Format und Form . . . Worauf es allein ankommt, das ist die innere Dimension"; wie zum Beispiel die kleine Genferseelandschaft Hodlers, mit einer Höhe von 77, Breite von 97 Zentimeter, mühelos eine Größe hat, nach der sich Egger-Lienz vergeblich ausrenkt), mit ganz besonders zärtlich rührender Gewalt aber van Goghs unerschöpfliche, unergründliche, unaussprechliche Schönheit: „Das in die Knie Zwingende in allem, was dieser Mensch malte. Jeder Pinselstrich in ihm durchschwängert von dieser transzendentalen Gewißheit."

Salzburg, 7. April.

Auf einer Beleuchtungsprobe von „Jaákobs Traum" fragte ich Richard Beer-Hofmann unversehens: „Und wissen Sie denn aber, was eigentlich der Roller da

treibt?" Richard, ganz in den Feuerzauber verſchaut, ſchwieg; ich antwortete mir alſo ſelber: „Jeſuitenſtil!" Roller, der, am Telephon zum Beleuchter, vor uns ſaß, drehte ſich nur raſch nach mir um, pantomimiſch zuſtimmend. Und ich fuhr alſo fort: „Er benutzt Ihr gut jüdiſches Stück zur Übung von Jeſuitenkünſten!" Es klang paradox, ſprach aber doch nur ganz richtig aus, woher Rollers Stil, Mahlers Stil, Reinhardts Stil im Grunde datiert. Laube hätte ja mit den Mitteln ſeiner Bühne „Jaákobs Traum" ſo wenig bewältigen können wie Goethe mit den Weimarer Mitteln, der doch auch den zweiten „Fauſt" nur dichten, nicht aber aufführen konnte. Denn Laubes wie Goethes Bühne war auf Wort, Ton und Gebärde reduziert, erſt Richard Wagner hat ins Theater alle Künſte wieder eingeſetzt: Bayreuth nimmt das Jeſuitentheater wieder auf. Um 1620 bis 1700 hätte man nämlich „Jaákobs Traum" bühnentechniſch rein löſen können, ja vielleicht beſſer als wir; und nicht bloß in Wien, wo vor dem Zar Peter „Il pomo d'oro" mit einem Aufwand von hunderttauſend Gulden aufgeführt wurde (als Roller fungierte der berühmte Mathematiker Athanaſius Kircher); und nicht bloß im Münchener Barocktheater, ſondern mit eben derſelben Macht auch in Ettal, im Kremsmünſterer Stiftstheater, im Salzburger Univerſitätstheater, das Simon Rettenbacher leitete, zugleich Dichter, Komponiſt und Regiſſeur! Bis ins ſtillſte Dorf war damals auf der ganzen vom bayriſchen Stamme beſiedelten Erde eine Theaterkultur wirkſam, deren Geiſteskraft und Sinnenpracht ſeither nicht wieder erreicht worden ſind. Wir haben ſie nur vergeſſen, wir wiſſen ja von unſerer eigenen Geſchichte nichts. Eigentlich nur in Goethe, Raimund, Grillparzer und Richard Wagner blieb ein Abglanz, ein Nachklang des Barocktheaters lebendig, aber auch da nur als Intention, als unterirdiſch fortgärender Inſtinkt, aus der bloßen Literatur, in die das Schauſpiel vom erwachenden Bürgertum eingefangen wurde, wieder zur begeiſteten und begeiſtenden Allſinnenkunſt emporzukommen. Schon Dingel-

ſtedt und die Meininger fühlten dies auch wieder irgendwie, ſelbſt Mahler und Reinhardt aber hatten noch nicht den vollen Mut, bewußt barock zu ſein. Doch ſie gaben der neuen Generation dieſen Mut, in den jungen Dichtern meint man ihn nun ſchon überall wehen zu ſpüren: man ſetze nur Kornfeld endlich in ein großes Theater und entbinde ſo den barocken Dichter, der bloß bisher noch immer nicht aus ihm heraus kann! Denn zum Drama findet der Dichter allein nicht und auch der Schauſpieler findet allein zum Drama nicht hin, ſondern nur dort, wo die beiden einander begegnen, ſich an einander verlieren und einander ſo durchdringen, daß ſie dann mit vereinter Kraft die ganze Kunſt umſpannen können, findet ſich das Drama großen Stils erſt ein: am Schauſpieler wird aus dem Dichter und am Dichter wird der Schauſpieler jener „eigentlich freie Künſtler" Nietzſches, „der gar nicht anders kann als in allen Künſten zugleich denken." Das höchſte Beiſpiel davon bleibt noch immer Calderon: Kaplan, Dichter und Theaterdirektor in einer Perſon. Im Drama wird Ewigkeit zur Zeit, das Unſichtbare zum Augenſchein, Schweigen tönend: Urgeheimnis, ſtumm und ungeſtalt, im Drama wird es jedem Kinde laut und licht. Dazu reicht aber keines noch ſo mächtigen Einzelnen noch ſo reine Gewalt, ſondern nur wenn ſich vieler zur Leidenſchaft traumhaft, ja bis zum hellen Wahn hingeriſſene Seelenkräfte ſchmerzlich ſelig aneinander in Verzückung ſteigern, nur in der Gemeinſchaft aller Künſte mit der von ihnen erſchauernden Maſſe des geſamten Volkes kann jenes Wunder geſchehen. Die Vorbedingung wäre da freilich, daß wir erſt wieder ein Volk hätten. Aber nur an einem gemeinſamen Heiligtum erwächſt ein Volk. Darum müſſen der zweite Fauſt und Wagner und Nietzſches Träume noch immer warten, auf das Heiligtum, das unſer Volk dereinſt erſt einen und zum Drama bereiten wird . . . Den Deutſchen iſt es eigen, daß jeder wieder von vorne beginnt; keiner will erben, wir entwickeln uns ſtets aus lauter neuen Anfängen und jeder kehrt erſt auf Umwegen ſpät ans Werk der Väter zurück. So kommt

Goethe durch eigene Kraft im zweiten Fauſt zur Forderung einer Bühnenform, die anderthalb Jahrhunderte vor ihr bereits erreicht war: was er hier entdeckt, iſt im Barocktheater des bayriſchen Stammes längſt erfüllt, aber nur, um, kaum hundert Jahre ſpäter, von der Nation ſo völlig vergeſſen zu ſein, daß der zweite Fauſt unſpielbar bleibt. Und Richard Wagner ahnt nicht, daß ſein „Geſamtkunſtwerk" ſchon einmal von den Deutſchen erlebt worden war: an den barocken Schautanzmuſikfeſtſpielen des Jakob Bidermann in München und des Nikolaus Avancinus in Wien. Und auch Beer-Hofmann weiß doch kaum, wie ſtreng Jaákobs Traum die Tradition unſeres Barocktheaters einhält: es iſt im Grunde, thematiſch wie formal, durchaus ein Jeſuitenſtück. Ganz ebenſo wie der Traum ein Leben oder, aus dem hohen Stil in die Mundart gerückt, dem Stegreifſpiel genähert, der Bauer als Millionär. Das Barocktheater hat immer nur ein und dasſelbe Thema: Gott zu bezeugen, Gott zu danken, Gott zu rühmen; den Herrn will es dartun an der tragiſchen Herrlichkeit ſeiner Schöpfung. Es iſt immer Gebet; Lobgebet, Dankgebet, Bittgebet. Und es iſt immer Geſpräch, ein Geſpräch von geiſtlichen und geiſtigen Dingen, aber ein Geſpräch auch zu den Augen, zu allen Sinnen, ein Geſpräch, das ſich auch ſehen, mit Händen greifen, an die bewegte Bruſt drücken läßt, ein Geſpräch zum ganzen Menſchen, ſelbſt dem unerwachten Kinde ſchon, ſelbſt dem erloſchenen Greiſe noch vernehmlich. Unſagbares, dem kühnſten Denker kaum ahnungsvoll erreichbar, ſpricht es in Zeichen aus, ſo ſinnfällig, augenſcheinlich und mitteilſam, daß aus dem tiefſten Ernſt das holdeſte Spiel wird: das Weltgeſetz, als Augenluſt, Ohrenſchmaus und Sinnentanz dargebracht, die ewige Wahrheit in bunten Seifenblaſen, der Sinn des Lebens als Feuerwerk! Und wenn die letzten Schleier fallen, ſo daß der Weiſe vor der faſt unerträglichen Nähe der Geheimniſſe tief aufſchrickt, klatſchen die Kinder dazu, jauchzend vor Luſt, ſich ſelig die Patſchhände wund. Metaphyſik als öffentliches Spektakel für jung und alt, reich und arm, Urgeheimnis als

Volksbeluſtigung, höchſte Geiſtigkeit ſozuſagen beim Heurigen, das iſt das Barocktheater. Es hat Augenblicke, wo die Höhe der dionyſiſchen Kunſt faſt erreicht ſcheint. Ja, im Kärntnertortheater kommt einmal ein Moment, wo das Barocktheater, indem es das Stegreiftheater ſtreift und faſt Luſt zeigt, ſich ihm zu geſellen, noch über ſich empor zu greifen ſcheint, nach einer Möglichkeit, die Strenge Corneilles mit ſhakeſpeariſcher Freiheit, das Tragiſche mit dem Gaſſenhauer zu verbinden und geniale Schauſpieler in der höchſten Kunſtform improviſieren zu laſſen. Es hat größere Denker, größere Dichter, größere Muſiker, größere Maler, größere Schauſpieler gegeben als die des Barocktheaters, aber eine ſolche Verſammlung denkender, dichtender, tönender, bildender und mimiſcher Kräfte zur gemeinſamen Tat des einen Geiſtes, wie das Barocktheater war, hat es weder vorher noch nachher gegeben. Und was immer ſeither dramatiſch verſucht worden iſt, es wirkt, am Barocktheater gemeſſen, klein, flach und dünn. Und was immer ſeither irgendwie zur Höhe, zur Fülle, zur Größe will, es kommt aus einer dunklen Erinnerung an das alte Barocktheater her, es deutet auf die Verheißung eines neuen Barocktheaters hin. Das deutſche Theater aber bog in die Sackgaſſe des „Literariſchen" ab, dies gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten der abendländiſchen Entwicklung, die ſich keine Gelegenheit entgehen laſſen will, jeden Irrtum auszukoſten. Goethe hat erſt das Straßburger Münſter, Herder und die Romantik haben das Volkslied und den Heldenſang, die Brüder Grimm und Uhland unſere Märchen und Sagen wieder entdecken müſſen. So hat jetzt Joſef Nadler das Barocktheater wieder entdeckt. Und es muß nun alſo nur noch auch Joſef Nadler entdeckt werden. An ihm haben wir zum erſtenmal ſeit Wilhelm Scherer wieder einen Germaniſten großen Stils. Er und Konrad Burdach, einander aufs ſchönſte ergänzend, mit dem reinſten Blick für die Hauptzüge der deutſchen Geſchichte, mit dem feinſten Ohr für ihr inneres Geſetz, lehren uns, was bisher nur eine zufällige Folge von Perſonen ſchien, als

einen notwendigen, wenn auch immer wieder durch Willkür, Eigensinn und Eigenmacht, Lust und Laune durchbrochenen, dennoch unaufhaltsam denselben Auftrag ausrichtenden Zusammenhang verstehen, sie lehren uns die deutsche Sendung erkennen, der sich um die Wette jeder ihrer Boten entziehen will, um ihr schließlich wider Willen doch dienen zu müssen. Goethes Art, „mit reinem frischen Ohr" überall auf den „niemals verstummenden Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, hinzulauschen" und überall unverdrossen den „schwachen Faden" zu suchen, der „sich durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht", von ihm im historischen Teil seiner Farbenlehre und in den Anmerkungen zum Westöstlichen Diwan meisterlich gehandhabt, ist von ihnen so methodisch ausgebildet worden, daß vor ihrem durchdringenden, umfassenden, überschauenden Blick jeder Zufall zu verschwinden, selbst der Irrtum noch auch immer wieder nur einer Wahrheit zu dienen, nichts mehr isoliert, nichts unersetzlich, aber auch nichts entbehrlich, eins ins andere greifend, eins das andere bedingend, alles demselben durch die Jahrtausende fortwaltenden, sich täglich offenbarenden und immer noch geheimen Plan gehorsam scheint. Diesen beiden Männern verdanken wir eine Gesamtansicht des deutschen Geistes, die dem nächsten Jahrhundert so fruchtbar werden kann, wie die der Brüder Grimm und Uhlands dem letzten war. Es wird nur vorderhand kein Gebrauch davon gemacht. Wer kennt Burdachs staunenswerte Schrift über „Goethe und Moses", wer sein hinreißendes Rienzobuch, wer seine weit über Jakob Burckhardt emporbringende, Avignon, das Prag Karls IV., Oxford, Padua und Nürnberg zusammen ergreifende Vision der Renaissance? Wer kennt Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften"? (bisher drei große Bände, Regensburg, Verlag von Josef Habbel; aber man muß seinen Buchhändler sehr schön bitten, bis man sie kriegt!) Nadler ist Österreicher, ist Sauerschüler und sitzt in der Schweiz an der Freiburger Universität, statt

mitten unter uns an der Wiener! Keiner hat die Kraft, Anmut und Würde der von dem in unſere Oſtmark vorgeſchobenen bayriſchen Stamm vollbrachten Geiſtestat, keiner das Wien des 17. Jahrhunderts in ſeiner glühenden Herrlichkeit, keiner die Fülle von Wundern im Donautal, an der Salzach und am Inn beredter gerühmt! Daß wir an unſerem Barocktheater etwas haben, was der Fiſcher von Erlach und Lukas von Hildebrand würdig iſt, wiſſen wir erſt von ihm. Aber wer unter uns fragt danach?

9. April.

Ich war kaum heimgekehrt, als ein junger Menſch aus Wien dringend nach mir fragt; er habe mir Wichtiges zu ſagen, das er nur mir ſelber anvertrauen kann, eigens dazu ſei er hergereiſt. Ich, blaſiert und frivol, denke: es wird ein Theaterſtück ſein. Es war aber nicht einmal ein Theaterſtück! Am anderen Tag überfällt er mich im Tomaſelli, da ich eben leſen will, was die „Senatoren", wie Mahler zu ſagen pflegte, von Beer-Hofmann halten. Da ſteht das Jüngl auf einmal da, ſehr nett, zutraulich, erwartungsvoll. Ein Stück? Nein. Eigentlich nicht. Noch nicht. Er möchte gern eins ſchreiben, es geht ihm aber nicht zuſammen. Er hat nämlich keinen geiſtigen Verkehr, es fehlt ihm nur an der Anregung. Wenn er aber erſt einige Zeit mit mir gelebt haben wird, fällt ihm ſicher etwas ein; ich ſoll ihm nur helfen dichten lernen. Ich alter, halb tauber, nur noch nach Einſamkeit verlangender Mann? Wie kommt er zu dem Einfall? Er beruft ſich darauf, gehört zu haben, daß der junge Hofmannsthal als der auch noch nichts war, zu mir kam und bei mir Unterricht nahm, und da ging es dann auf einmal! . . . Es macht mich eigentlich traurig, ein ſo kindlich argloſes Vertrauen enttäuſchen zu müſſen. Aber eine Gehſchule für dichtende Knaben und Mädchen — ſo rührend der Wunſch iſt, ich trau mir's aber halt wirklich nicht zu! Und daß das mit dem jungen Hofmannsthal damals, vor bald dreißig Jahren, auch doch eigentlich ein bißchen anders

war, glaubt mir der Jüngling nicht, an Unterſchiede ſcheint dieſe Jugend nicht mehr zu glauben.

12. April.

Hier waren, als ich ankam, grad Landtagswahlen, aber ich wählte wieder nicht, auch hier nicht. Ich wüßte ja nicht, wen. Ich bin weder Sozialdemokrat noch chriſtlichſozial; mir wird überhaupt in jeder Partei zu eng. Wär ich aber Sozialdemokrat oder chriſtlichſozial, dann hätt ich doch erſt recht nicht wählen können: als Sozialdemokrat nicht Sozialdemokraten, die, zur Macht gelangt, keinen Gebrauch mehr von ſich machen; als Chriſtlichſozialer doch nicht Chriſtlichſoziale, die, um den Schein von Macht zu wahren, alles preisgeben, wozu ſie ſich bisher immer bekannten. Sozialdemokraten und Chriſtlichſoziale ſetzen jetzt ihre ganze Kraft ein, mitſammen einander zu verhindern. So verhindern ſie, daß regiert wird. Darin beſteht ihre gemeinſame Regierung. Bewährt ſich das, ſo könnte das Ergebnis ja nur ſein, daß man ſie beide wegſchickt. Denn wenn ſich herausſtellt, daß eigentlich gar nicht regiert werden muß, dann werden wir uns aber doch auch den koſtſpieligen Apparat künftig lieber erſparen. Oder iſt wirklich die bloße Schadenfreude, den anderen gelähmt zu ſehen, jedem ſo viel wert, daß er ſich dafür willig ſelber lähmen läßt? Macaulay, den ich jetzt wieder einmal leſe, um mir durch den Blick auf die ſtille Sicherheit der unbeirrten engliſchen Geſchichte den Glauben an die Menſchheit zu ſtärken, führt die beiden großen Parteien Englands auf eine Verſchiedenheit im Temperament zurück: in der einen herrſcht die Liebe zur Gewohnheit, in der anderen die Liebe zur Abwechſlung vor, jene ſchrickt vor allem Neuen zurück, dieſe drängt nach allem Ungewohnten hin, dort iſt Erinnerung ſtärker, hier Erwartung, und indem nun jene Nachhaltenden mit dieſen Andringenden ſich meſſen, entſteht die bewegende, zugleich aber auch ſelbſt ſchon wieder gebändigte Kraft, die das Leben der Nation ſo glücklich vor dem Erſtarren wie vor dem Zerfließen bewahrt. Die Vorausſetzung iſt dabei ſtets,

daß der Dränger wirklich drängt, der Bewahrer sich wirklich wehrt, in der Tat Wille gegen Willen eingesetzt und jeder Stoß mit einem Gegenstoß pariert wird. Wir aber erleben jetzt den Versuch einer ganz neuen Lösung: die Rollen sind vertauscht, unsere Dränger drängen nicht und unsere Bewahrer bewahren nichts, beide warten ab, daß die Geschichte von selber geschieht, damit, wenn's geschehen sein wird, jeder dann sagen kann, er sei's gewesen, durch den es geschehen. „Das ruht auf den Knien der Götter", heißt's bei Homer, aber mir ist in der Geschichte kein anderer Fall bekannt, daß zwei große Parteien wirklich alles mit solcher Geduld ruhig auf den Knien der Götter hätten liegen lassen; die Götter erwarten doch vielleicht, daß man sich wenigstens die Mühe nimmt, es von ihren Knien zu holen. Ja, jede Partei bringt immer nur eine Teilwahrheit; indem diese Teilwahrheiten ihre Kräfte messen, aus diesem Widerstreit erst ergibt sich die keine von ihnen ganz, aber von jeder etwas enthaltende geschichtliche Wahrheit. Gewiß! Nur ist es ein Irrtum, wenn man nun der Geschichte gleichsam zuvorzukommen glaubt, dadurch daß jede Partei selber schon an sich die Korrektur der Geschichte vorwegnimmt, indem jede das Geschäft der Gegenpartei statt ihr eigenes besorgt: indem der Rebell plötzlich die Miene des feierlichen Staatsmannes aufsetzt und der Konservative das mit revolutionären Gebärden erwidert. Dadurch ist in diesen paar Wochen schon der letzte Rest von Vertrauen zur Ehrlichkeit irgendeiner politischen Partei verwirkt worden. Es äußert sich vorderhand freilich nur erst als vollkommene Gleichglütigkeit gegen alle Politik. Eine Gleichgültigkeit, die ja zunächst der Regierung sehr bequem sein mag. Doch nur so lange, bis eines Tages irgendein Mann aufsteht, ein Mann mit der segenden Gewalt eines reinen Willens. Es kann ein Cromwell sein, doch sieht's unserer Menschenart eigentlich nicht ähnlich, einen Cromwell hervorzubringen; und zur Not wird's auch irgendein Alexander Bach tun. Das größte Glück Englands findet Macaulay

darin, daß auch seine Konservativen immer averse to despotism waren, und auch seine Volksmänner immer averse to anarchie. Wir könnten jetzt umgekehrt sagen, daß unsere Sozialdemokraten eine nicht einmal mehr stille Liebe zum Despotismus haben und unsere Christlichsozialen sich als Anarchisten gefallen. Dabei sind natürlich weder diese noch jene die „Verräter", für die sie deshalb den eigenen enttäuschten Parteigenossen gelten. Ihr Fehler liegt gar nicht so sehr im Moralischen als im Intellekt. Sie folgen unklar einem im Grunde ganz richtigen Instinkt, von dem sie nur einen ganz falschen Gebrauch machen. Sie sind, was der Engländer verächtlich Trimmers nennt; gerade diesen Trimmers verdankt aber England immer das Beste seiner Entwicklung, auch Lloyd George ist ein geborner Trimmer. Das größte Beispiel der ganzen Gattung war Halifax, schon unter Karl II. und noch unter Wilhelm III. wieder Großsiegelbewahrer, der feinste Kopf seiner Epoche, der sich des Spitznamens noch rühmte. Everything good, pflegte er zu sagen, trims between extremes. Er stand unablässig im Kampf mit seiner eigenen Partei, zugleich aber immer in den besten Beziehungen zur Gegenpartei. Denn er empfand offenbar, wie jeder echte Politiker, stark das Polarische aller Politik: er wußte, daß keine politische Partei je zur vollen Wahrheit gelangt, wenn sie nicht auch ihren eigenen Gegensatz noch irgendwie mit in sich hinein zu nehmen vermag; er verstand, daß jede Partei, wenn sie produktiv werden soll, zur Selbstkorrektur erst noch einen Zusatz aus ihrer Gegenpartei braucht. Sie wird erst produktiv, wenn es ihr gelingt, sich noch über sich empor zu strecken, bis tief in ihren eigenen Widerspruch hinein; das gewaltigste Beispiel ist Bismarck, erst den Liberalen, dann Österreich gegenüber, er hat sich zu seiner Politik immer am besten seiner Feinde bedient. Denn auch Politik wird, wie alles Lebendige, von dem Verlangen nach Totalität beherrscht, das (wie Goethe dies am Farbenwesen dartut) stets „das Entgegengesetzte sich gegeneinander neigen und sich in einem dritten vereinigen" läßt. Auch in der Politik

deutet jedes Phänomen immer entweder auf „eine urſprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig iſt, oder eine urſprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne", hin. Auch Politik gehorcht überall „dem ſtillen Widerſpruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen iſt, wenn ihm irgendein beſtimmter Zuſtand dargeboten wird". Und wie das Auge, ſobald es eine Farbe erblickt, ſeiner Natur gemäß ſogleich die andere Farbe hervorbringt, die mit jener die Totalität des ganzen Farbenkreiſes ergibt, wie Gelb immer Blau fordert, Purpur wieder Grün und umgekehrt, wie das Auge, was immer ihm aufgedrungen wird, dem ſogleich opponieren muß, um aus der Beſchränkung ſo wieder in Freiheit, vom Einzelnen zum Ganzen zu gelangen, ſo kann man dasſelbe Geſetz auch in den politiſchen Parteien erkennen, die wir auch überall geheimnisvoll genötigt ſehen, gleichſam nach ihrer eigenen Oppoſition zu rufen, ja dieſe ſelber hervorzubringen: auch jede politiſche Partei braucht eine „komplementäre", mit der zuſammen ſie dann erſt, wenn auch vermeintlich gegen ſie, die jedem Lebendigen nun einmal unentbehrliche Totalität zwar freilich auch wieder niemals erreicht, aber doch beim nächſten Schritt ſchon berühren zu dürfen, ſich wenigſtens einbilden kann. Das haben die Trimmers vor den anderen voraus: es verlangt ſie, eben um der eigenen Partei willen, inſtinktiv nach der komplementären. Aber der echte Trimmer iſt darum noch durchaus nicht fürs Vertuſchen oder Verwiſchen ſeiner Grundſätze. Wenn er den Gegner ehrt, ſo geſchiehts, weil er, eben für ſeine Partei, den Gegenſatz zur Ergänzung braucht, wie das Blau das antwortende Gelb braucht, um eben an dieſer gelben Antwort erſt ganz blau zu werden. Aber ſchlechten Malern, die mit ihrer richtigen Empfindung nichts Rechtes anzufangen wiſſen, paſſiert es gern, daß ſie zur Harmonie, die nur durch vollen Klang und Widerklang beherzter Farben und ihrer Gegner entſteht, durch ängſtliche Behandlung der Farben, durch Malen aus dem Grauen heraus und ins Graue hinein, durch Verſchleiern zu gelangen hoffen. Davon

ſagt Goethe: „Dieſer unechte Ton iſt durch Inſtinkt aus Unſicherheit deſſen, was zu tun ſei, entſtanden; ſo daß man ſtatt der Totalität eine Uniformität hervorbrachte.“ Das iſt einer von den monumentalen Sätzen tiefſter Lebensweisheit, an denen die Farbenlehre Goethes ſo reich iſt wie kaum irgendein anderes Buch der Weltliteratur! Es gibt kein menſchliches Verhältnis, des ſinnlichen oder des ſittlichen, des äußeren oder des inneren, des öffentlichen oder geheimen Lebens, für das man hier nicht Erklärung, Rat und Hilfe fände. Während ſie ſich den Anſchein gibt, bloß vom Farbenſpiel zu handeln, trägt ſie daran das Schickſal der Menſchheit vor. Und immer erleb ich es wieder, Phänomene, die ich mir nicht zu deuten weiß, hier ſozuſagen in ihrer Urform, an ihrer Quelle zu belauſchen. Das Daſein, oft faſt unerträglich in der Verworrenheit der einzelnen Erſcheinungen, verliert dann ſeinen ängſtigenden Druck, ſobald man an der eben noch ſo bedrohlichen Einzelheit auch wieder gewahrt, daß es ewig aus denſelben Grundverhältniſſen, denſelben Urſilben ſeine neckenden Charaden zuſammenſetzt. Jener Satz beſtätigt mir das wieder; als ich mich ſeiner entſann, wurde mir gleich das dubioſe Schwarz-Rot unſerer Regierung auf einmal verſtändlich. Beide Parteien haben einen ganz guten „Inſtinkt“: es entſcheidet jetzt vielleicht über unſer Leben, ob wir noch, über alles Trennende hinweg, die Kraft finden, eines gemeinſamen Willens fähig zu werden. Aber „aus Unſicherheit deſſen, was zu tun ſei“, haben ſie nun beide nicht den Mut, Bauernſinn an Städterſinn unnachgiebig ſo lange zu meſſen und eben in ihrer Meſſung ſo lange durchzuhalten, bis über beiden eine höhere Wahrheit, aus beiden eine beiden entwachſene, beide beſtätigende Wahrheit erſcheint. Statt ihren inneren Gegenſatz in voller Spannung auszutragen, verſuchen ſie gut altöſterreichiſch an ihm vorbeizureden; mit einer Laſur täuſchen ſie Harmonie vor und es entſteht „dieſer unechte Ton“, der „anſtatt der Totalität“, aus der heraus allein wir uns erſt einer einenden Tat bemächtigen könnten,

bestenfalls eine Art „Uniformität" erbringt. Wär's nur nicht aber schon fünf Minuten vor Mitternacht!

14. April.

Doch neben Macaulay les ich dann jetzt täglich gegen Abend, mit dem Blick auf den ungestüm über Berg und Tal stürzenden jungen Frühling, auch noch immer ein bißchen in Cäsars „De bello civile". Das ist doch die reinste Prosa, zu der es die Menschheit bisher gebracht hat! Die Platos dampft, Cicero ziert sich, der junge Goethe schweift zum Gedicht über, der alte ins Lehrhafte, Voltaire hat kein Herz. Nur chinesische Sprüche (soweit man nach Übersetzungen ahnend urteilen kann), Xenophon zuweilen, Boccaccio und Bandello, Pascal höchst selten, manche Gespräche Goethes und ein paar Seiten Uhlands, ein paar der Grimm, ein paar des Nachsommers und Witikos kommen in die Nähe Cäsars. Hier wird alles Sinnliche gleich zu Geist und der Geist beträgt sich immer völlig als Natur. Scheinbar das nächste Wort, das gerade zur Hand ist, wird lässig ergriffen, aber wie durch Zufall ist es immer gerade das eine, das an dieser Stelle durch gar kein anderes der Welt ersetzt werden kann. Nur der Augenblick spricht sich hier aus, aber Ewigkeit klingt mit; alles scheint improvisiert, aber für Jahrtausende. Der Autor selber zeigt sich kaum, und doch sehen, hören, fühlen wir eigentlich immer nur ihn. Wenn die Menschheit sonst gar keine Kunde vom Genie hätte, aus dieser allein ließe sich das Wesen des Genies herstellen. Es steht sich selber kindlich neugierig voll Bewunderung mit höchster Freiheit fast etwas ironisch gegenüber, es weiß genau, was es wert ist, so genau, daß es gar nicht nötig hat, sich das erst noch durch Applaus oder auch nur Zustimmung und Anerkennung bestätigen zu lassen, es fühlt sich so fatal vorherbestimmt, fühlt den Zwang des Dämons in der eigenen Brust so stark, fühlt sich so fest gelenkt, daß es ruhig jeder Laune nachgeben, jeder Lockung folgen, jedes Abenteuer wagen darf, es kennt die Furcht, sich zu versäumen, nicht,

es ist ganz sicher, immer noch zurechtzukommen, es ist seiner so gewiß, daß es sich gar nicht um sich kümmern muß, es hat immer Zeit, es hat nie Not, es hat zu allem Lust, es kann mit allem spielen, denn auch sein Spiel wird ernst, es darf sich verschwenden, ihm bleibt noch immer genug, es wird ihm nie bang, sein Genius besorgt schon alles, es selber sieht sich ja bloß zu, sein eigenes Schauspiel zugleich erfüllend, aber auch, als wenn es eigentlich daran gar nicht weiter beteiligt wäre, selbst genießend: denn es ist das Wesen des Genies, noch in der Individuation ihr für das eigene Gefühl schon entrückt zu sein; noch mitten unter uns erblickt es sich schon wie von drüben, es erlebt sich in jedem einzelnen Moment, als ob sein Leben schon vollendet wäre, es erlebt sozusagen von Anfang an immer gleich seinen Nekrolog. Dieses Wesen des Genies ist nur an wenigen je ganz rein und ungestört erschienen (tritt es bloß intermittierend auf, so sind das die furchtbaren Fälle der tragischen Genies, die sich immer erst wieder zu sich emporbrängen müssen, um immer wieder von sich abzustürzen, wie Michelangelo, Beethoven, auch der junge Goethe). Vielleicht niemals aber ist das Wesen des Genies so völlig Wort geworden wie in der Prosa Cäsars, hier haben wir das Gefühl, das Genie in seiner angebornen Mundart zu hören. Hätt ich nur im Gymnasium eine Ahnung davon gehabt! Aber im Gymnasium lernen wir alles so, daß wir nichts davon bemerken.

19. April.

Bei der Weihe des Taufwassers berührt mich in der zweiten Prophezeiung die Stelle von der Reue Gottes mit seltsamer Gewalt. Von der Sintflut wird dort erzählt und da heißt es: „Als aber Gott sah, daß groß die Bosheit der Menschen war auf Erden und aller Sinn ihres Herzens immerdar zum Bösen geneigt, da reute es ihn, daß er den Menschen gemacht auf Erden, und es tat ihm in seinem Herzen leid." Gott vor seinem eigenen Werk zurückschaudernd, sein Geschöpf bereuend, beim Anblick seiner Tat sie widerrufend, das ist eine Vorstellung

von einer tragiſchen Vermeſſenheit, die, ganz unerdenklich, in ihrer Tiefe nur insgeheim erahnt werden kann und ein Gleichnis nur noch an dem zuweilen bei den Propheten durchklingenden Gedanken einer Art Verſchuldung Gottes gegen den Menſchen hat. Der Menſch gleichſam ein Wagnis Gottes, mit dem ſich Gott gewiſſermaßen zu viel zugemutet hat, mehr als ſelbſt der Allmächtige vor ſich verantworten kann, der Menſch ſelbſt dem Alliebenden unerträglich, der Menſch ſo arg, daß ſelbſt Gott vor ihm erſchrickt, wie gelind ſind dagegen die griechiſchen Tragiker auch in den wildeſten Ausbrüchen ihrer Verzweiflung noch! Aber erſt dieſer grauenvolle Begriff der Reue Gottes über den Menſchen läßt uns die Größe ſeiner Liebe zur Freiheit ermeſſen: Gott leidet die Bosheit des Menſchen, um ſich deſto reiner des von ihr wieder zum Guten abgewendeten, die Gnade wählenden Menſchen zu freuen. Ich weiß ſchon, daß dies unzulänglich ausgedrückt iſt, denn es ſtreift eine Wahrheit, für die keine menſchliche Sprache hinreicht: was man davon auszuſagen unternimmt, iſt immer falſch, aber wer es innerlich erlebt hat, wird ſich die nachläſſigen Worte ſchon aus der Erinnerung des eigenen Gefühls zurechtrücken können.

20. April.

Es fällt mir ein, nachzuſehen, was vor hundert Jahren in dieſen Tagen Goethe getan haben mag (ein Sport zur Geiſtesübung, der ſich mir bewährt hat). Am 22. März 1819 war ihm Voigt geſtorben; oder wie er in ſeiner Abneigung den Tod zu nennen, es ausdrückt: „Der Herr Staatsminiſter von Voigt, ein vierzigjähriger Freund und Mitarbeiter, verläßt uns alle und mich beſonders in dieſen Tagen; für mich entſteht eine große Lücke und dem Kreiſe meiner Tätigkeit entgeht ein mitwirkendes Prinzip.“ Und am 23. war Kotzebue von Sand ermordet worden. Von den Gefühlen, mit welchen Goethe dieſen argen Feind verlor, verraten ſeine Briefe nichts; ſpäter hat er, bei gerechteſter Würdigung ſeiner Verdienſte, die Geiſtesart ſämtlicher Kotzebues ſo formuliert: „Kotzebue

hatte bei ſeinem ausgezeichneten Talent in ſeinem Weſen eine gewiſſe Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nötigte, das Treffliche herunterzuſetzen, damit er ſelber trefflich ſcheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, ſie beherrſchend, ihr dienend, und er dachte nicht, daß die platte Menge ſich aufrichten, ſich ausbilden, ja ſich hoch erheben könne, um Verdienſt, Halb- und Unverdienſt zu unterſcheiden." (Lieſt man dies, ſo wundert man ſich nur, daß Kotzebue dennoch in Wien nicht hat Fuß faſſen können, wohin er doch gut gepaßt hätte; Wien hat ſich dann mit Saphir, kaum einem Drittel Kotzebue, begnügt und Saphir lebt in immer noch mehr reduzierten Geſtalten bis auf den heutigen Tag unter den Wienern fort.) Übrigens ſind die Briefe Goethes um dieſe Zeit durchaus in Moll: Die Welt ſcheint ihm „öde", es iſt eine „ſchlimme Zeit", er will „in ſo bedenklichen Tagen" lieber ſchweigen über die „wunderlichen Zuſtände des Tages", die „jeder bei ſich ſelbſt verarbeiten muß." Er ſelbſt tut dies nach ſeiner bewährten Methode: durch die Flucht in tauſenderlei kleinſter Geſchäftigkeiten. Er beſaß eine geheime Kraft, ſich durch fortwährende Zerſtreuung die Sammlung zu bewahren. Er wußte nämlich, daß es die mittleren Ereigniſſe ſind, durch die wir uns entfremdet werden: das, was man Zeitgeſchichte nennt, das was in der Zeitung ſteht, das Zwiſchenſpiel zwiſchen dem Augenblick und der Ewigkeit. Davor hat er ſich durch unabläſſige Tätigkeit am Geringſten, Vergänglichſten, Eiligſten zu ſchützen und zugleich eben dieſes Eiligſte, Vergänglichſte, Geringſte ſtets als Gleichnis des ruhenden und bleibenden Großen zu behandeln gewußt; denn während durch jenes Mittlere das Große verſtellt wird, läßt das Kleinſte den Ausblick zur Ewigkeit offen. Und ſo ſieht in jedes Billett, das er, oft wunderlich pedantiſch genug, ja mit einer Art Vorliebe fürs Kleinliche, ſchreibt oder diktiert, immer gleichſam der Sternenhimmel herein und wenn gerade vom 20. April jeder Brief fehlt, find ich dafür in einem vom 19. den herzſtärkenden Zuruf: „Für die Zukunft arbeiten

als wenn keine Gegenwart wäre!" und finde dem Schreiben an Schubarth vom 21. einen Zettel beigelegt, der apophthegmatiſch das ganze Leben enthält:

Auf
Glaube Liebe Hoffnung
ruht des Gottbegünſtigten Menſchen
Religion Kunſt Wiſſenſchaft
Dieſe nähren und befriedigen
das Bedürfnis
anzubeten hervorzubringen zu ſchauen
alle drei ſind eins
von Anfang und am Ende
wenn gleich in der Mitte getrennt.

In ſeinen ſämtlichen Werken zuſammen ſteht eigentlich auch nicht mehr; und es iſt ganz genug.

21. April.

Nach Königgrätz ſagte der alte Kaiſer Ferdinand in Prag: „Ja, warum hab denn aber dann ich eigentlich weg müſſen? So gut hätt ich's doch grad auch noch getroffen!" So mag manch einer jetzt jeden Tag, wenn er die Zeitungen aus der Heimat lieſt, ſtill bei ſich denken.

22. April.

Walter Rathenau, Dichter von Geburt, doch in einem mehrfachen Verwaltungsrat ſtecken geblieben, Prophet mit ſtörendem Weltſinn, abwechſelnd Eremit und Elegant, beſtes Preußentum jüdiſch fermentiert und darum Junkern wie Juden gleich verdächtig, ſeit Jahren der Zeiger an der Geiſtesuhr Berlins, hat jetzt dem Kaiſer Wilhelm ſozuſagen ein „Marterl" geſetzt: „Der Kaiſer. Eine Betrachtung." (S. Fiſchers Verlag, Berlin). Wenn auch der Berliner Stadtklatſch übertrieb, dem er eine Zeitlang für eine Art von heimlichem Kanzler galt, ſo hat er doch den Kaiſer jedenfalls aus der Nähe gekannt, und wie er ihn hier ſchildert, trägt dieſe tragiſche Operettenfigur ihre Wahrheit an der Stirn. Mit ein paar Sätzen ſteht, auf den Anhieb ſozuſagen, der ganze Menſch da: „Verſchlungen und verflochten in ihn iſt die Schuld und

Unſchuld eines Volkes, das ſeine Tiefe vergaß. So wenig der Exponent ſeines Volkes, ſo ſehr der Exponent ſeiner Zeit, der Zeit und Vergeſſenheit ſeines Volkes. Dies Volk in dieſer Zeit, bewußt und unbewußt, hat ihn ſo gewollt, nicht anders gewollt, hat ſich ſelbſt in ihm ſo gewollt, nicht anders gewollt . . . Auf den Eindruck bedacht, dauernd mit ſich ſelbſt kämpfend, ſeine Natur bezwingend, um ihr Haltung, Kraft, Beherrſchung abzugewinnen. Kaum ein unbewußter Moment; unbewußt nur — und hier beginnt das menſchlich rührende — der Kampf mit ſich ſelbſt, eine ahnungslos gegen ſich ſelbſt gerichtete Natur . . . Nirgends hat ſein heraldiſcher Geſchmack, ſein wagneriſcher Apparat ſo treffend den Nerv der pruſſomechaniſchen Bevölkerung berührt wie in den Reden, die unvorbereitet mit der gemilderten Kommandoſtimme des gebildeten Militärs gehalten wurden, faſt immer vor Gleichgeſinnten . . . Wollte man wagen von Grundtendenzen zu reden, ſo könnte man drei benennen, die mehr einer allgemeinen Geſchmacksrichtung als innerer Notwendigkeit entſprangen: die unbeſtimmte preußiſch-deutſche Machttendenz, die ererbte dynaſtiſche Tendenz der Selbſtverteidigung und in verborgenem Widerſpruch mit dieſen beiden eine allgemeine Tendenz zur Modernität, vornehmlich im techniſch-mechaniſtiſchen, gelegentlich im ſozialen Sinn. Unausdenkbar der Idealbegriff, zu dem die Verwirklichung ſolcher Wallungen geführt hätte; eine Art von elektriſch-journaliſtiſchem Cäſaropapismus . . . Zwei ſchöne, in zerriſſenen Naturen ſeltene Kräfte waren ihm verliehen, Erbteile des ſtarken Phyſikums, des glücklichen Lebenslaufes, der religiöſen Simplizität und des vergrößernden Augenmaßes: Optimismus und Güte." Ich muß geſtehen: in dieſer Schilderung hat mir zum erſtenmal der deutſche Kaiſer leid getan; und das hätt ich eigentlich nie für möglich gehalten. Alle meine deutſchen Freunde haſſen ihn, ſeit je. Die ruhigſten, wenn ſie von ihm zu ſprechen begannen, gerieten in Wut, der man anhörte, wie jeder ſich durch dieſen einen Mann in ſeiner inneren Freiheit bedroht, um ſein geiſtiges Leben betrogen

fühlte; und man verstand das, denn wirklich durch ihn allein schien dem deutschen Geiste Licht und Luft verstellt. Doch jetzt durchschaut man diesen Haß der besten Deutschen erst, jetzt erkennt man, was er eigentlich im Grunde war: in ihm verbarg sich das eigene schlechte Gewissen der Deutschen, sie beruhigten es durch diesen Haß, sie maskierten damit ihren eigenen Verrat am deutschen Geiste, sie haßten am Kaiser ihre eigenen schlechten Instinkte, selber zu feig, ihnen zu wehren, durch die das stille Volk der Dichter und Denker allmählich eine schachernde Horde des „Betriebs" geworden war, sie haßten ihren Kaiser, um ihre eigene Schuld ihm aufzubürden. Rathenau vergleicht ihn mit der Kaiserin Eugenie: „ihr Leben umfaßt eine gewaltige Doppelepisode, die zweite französische und die zweite deutsche Kaiserzeit." An wen aber werden sich künftig die Völker halten, seit sie niemand mehr haben, der, wenn ihr Frevel zu Schanden wird, dann an allem schuld gewesen sein soll? . . . Ich erinnere mich eines Gesprächs mit Rathenau, das war im Januar 1916, wir saßen in der Berliner „Deutschen Gesellschaft" beisammen, da hat er damals dieses Ende des Krieges vorausgesagt; und rings saßen Geheimräte schmunzelnd herum und bewunderten vergnügt seinen „Geist". Im Oktober 1918 sahen wir uns wieder, an dem Tag, da Prinz Max Reichskanzler geworden war; er sagte mir wieder so ziemlich alles voraus. Es zeigt sich nun aber, daß es nichts hilft, alles voraus zu wissen. Auch sprach er mir damals schon von der neuen „Völkerwanderung", die wir erleben, einer Völkerwanderung im Inneren der Völker, „von unten nach oben", durch „Vertikalbewegung", die die bisher geknechteten Urschichten des homo alpinus emporbringt. Aus diesem Gedanken erwächst ihm nun in der neuen Schrift die Vision eines „Aufstiegs" der „europäischen Unterschichten". Einen ungeheuren „Kulturſturz" erblickt er, einen „schweren Winterschlaf", aus dem sich nach langer Not erst eine neue Welt erhebt, „nicht mehr die Welt und Zeit der Wenigen, sondern Aller". Denn „am Ende

der Barbariſierung und Erneuerung wird nicht der Bolſchewismus herrſchen noch das Proletariat diktieren; es wird niemand herrſchen und niemand diktieren, ſondern Völker werden ſich verwalten, neue Arbeit, neue Verantwortung, neue Sorgen und neue Wünſche lernen. Neue Führer werden ſie führen, die werden aus der Kulturzeit der Vergangenheit das Beſte zu retten ſuchen in die Zeit der neuen Tatkraft, die eine Tatkraft des Menſchengeſchlechtes, nicht ſeiner Herrſcher ſein wird." Mein Troſt iſt nur: Viſionen, auch wenn ſie eintreffen, treffen doch immer anders ein; und Ereigniſſe ſehen vorher und nachher ſtets ſchrecklicher aus, als ihre Gegenwart iſt.

23. April.

Rodbertus, ein Kirchenvater der Bismarckſchen Sozialreform, ſchrieb 1837 einen Aufſatz für die „Augsburger Allgemeine", den dieſe natürlich nicht aufnahm; er wurde erſt 1872 von Rudolf Meyer in ſeiner „Berliner Revue" abgedruckt. Darin ſtehen die prophetiſchen Sätze: „Inmitten der heutigen Geſellſchaft gibt es ein zahlreiches Volk von Barbaren, Barbaren an Geiſt und Sitte; mit der Armut, dem Trotz und der Wildheit der Barbaren, lüſtern nach den Schätzen, den Genüſſen und der Kultur der Anderen; von dem Recht an einem Anteil daran überzeugt und der Kriegführung dieſer anderen kundig — ein neuer drohender Völkerſturm aus dem Schoße der Ziviliſation ſelbſt. Statt der alten Gewalt über ſie haben die andern nur noch Waffen gegen ſie. Zwar gegen die Rotüre der Mittelklaſſen ſind Polizei und Kanonen oft mit Glück gebraucht, aber dann waren es jene Barbaren, die gegen die aufſtrebenden Plebejer die Geſchütze bedienten. In dem heutigen Kampf ſollen die Barbaren gegen ſich ſelbſt fechten. Aber man vergeſſe nicht, die Barbaren, die in Roms Heeren gedient hatten, eroberten Rom." Dies ſchrieb 1837 der Junker Johann Karl Rodbertus auf ſeinem Gut Jagetzow in Vorpommern, Kreis Demmin.

Gott sei Dank, der Hofrat bleibt uns also doch! Wir hatten schon Angst, denn: ein Hofrat ohne Hof, geht denn das? Ein Handtuch ohne Hand? Ein Haushund ohne Haus? Ein Holzwurm ohne Holz? Ein Milzbrand ohne Milz? Ein Rindfleisch ohne Rind? Ein Strumpfband ohne Strumpf? Ein Zollstab ohne Zoll? Geht denn das? Aber darin sind wir eben doch gut altösterreichisch geblieben, daß gerade das bei uns noch am besten geht, was eigentlich nicht geht. „Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach", sagt der Verrina, doch unsere Verrinas sind nicht so, die sind eigen, überhaupt! Und es wär doch auch wirklich undankbar gewesen gegen den Hofrat. Wem verdanken wir denn das alles als ihm? Ohne Hofrat hätte sich Österreich ja noch Jahre lang halten können; nur den Hofrat hielt es auf die Länge nicht mehr aus. Mit dem Hofrat hat es sich nämlich die Laus in den Pelz gesetzt! Historisch fing ja der Hofrat meistens damit an, daß sich der herrschaftliche Kutscher mit der herrschaftlichen Köchin verging: sobald das sichtbar wurde, mußten sie heiraten und die Herrschaft ließ dann, um sich bei der Gelegenheit billig einen Schreiber zu beschaffen, den Buben studieren, aber das kam ihr teuer zu stehen. Der Hofrat gehört der Abstammung nach zum Gesinde, und zum schlechtesten, nämlich zu dem, das der Herrschaft im Negligé zusieht; diesen bösen Blick hat sich der Hofrat treu bis ins vierte Glied bewahrt; daher auch die geistige Verwandtschaft mit den Freigelassenen des alten Rom. Er wußte sich der Herrschaft intellektuell überlegen und blieb ihr dennoch innerlich untertan: diese Mischung kann rasend machen. Er betrog die Herrschaft, verachtete sie, daß sie sich betrügen ließ, und konnte dabei doch nicht aufhören, insgeheim sie dennoch zu bewundern und aus Gewohnheit immer noch auch innerlich vor ihr zu dienern; dafür sich immer aufs neue wieder an ihr rächend, geriet er eben dadurch für sein eigenes Gefühl immer von neuem in ihre Schuld und dieses nagende Schuldgefühl entlud sich nun in Bosheit gegen das Volk, dem er ja von vorneherein

mit angebornem Lakaienhochmut begegnete. Das wurde zum Syſtem, als der Hofrat dann mit Franz Joſeph ſozuſagen den Thron beſtieg. Was bis dahin der Hofrat in der Enge ſeines Amtes praktiziert hatte, iſt fortan auf die Völker Öſterreichs angewendet worden. Volk ſei feig, neidiſch und dumm und müſſe deshalb erſchreckt, verhetzt und belogen werden, das war der Grundſatz. Und, Regent geworden, konnte der Hofrat ja dennoch ſeine Herkunft nicht vergeſſen, nicht verleugnen, er blieb Tſchandala, ſo ſehr, daß er auch als Regent immer noch frondieren mußte, auch gegen ſich ſelbſt: dies ergab zuletzt den roten Hofrat, mit dem ſich Öſterreich in den eigenen Schwanz biß. Von dem Augenblick an, da der Hofrat Abonnent der „Arbeiter-Zeitung" wurde, war alles weitere ſchließlich nur noch ein Würfelſpiel: Kopf oder Adler, Hofrat oder Öſterreich. Aber die Herrlichkeit wird ſich erſt zeigen, bis er uns die Rechnung präſentiert!

26. April.

An Herrn Dr. Max Pirker: „Was Sie, lieber Herr Doktor, in der „Öſterreichiſchen Rundſchau" von meinem neuen Roman „Die Rotte Korahs" ſagen, zeigt mir, daß es Ihnen mit ihm genau ſo ging wie mir mit Ihrer Schrift über „Die Zukunft der deutſchöſterreichiſchen Alpenländer". Sie leſen mich, ich leſe Sie mit einer ſozuſagen gereizten Zuſtimmung, die unentſchieden läßt, ob wir uns zum Schluß in die Arme ſinken oder in die Haare fahren ſollen. Ich hatte dabei fortwährend das Gefühl, als ſängen Sie mit wohlklingender Stimme immer um einen halben Ton zu tief; und Ihr Ohr wieder glaubt offenbar mich gickſen zu hören. Unſer gegenſeitiges Unbehagen kommt, denk ich, daher, daß wir einander zu nahe ſind, um nicht, was uns noch trennt, unerträglich zu finden. Es iſt nur ein einziger Schritt, der uns trennt, aber jeder will, daß dieſen Schritt der andere tun ſoll. So verſtändigt man ſich in der eigenen Familie ja immer am ſchwerſten. Ich will es dennoch verſuchen! Gemeinſam iſt uns beiden der Stolz auf die Menſchenart im Donauland und ihren höch-

ſten Ausdruck: das Barock. Beide bekennen wir uns als Schüler Nadlers; ich war's längſt bevor ich von Nadler erfuhr, er hat mir nur dann mein Gefühl erſt ſozuſagen dokumentariſch belegt. Beiden wird uns faſt drückend ſchwer die Verantwortung, die dieſes Erbe den nachwachſenden Geſchlechtern auferlegt. Und ich weiß ſo gut wie Sie, wem wir es verdanken, ich weiß ſo gut wie Sie, daß es die Tat unſeres bayriſchen Stammes iſt. Und Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß aber dieſer ſeiner höchſten Tat unſer bayriſcher Stamm doch erſt durch fremde Berührung fähig wurde, Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß erſt der Hauch des Südens und des Oſtens die ganze Kraft des Bayern erweckt hat. Aber da beginnt der Unterſchied. Er liegt nur im Akzent, mit dem wir's ſagen: Sie legen den Ton darauf, daß es eine bayriſche Tat iſt, ich lege den Ton auf den lateiniſchen und den ſlawiſchen Anteil. Denn mir beſtätigt gerade das den tief in meiner Weltanſicht ankernden, ja mir faſt dogmatiſchen Grundſatz, daß kein Volk, ſo wenig als überhaupt irgendein Geſchöpf, ſich in ſich ſelbſt vollenden kann, daß alles Lebendige, wenn es ſich erfüllen ſoll, ſich erſt überwinden muß, daß nichts ganz zu ſich kommt, ſolang es in ſich ſelber ſtecken bleibt. „Alles Vollkommene in ſeiner Art", ſagt Goethe, „muß über ſeine Art hinausgehen, es muß etwas anderes, Unvergleichbares werden." Er ſpricht damit zunächſt vor allem ſein eigenes inneres Grundgeſetz aus: jede ſeiner Epochen iſt immer wieder ein neuer gewaltiger Schritt über ſeine Art hinaus (und immer mit fremder Hilfe: die Hand der Klettenberg und Herders entführen ihn dem vollkommenen Rokoko des Leipziger Studenten, Italien hilft ihm aus der Geniezeit empor, der Blick in den Orient öffnet ihm die Welt). Und wenn er an jener Stelle (im neunten Kapitel der „Wahlverwandtſchaften") dann fortfährt: „In manchen Tönen iſt die Nachtigall noch Vogel; dann ſteigt ſie über ihre Klaſſe hinüber", ſo wird damit das Urgeheimnis aller natürlichen Entwicklung offenbar: ſich entfalten, heißt mehr als nur ſich ſelbſt entfalten, ſich vollenden, bedeutet für alles Geſchaffene zu-

gleich auch ſich entkommen; erſt erlöſt von ſich findet es ſich drüben erfüllt. Inſtinktiv haben dies alle Völker in ihren großen Zeiten immer gewußt; denn eben nur dies macht ein Volk groß, der innere Drang, „über ſeine Klaſſe hinüberzuſteigen". Was ſucht der dionyſiſche Kult im Grunde ſonſt, der des thrakiſchen Dionyſos, des Zagreus, des Sabazios? Was begehren die raſenden Weiber in den Wäldern beim Klang tieftönender Flöten und dumpfſtöhnender Becken, im Wirbeltanz Dolche ſchwingend? Es iſt nur eine noch etwas kindiſche Methode, den Kerker der Individuation gewaltſam aufzuſprengen, den in Wahrheit freilich erſt die Liebe zum anderen, zu dem, was der eigenen Art verſagt ſcheint, zum eigenen Widerſpruch öffnen kann. Ein ſeltſames Wort ſteht in Platons Jon, der Entheos wird ekphron, heißt es da: wen der Gott berührt, den verläßt ſein eigener Sinn. Und das iſt's, wovon ich mir nun gar kein ſchöneres, reineres, ſtärkeres Zeugnis weiß als unſer Barock, in dem unſer bayriſcher Stamm die ganze Leidenſchaft ſeiner angeſammelten Kraft gebraucht, um „über ſeine Art hinauszugehen", um „über ſeine Klaſſe hinüberzuſteigen!" Gewiß: das Barock iſt die Tat des bayriſchen Stamms, ja, doch eine, durch die er der bayriſchen Stammesart entkommt! Und ſo ſchien es mir immer eine Verheißung, uns ſei vom Schickſal auch noch ein zweites Barock aufgeſpart, das uns, wie jenes erſte nach Süden, nun auch noch nach Oſten entführen, das unſeren alten bayriſchen Stamm, wie jenes erſte Barock ihn ſein inneres Rom wiederfinden ließ, nun auch noch wieder in ſein inneres Byzanz einſetzen ſoll. Nadler, auf den Sie ſich berufen wie ich, was lehrt er uns? Daß das Thema der abendländiſchen Kultur iſt, das Erbe der alten Welt zu verjüngen. Dies geſchieht zuerſt durch die Benediktiner Kultur, es kulminiert in Thomas von Aquin, dringt in der Renaiſſance aus den Klöſtern ins erwachende Bürgertum und wird in unſerem Barock ein das ganze Leben durchgeiſtender Stil. Er enthält jenes Erbe ganz, doch mit einem lateiniſchen Ton, der das Morgenland nicht verleugnet, aber nur verdünnt,

gleichſam unterirdiſch anklingen läßt. Auch jenes erſte Barock iſt nicht bloß lateiniſch, es iſt auch griechiſch und arabiſch, dies aber noch nicht ſtark, nicht laut genug. Und wieder iſt es Nadler, der uns erſt das Weſen der Romantik verſtehen gelehrt hat: in der Romantik nehmen die Neuſtämme das Wort, die Deutſchen des Oſtens, in denen ſlawiſches Blut zu deutſchem Geiſt geworden iſt. Und jenes zweite Barock, von dem zu träumen, an das hoffend und liebend zu glauben, das denkend und dichtend zu leben ich nicht laſſen kann, das wäre nun eben das Barock der Romantik, nicht mehr nordſüdlich allein, ſondern auch noch weſtöſtlich dazu, mit dem ganzen Weſten ſamt Amerika und dem ganzen Oſten bis nach China darin, ein wahrhaftes Weltbarock, im weiteſten und freieſten Sinn katholiſch, ein Geiſtesraum, worin Dante, Calderon, Shakeſpeare, Goethe, Whitman und Doſtojewski nur noch Mundarten derſelben Sprache wären. Und da, lieber Freund, kriegen Sie nun aber plötzlich Angſt! Ja, den Salzburgern mag damals auch bang geworden ſein, als die welſchen Baumeiſter über die Tauern kamen, es hat ſie von Grund aus aufgeſchreckt, aber gerade dieſem tiefen Aufſchrecken verdankt der bayriſche Stamm ſeine höchſte Tat! Soll er ſeitdem ſo ſchwach geworden ſein, daß er es nicht mehr erträgt, noch einmal im Innerſten aufgeſchreckt zu werden? Und wer iſt eigentlich der beſſere Deutſche von uns beiden, Sie, der unſeren Stamm in ſeiner Enge ſichern will, oder ich, der ihm zutraut, die Welt zu beſtehen? Aber vielleicht braucht er beides: Warner, die ſeinen Beſitz wahren, wie Wager, die noch einmal ihn wieder ins Weite drängen! Und ſo ſtehen wir beide, Sie, lieber Herr Doktor, und ich, jeder in dem ihm angewieſenen Sinn mit der ihm zubeſchiedenen Kraft, am ſelben Werk und wollen nur trachten, daß uns gelinge, was Goethe „das große Kunſtſtück" nennt: „bei völlig auseinanderſtrebenden Richtungen eine gemeinſame Bildung fortzuſetzen". Daß es eine „gemeinſame Bildung" iſt, die wir, wenn auch in verſchiedenen Richtungen, „fortſetzen", dies verſichert, dies beglaubigt

mir der Eifer Ihrer Schrift für die „Provinz". Ich, selbst „Provinz", und in jedem Sinn, habe das, auch in meinen Jahren des Weltwanderns, nie vergessen, nie verleugnet; ich hätte mich nicht in solche Weiten wagen können ohne die feste Gewißheit eines eng umgrenzten inneren Heims, ich darf romantisch, griechisch, russisch, ja bis ins Chaldäische, bis ins Chinesische schweifen und schwärmen, weil ich weiß, überall immer ein Linzer zu bleiben. Es ist jetzt gerade zwanzig Jahre her, daß ich, eben als das „junge Wien" in mir sein Haupt erhob, im „Neuen Wiener Tagblatt", mancherlei Verdruß erregend, einen Aufsatz zur „Entdeckung der Provinz" schrieb, zum Teil eben derselben Namen gedenkend wie Sie jetzt. Denn ich habe Wien immer geliebt, in Wien und an Wien, aber die Verwienerung Österreichs hab ich immer gehaßt, jedem kulturellen Zentralismus ebenso feind als dem politischen (und wenn ich den Hofrat nicht ausstehen kann, ist's auch deshalb, weil er fast niemals ein Wiener, sondern fast immer verwienerte Provinz ist). Mein Ruf an die Provinz blieb damals unerwidert, denn die Provinz hatte selber den falschen Ehrgeiz, immer nur möglichst zu wienern; noch heute wird in Wels und in Knittelfeld mit Begeisterung nach längst von den Wiener Herrschaften wieder abgelegten Bauplänen gebaut, das Neueste der Provinz ist noch immer vorgestriges Wienerisch. Wie lange noch? Jene „fast rätselhafte rätische Urkraft, die die Großstadt überhaupt als wesensfremd haßt", grollt freilich nicht bloß in Wallpachs Gedichten, aber sie bleibt unfruchtbar, sie sagt allenfalls Nein zu Wien, aber sie tut kein eigenes Ja. Allerdings: die „Freunde der Kärntner Republik", die sich in Velden am Wörthersee sammelnde Gruppe, von der Ihre Schrift meldet, sie stelle die Forderung einer „unabhängigen, international garantierten, deutschslovenischen Republik", das wäre ja vielleicht ein Anfang, sie könnte vielleicht der Provinz überhaupt das Zeichen geben. Denn dies ist unsere letzte Hoffnung, daß sich die Provinz doch noch wieder auf ihre wohlverwahrte, unversehrte uralte Stammeskraft besinne. Daß Sie sie

daran mahnen, damit haben Sie ſich aller Glaubenden, Hoffenden, Ausharrenden herzlichſten Dank verdient!"

28. April.

Aus München zurück, erzählt jemand ſeine Begegnung mit einem Spartakiſten, deſſen Anſtand, Takt und gute Formen er gar nicht genug zu rühmen weiß. Er habe ſich ſehr artig vorgeſtellt und, um ſich zu legitimieren, gleich ſeine Kommuniſtenkarte vorgezeigt! Kann man ſich einen Carbonari denken, der einen Paß darüber hat? Aber der Neudeutſche, ſelbſt als Verſchwörer, läßt ſich auch das vor allem amtlich beſcheinigen und auch der Anarchiſt wird ſich in Deutſchland zunächſt organiſieren. Ibſen pflegte zu ſagen, wenn es gelänge, den Deutſchen die Torheit ihrer Vereinsmeierei darzutun, ſo hätte das ſicher nur die Folge, daß ein deutſcher Verein zur Abſchaffung der Vereine gegründet würde.

29. April.

Rhode ſchreibt an Nietzſche: „Du haſt ganz recht, ein Werdender ſoll man ſein, ſo lange man hier iſt; ohne das hat das ganze Geſchäft des Lebens kein Intereſſe mehr." Es iſt dies übrigens eine Forderung, die wir ſtündlich erfüllen, ob wir mögen oder nicht, wie die ganz wahren Forderungen alle. Denn das Rechte geſchieht am Ende doch und die einzige Frage iſt, ob mit uns, ja durch uns oder neben uns her oder gar gegen uns.

30. April.

Schön drückt Goethe in einem Briefe an Rochlitz den Zuſtand ſeines Alters aus: „in bewegter Ruhe, in ruhiger Bewegung", mit dem einſchränkenden Zuſatz freilich: „wenn nicht gar die ganze Weltgeſchichte, wie ſchon ein paarmal geſchehen, über uns herpoltert." — An der Schweizer Grenze fragt jemand, ob man ihm dreitauſend Frank in Kronen umwechſeln kann, und als dies bejaht wird, wie viel Kronen er dafür kriegt. Man antwortet ihm: „Kronen? O ſo viel Sie wollen!"

Mir fiel ein, nachzudenken, was heute vor zehn Jahren mit mir war. Und einmal dabei, ging ich dann noch einmal um zehn Jahre zurück und immer wieder, so weit es möglich war; Erinnerung ist die Freude, die dem Alter bleibt. Den Sommer 1869, in meinem sechsten Jahr, brachten wir in Unterach am Attersee zu, beim Förster Wengert draußen, am Ende des Orts. Ich lernte bei Lehrer Rauch Lesen und Schreiben, trieb mich in und auf dem Wasser oder, bei Regen, im Stall herum und eilte schon, mit der Hast, die meiner ganzen Entwicklung eigen war, stracks den Flegeljahren entgegen. Mein Vater, junger Notar und eben in den Gemeinderat gewählt, kam jeden Monat nur einmal von Linz auf Besuch, und mühsam genug: denn die Bahn ging damals nur bis Vöcklabruck und über den See fuhr die kleine „Ida", ein ächzender Propeller, der seine Launen hatte, so daß man oft genug im Stellwagen nach Weißenbach rumpeln und sich dann mit einem melancholischen „Einbaum" im Regen nach Unterach rudern lassen mußte. Wir Kinder schliefen im Zimmer der Mutter und so wurde, wenn mein Vater kam, das Mädchen, um ihn in ihrer Kammer unterzubringen, ausquartiert; da geschah es, daß er einst, kaum eingeschlafen erwachend, sich in den Armen eines Bauernburschen fand, erschrak und Lärm schlug, wodurch ich die schöne Landessitte des „Fensterlns" erriet. Noch eine zweite Begebenheit ist mir in Erinnerung geblieben. Es hieß eines Tages, unser Hausherr, der alte Förster, sei krank und als er nach einiger Zeit wieder erschien, hing die Hälfte seines Gesichts erstarrt herab. Man verbot mir, mein Erstaunen zu zeigen oder ihn gar zu fragen, es sei ja weiter nichts als ein „Schlagerl"; und ich hielt seitdem auch das für eine Landessitte, daß der Mensch in gewissen Jahren eben sein „Schlagerl" kriegt; ich denke jetzt zuweilen daran. Und noch ein Ereignis ist mir unvergeßlich. Jenes Mädchen, das meinem Vater den unverhofften nächtlichen Besuch zuzog, muß eine Art Dorfschönheit gewesen sein und so durfte sie sich auch der be-

ſonderen Gunſt eines Mannes erfreuen, von dem ich nur noch weiß, daß er einem Briefträger ähnlich ſah, einen Schleppſäbel trug und für Ordnung und Sicherheit im Ort zu ſorgen hatte. Dieſer hohen Obrigkeit begegneten wir oft, er ging dann gern mit uns und übertrug ſeine Neigung zu dem Mädchen ſichtlich auch auf mich. Als wir nun wieder einmal ſo ſpazierten, ſchoß er plötzlich jäh von uns weg auf einen Menſchen zu, der eben ins Gebüſch verſinken wollte, wir hörten einen Schrei, der Menſch ſchlug auf ihn ein, die Obrigkeit fiel, das Mädchen lief heulend um Hilfe, Knechte kamen aus der Mühle und überwältigten den Fremden, der, gefeſſelt, dann feierlich eingeführt wurde, weil es, erklärte die Obrigkeit, ein gefährlicher Verbrecher war. Und immer mehr Leute ſchloſſen ſich an, bald war's ein ganzer Zug, voran ſchritt unſer Freund, den Säbel in der einen Hand und an der anderen mich, offenbar um mir dadurch eine beſondere Freude und Ehre zu bereiten. Und aus allen Häuſern rannte man uns nach, immer größer ward der Zug, das ganze Dorf wollte mit bei dem Feſte ſein. Aber je länger der Zug, je größer die Freude wurde, den Gefangenen einzuführen, deſto kläglicher wurde mir. Ich ſchämte mich. Der Gefangene tat mir leid. Einem Menſchen, dafür, daß er Böſes getan hat, wieder Böſes anzutun, das ſchien mir ebenſo bös, obwohl ich noch von Tolſtoi nichts wußte. Mir wäre jetzt faſt lieber geweſen, es hätte doch der Verbrecher geſiegt, und mitten in der allgemeinen Freude fing ich zu heulen an. Es erwachte zum erſtenmal in mir der Anarchiſt, der ich in derlei Fällen heute noch bin: immer gegen den, der die Macht hat; denn kein Irdiſcher vermag, Macht nicht zu mißbrauchen. Aber 1879 hatte ich eben mein erſtes Salzburger Semeſter hinter mir und verlobte mich zum erſtenmal. Verliebt war ich ſchon früher geweſen, erſt in Kreuzen, noch vor dem Gymnaſium, in eine Wienerin, dann in Linz in eine Operettenſängerin; ſie wohnte uns gegenüber im „Schwarzen Bären" und mein begünſtigter Nebenbuhler war der Statthalter, wodurch in mir der

Keim zur Verachtung aller Bureaukratie gelegt worden ſein mag. Die Gefühle für die Salzburgerin aber waren doch offenbar anderer Art, denn ich trug ihr vor allem ſofort meine Hand an und ſchrieb das dann auch gleich noch am ſelben Tag meinem Vater, der ſo klug war, zuzuſtimmen und mir nur riet, doch mit der Heirat lieber noch bis nach der Matura zu warten. Aber als er mich nach der Matura dann daran erinnerte, hatte ich ſchon längſt vergeſſen. Doch blieb mir davon eine gewiſſe Neigung, immer alle gleich heiraten zu wollen. 1889 war ich in Paris, wohin ich ein halbes Jahr vorher, gleich nach dem Freiwilligenjahr, ging. Dort, in einer Dachkammer im fünften Stock des Hotel de Suez auf dem Boul Mich, erwachte, was in mir vom Künſtler iſt; ich habe dort erſt ſehen gelernt. Jenes Jahr iſt doch vielleicht die ſchönſte Zeit meines Lebens geweſen; ſie hat über mich entſchieden. Und nun begann im Mai 1890 noch die Weltausſtellung, die mir, ſo ſchrieb ich damals, „ein großes Gericht über die ganze Menſchheit" ſchien, als höchſter Ausdruck „der fünf Ideen des Jahrhunderts", nämlich der Idee vom Adel der Arbeit als der Geſetzgeberin der Menſchheit, der Idee der Entwicklung, worin „nichts als die Vergänglichkeit unvergänglich", der Idee des Zuſammenhanges aller Kreatur, der Idee der Freiheit und der Idee der Kunſt, „in der erſt die Arbeit ſich vollende, wenn ſie ſich aus ihrem jeweiligen Sein in den jeweiligen Geiſt verwandelt hat". Wie ſeltſam fremd klingt mir mein eigener Stil aus den vergilbten Aufſätzen jener Zeit jetzt entgegen! Ein einziger iſt darunter, der nach Wien blickt; er heißt „Die Kriſe des Burgtheaters" und antwortet auf ein Feuilleton Ludwig Speidels, der das neue Haus in Bann tat. Ich aber pries (damals!) das neue Haus. „Die Tatſache iſt unzweifelhaft: die alte Burgtheaterkunſt iſt mit dem neuen Burgtheater unverträglich. Und daraus deduziert Ludwig Speidel: fort aus dem neuen Burgtheater! Und daraus deduziere ich: fort mit der alten Burgtheaterkunſt! Und darum iſt er ſo traurig. Und darum bin ich ſo vergnügt."

Unſer Gegenſatz komme nämlich daher, daß er die Kunſt für erhaben über den Wechſel der Zeit hält, während ich in der Kunſt den beſonderen Ausdruck der Zeit ſuche: „Ich bin ſo frei, zu behaupten, daß das Geringſte, was heute irgendein letzter Stammler der Kunſt zagend vollbringt, wofern nur ſein Herz der Gegenwart voll iſt, näher unſerem Gefühl und über uns gewaltiger iſt als alle hochgeprieſenen Wunderwerke der Vergangenheit ... Und darum: er, von ſeiner Kunſtanſicht aus, muß ſagen — wenn das Burgtheater bleiben will, was es iſt, muß es bleiben, was es iſt; ich aber von der meinigen — wenn das Burgtheater bleiben will, was es iſt, muß es aufhören, was es iſt. Das erſte klingt plauſibler; und eben darum iſt das zweite richtiger. Wenn das Burgtheater bleiben will, was es iſt: das erſte Theater der Welt, dann muß es aufhören, was es iſt: das Theater der intimen Spielweiſe. Die Welt der intimen Spielweiſe iſt verſunken; eine andere iſt an ihre Stelle getreten. Und dasjenige Theater alſo, das die ihrem neuen Charakter gemäße neue Spielweiſe zuerſt üben wird, das wird fortan ihr erſtes ſein ... Das ganze Leben iſt anders geworden, von oben bis unten, innen und außen, bis ins Herz, und jede ſeiner Äußerungen hat ſich gewandelt und nicht ein Stein iſt auf dem anderen geblieben von dem alten Gemäuer. Dieſes ganze Jahrhundert iſt nichts als eine einzige ununterbrochene Revolution geweſen, raſtlos, unbarmherzig, ohne Scham, bis in die Eingeweide der Menſchheit hinein. Nichts hat ihrem gefräßigen Sturm widerſtanden, nichts, nichts iſt übrig von den alten Bräuchen, von der alten Gewohnheit, von der alten Liebe; alles iſt neu ... Das ganze Leben iſt anders geworden und die ganze Kunſt, das Spiegelbild des Lebens, iſt anders geworden und wie kann man ſich einbilden, daß nur gerade die Schauſpielweiſe nicht anders werden ſollte? Die Schauſpielweiſe muß werden, was das Leben geworden iſt. Sie muß ſich verjüngen und erneuen wie das Leben, als ſein ewiges Gleichnis. Sie muß modern werden. Denn nur, in welcher der haſtige

Puls der Gegenwart fiebert, dieſe Kunſt allein lebt. Alle andere iſt tot und eingeſargt. Ich kann Ihnen die moderne Schauſpielweiſe nicht zeigen . . . Ihr Antlitz habe ich nie geſchaut, als manchmal im Traume. Ich träume ſie groß, wild und ungeheuer, wie das Leben ſelbſt, dieſes moderne Leben; eine Gigantin von niederſchmetternder Gewalt, mit eiſernen Klauen. Ich träume ſie unvergleichlich allem bisher Dageweſenen, ins Unermeßliche überwachſen, in die Wolken ragend und an die Sterne greifend. Ich träume ſie, wie ſie jedes andere Intereſſe im Menſchen zermalmt, daß er nur mehr die Kunſt verlangt, ſchauernd vor Begierde, nichts als die Kunſt, immer die Kunſt. Ich träume ſie, wie ſie in ſtrömendem Herbſtesſegen erfüllt, wovon das Wagnerſche Kunſtwerk nur erſt wie eine leiſe ſchüchterne Frühlingsverheißung iſt. Ich träume ſie, wie ſie alle Künſte an ihre Kette ſpannt, Malerei, Muſik, Bildhauerei und Poeſie auf ihre Rieſenbühne zwingt und in dieſer Vereinigung jede einzelne erſt zu jener Erfüllung bringt, nach der ſie ſich heute in der ohnmächtigen Einſamkeit mit immer vergeblicher Sehnſucht verzehrt. So träume ich ſie — den Aufruhr einer neuen Zeit, die Entdeckung einer neuen Welt für die Kunſt, das Erwachen der Menſchheit. Und nun ſehen Sie das unverſchämte Glück des Burgtheaters! Allerdings, dieſe neue Schauſpielweiſe iſt eine Notwendigkeit. Aber eine Notwendigkeit kann freie Bahn finden für ihren Einzug oder es kann erſt des Krieges bedürfen gegen ein Heer von Hemmniſſen. Das neue Burgtheater iſt dieſe freie Bahn. Ja, es iſt mehr: das neue Burgtheater iſt der Zwang zur neuen Schauſpielweiſe . . . Nun nutzt es nichts und hilft es nichts, ob ſie wollen oder nicht, nun müſſen unſere braven Burgſchauſpieler den modernen Bühnengeiſt dazu bereiten. Und darum juble ich ſo und frohlocke ich ſo! Darum jauchze ich bei jeder neuen Klage darüber aufs neue, weil eine jede aufs neue mir meine Hoffnung verſichert! Und darum wollte ich dieſes Theater noch dreimal ſo groß, daß das ganze Volk in ſeinen Saal könnte und das ganze Leben auf ſeine Bühne

müßte! . . . Die Gedanken, die dieſe Zeilen ſprechen, werden nicht viele Freunde erwerben. Es iſt nur ein kleiner Kreis, auf deſſen Zuſtimmung ich zu hoffen wage. Ich ſtehe mit ihnen faſt allein. In zwanzig Jahren freilich wird mir das gar niemand glauben, wenn ich davon erzähle: ſo ſelbſtverſtändlich werden ſie dann geworden ſein, für jedermann, rechte Gemeinplätze. Und dann werde ich lachen, ſo recht vergnügt und recht laut und recht aus Leibeskräften. Ich werde dann alt und grau geworden und der viele Wein wird mir in die Beine gefahren ſein und die kleinen Mädchen werden mich nicht mehr lieben und am Ende bin ich dann vielleicht, o Gott, gar eine Reſpektsperſon. Aber dennoch werde ich dann lachen, ganz gewiß!" Und wirklich: ich lache jetzt, denn luſtig lieſt ſich das heute, wie ich vor dreißig Jahren in zwanzig Jahren auszuſehen gedachte! Aber zehn Jahre ſpäter, 1899, kam ich eben aus Italien heim, ich war, gelegentlich eines der Internationalen Preßkongreſſe Wilhelm Singers, die doch das Gute hatten, daß man in aller Herren Ländern umſonſt ſpazieren fahren konnte, zum erſtenmal in Rom geweſen, mit Burckhard zuſammen, in noch recht alkoholiſcher Geſinnung die Spuren des Eſt-Eſt verfolgend, bis nach Neapel und Pompeji hinab; damals iſt der barocke Menſch in mir gekrönt worden. Und endlich 1909, alſo gerade zu der Zeit, für die mir von mir vor zwanzig Jahren das Zipperlein und die Reſpektsperſon prophezeit worden war, da las ich der Mildenburg in ihrem Gärtchen in der Firmiangaſſe zu Sankt Veit unterm blühenden Apfelbaum aus noch feuchter Handſchrift mein neues Luſtſpiel vor: „Das Konzert". Wir ahnen nie, wie gut es doch das liebe Leben mit uns immer wieder meint; undankbar ſind wir!

5. Mai.

Ein Diener der Landesregierung überbringt mir feierlich ein großmächtiges Kuvert. Was kann das ſein? Ein rotes Etui liegt darin, das ein weißes goldgerändertes Kreuz enthält. Ich bin noch immer ahnungslos und erſt allmählich dämmert mir dann, ungefähr vor einem Jahr

in der Zeitung geleſen zu haben, mir ſei das Kriegskreuz für Zivilverdienſte verliehen worden. Nach ſolchen Ehren ſtand nie mein Sinn und als einmal bei mir angeklopft worden war, hab ich ſanft abgewinkt, es kam mir faſt leiſe komiſch vor; doch ſchließlich: als Erinnerung an meinen Dienſt in unſerem Notſtandsausſchuß, dem Hilfskomitee für ſüdländiſche Flüchtlinge und dem Kriegshilfsbureau, warum nicht? Aber ich hörte dann nichts mehr davon und dachte mir, daß ja meiſtens nicht wahr iſt, was in der Zeitung ſteht. Jetzt aber hab ichs auf einmal amtlich, zwei Schriftſtücke liegen bei: das erſte, vom 18. Juni 1918 datiert, vom Unterrichtsminiſter gezeichnet, teilt mir mit, daß mir am 18. Mai das Kreuz vom Kaiſer verliehen worden, das zweite, vom 8. November 1918 datiert, vom Landespräſidenten gezeichnet, teilt mir dasſelbe noch einmal mit, und heute, am 5. Mai 1919, ſchickt mirs die Landesregierung unſerer Republik zu. Bei wem ſoll ich mich nun aber bedanken? Der Kaiſer iſt fort, jener Unterrichtsminiſter auch, der Landespräſident auch. Bleibt alſo nur die Regierung unſerer Republik. Aber wie kann die mir eigentlich einen Orden ſchicken, da ſie doch alle Orden abgeſchafft hat? Und wenn ich mich jetzt beim Staatskanzler Dr. Renner dafür bedanke, muß der nicht am Ende denken, daß ich ihn frotzeln will? Und wenn ich mir aber meinen Dank noch lang überlege, ſo lang, wie die Regierung ihre Mitteilung an mich, wer weiß denn, wer dann ſchließlich wieder die Regierung iſt?

7. Mai.

Still vor mich hin Requiem für Guſtav Landauer. — Am 22. Februar ſchrieb ich im Tagebuch über Kurt Eisner und ſeinen „Irrtum", nämlich „daß ſelbſt er, dieſer echte, geiſtergebene, glühende Menſch, meinte, zunächſt aber doch der hergebrachten Methoden des Regierens noch nicht ganz entraten zu können: er hat die Glocken der Freiheit erklingen und ſie das Ende der Gewalt, den Einzug der Liebe verkünden hören und — übernahm dann aber doch den alten Apparat dazu". Da fiel mir, indem ich dies

ſchrieb, unwillkürlich der andere große Liebende, Guſtav Landauer, ein und, geheimnisvoll aufgeſchreckt, rief ich aus: „Faſt wird mir jetzt zuweilen auch um Guſtav Landauer ſchon bang, ob denn der im Liebesſinn ausharren und ſtark genug ſein wird, ſeinen Walt Whitman, unſeren Walt Whitman durch die Tat zu beglaubigen.“ Ich ſchickte die leiſe Warnung dem Freunde noch, weiß nicht, ob er ſie bekam, Antwort blieb aus. Und da ſitz ich nun, in ſeinen Schriften leſend, und gedenke ſein; er taucht vor meinem inneren Auge wieder auf, mit dem gütigen, von Ungeduld nach Menſchlichkeit ermüdeten Lächeln in dem edlen blaſſen Angeſicht, wie er mir im Winter 1906 und 1907, als ich Regiſſeur bei Reinhardt war, ſo oft, wenn er von Hermsdorf in der Mark nach Berlin kam, im Café Monopol gegenüber ſaß, meiſt mit dem treuen Kahane zuſammen. Alle Drei waren wir Enttäuſchte der Sozialdemokratie, die nun aus einer Religion, als die ſie begonnen, immer mehr zum Geſchäftsſozialismus der geiſtig ſchon ganz ins Bürgertum hinüberdrängenden und ſich bürgerlichen Begierden aſſimilierenden Großarbeiter wurde, längſt keine Welterneuerung mehr, ſondern nur auch ihren Anteil am „Weltbetrieb“ verlangend. Kahane und ich hatten uns in die Kunſt geflüchtet, an aller Politik überhaupt verzweifelnd. Landauer aber ließ nicht ab, noch immer der ſtillen Liebeskraft zu vertrauen, der es ſchon gelingen werde, mit der Zeit ſanft den Menſchen umzuwandeln, bis er ſo zuletzt doch dereinſt der Freiheit und der Freude fähig würde. Nicht durch dieſen niemals wankenden herrlichen Glauben an den Menſchen allein aber war mir der unerſchütterlich hoffende Mann ſo wert, ſondern faſt noch mehr durch ſein vorbildliches, ſein ganz reines, ſein makelloſes Leben. Ich ſchämte mich oft vor ihm. Denn wir anderen waren alle ſchwach, wir haßten den „Betrieb“ und ließen uns doch ſelber mit ihm ein, wir reichten dem Teufel den kleinen Finger, verdienten Geld wie irgendein Bourgeois und tafelten verlogen freundſchaftlich mit Bankiers, die wir tief im Herzen grimmig zu verachten uns ſelber nicht mehr eingeſtanden.

Wir waren ſchon alle kapitaliſtiſch angeſteckt; er aber, unbefleckt, war ſtolz und treu genug, arm zu bleiben. Er konnte, was man „die Geſellſchaft" nennt, auch leicht entbehren, weil ſein Leben über die Zeiten hinweg in einer unabläſſigen geheimen inneren Kommunion mit den großen Denkern aller Völker ſtand. Dies gab ihm auch, ob er ſprach oder ſchrieb, einen ſeltſam zeitloſen Ton; die Weisheit von Jahrtauſenden erklang darin. So war einem, wenn er redete, zuweilen, als ſpräche man mit ſich ſelbſt und hörte Stimmen aus der eigenen Tiefe, die wir nur ſonſt aus Feigheit ſchweigen heißen. Er hat den Meiſter Eckart nicht bloß überſetzt, er hat ihn erlebt. „Wem Gott gleich iſt in allen Dingen, ſpricht der Meiſter Eckart, der iſt zum Mann geworden; aber wem alle Kreaturen überflüſſig und fremd ſind, der iſt zum Rechten gekommen." Ich kenne nicht viele Menſchen, die die Gewalt dieſer Wahrheit auch nur ahnen. Aber Landauer hat dann auch noch ſelber von ihr lebendigen Gebrauch zu machen verſucht. Das war ſeine Größe: ſich nicht mit dem bloßen Wiſſen um das Wahre zu begnügen, ſondern dieſes Wiſſen dann aber auch beherzt zu tun! Er hat nicht bloß (ſein „Sozialiſt", den er ſeit 1910 alle vierzehn Tage herausgab, iſt ein bewundernswertes Zeugnis davon) Tſchung-Tſe, Goethe, Fichte, Hölderlin, Franz v. Baader, Kierkegaard, Walt Whitman (über den er noch im Almanach der neuen Jugend auf das Jahr 1917 einen herrlichen Aufſatz ſchrieb), Samuel Butler (deſſen Schüler ſich Bernhard Shaw nennt, doch er iſt noch bei weitem mehr als bloß der Meiſter Shaws), Proudhon, Bakunin und Tolſtoi ſo zitiert, daß man heraushört, wie ſie von ihm völlig eingegeiſtet waren, ſondern was mehr iſt: ſein eigenes Leben nahm die Geſtalt ihrer Weisheit an. Und das wars, was er Sozialismus nannte, den er ſelbſt einmal ſo definiert hat: „Zunächſt ein Aufbäumen des Gefühls und Willens gegen Ungerechtigkeit, Unſinn und Häßlichkeit, dann ein Vorwärtsdringen des Gefühls und Willens zu Gerechtigkeit, ſinnvoller Verſtändigung und freudigem Mitleben der Menſchen" (und an derſelben

Stelle ſagte er noch, Sozialismus beſtehe darin, „Wirklichkeit zu treiben“). Aber nie ließ er ab, immer wieder zur Demut zu mahnen, zur „Demut, die ſich der Nichtigkeit des eigenen Menſchen und ſeiner ſonderlichen Triebe bis in Gefühl und Handeln und Leiden hinein bewußt iſt“. Und dieſer Revolutionär hatte das ſtärkſte Gefühl für Tradition: „Das Beſte, was Menſchen haben, ſtirbt, wenn die lebendige Tradition vergeht; und Tradition kommt uns von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr abhanden . . . Der Sozialismus, der echte Sozialismus, bringt, nicht ausgedachtermaßen, ſondern mit natürlicher Notwendigkeit all die ſchöne Kultur wieder, in all ihren mannigfaltig einzelnen Erſcheinungen, die in den Jahrhunderten der Geiſtloſigkeit verloren oder gefährdet worden iſt. Iſt der auch ſo genannte Sozialismus der Marxiſten nur ein verrückt konſequentes Zerrbild der kapitaliſtiſch-bureaukratiſchen Öde, ſo iſt der echte Sozialismus ein Vorſchreiten in ein Reich hinein, das uns abhanden gekommene Schönheit, Freiheit, Mannigfaltigkeit und Innung, das uns Kultur und Tradition wiederbringen wird.“ Dieſer Ungläubige wußte, daß er tief chriſtlich empfand: „Dies iſt das Gemeinſame des Chriſtentums oder beſſer des Chriſtuserlebniſſes und des Sozialismus: Schöpfung des Lebens aus dem Quellpunkt des Herzens, aus der Liebe.“ Unſerer Kirche fremd, ſtand er doch ahnungsvoll vor ihrer bildenden Kraft: „Es iſt der erſtaunlichſte und — man mißverſtehe mich nicht! — der erfreulichſte Anblick, wenn man einen verwitterten Bauern, dem die Dumpfheit aus den Augen ſieht, zuſammen mit ſeinem Sohn, dem geiſtlichen Herrn ſieht. Welche Veränderung, in welcher Gleichheit; wie hat das bißchen Geiſt und das Eintauchen in jahrtauſendealte Tradition die alte, ungebrochene Bauernkraft geadelt. Die ſchönſten, die feinſten und vor allem die geſundeſten Köpfe unter allen Geiſtprivilegierten ſieht man ohne Frage unter den katholiſchen Geiſtlichen.“ Durch die Zeitungen lief neulich die dumme Lüge, daß er die Frauen kommuniſieren wolle, er, dem jede „Art proletariſch-zigeuneriſcher Imitation und Ver-

zerrung des Kommunismus" so tief verhaßt war: „Der echte Kommunismus wäre ein festes Gefüge der Ordnung; die Zigeunerei ist Unordentlichkeit und Haltlosigkeit, wie der Allerweltskommunismus, der sich nicht auf Sekten oder Gemeinden gründet, ohnmächtiger Dilettantismus und meistens bloßes Geschwätz ist. Das Widerstreben gegen die Ehe, gegen diesen freien Bund, gegen diese Hingebung und dieses Zusammenfinden fürs Leben, bei welchem Widerstreben freilich oft aus der Not eine Tugend und eine Propaganda gemacht wird, ist ein Symptom chaotischer Auflösung. Aus der Not der Mütter, die von ihren Schwängern verlassen und dem Elend preisgegeben sind, gleich eine neue Theorie und Sexualethik zu machen, die unter dem Namen Mutterschutz propagiert wird, und die, wie ich sagte, nichts anderes will, als die Vaterschaft abschaffen, das nenne ich ein bedenkliches Zeichen des geistigen und gesellschaftlichen Niederganges unserer Zeit . . . Die Ehe war; sie ist, wenn auch selten genug; sie wird sein." Daraus spricht einer, dem das Goethewort vertraut war: „Das Muß ist hart, aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder." Gerade diesen fast kantisch strengen Satz hielt er sehr hoch: das „Motto des neuen Geists, der einst der Menschheit eine neue Ordnung schaffen soll", hat er ihn genannt. Wie er denn überhaupt einer der wenigen in Goethe lebenden Deutschen war. Noch seine letzte Schrift, „Ein Weg deutschen Geistes" (1916 im Forumverlag zu München erschienen), hebt mit der Versicherung an: „Die kommende Geschichte der Menschheit ist vorgezeichnet in der Geschichte Goethes". Doch nur der verstehe Goethe, der weiß, „daß er uns etwas vorgelebt und vorgeformt hat, was die Verwirklichung angeht". Und er ließ nicht ab, auf eine Zeit zu hoffen, die es nicht begreifen wird, wie unsere Zeitgenossen die Iphigenie sehen und dann wieder in Verhältnisse zurückgehen konnten, die so unwürdig und unwahr, so gegen unser Gefühl und Wissen und Vermögen und so auf Schande und Verderben auf-

gebaut sind, wie die unsern." Denn in der Iphigenie gerade fand er „den neuen Geist, das neue Reich, die neue Ordnung" am reinsten ausgedrückt: „Was Goethe uns verkündet, ist die Ablösung der männischen Welt des Kriegs durch die frauenhafte Welt des Friedens, und der einzige Schritt, den unsere Zeit der Verwirklichung zu gemacht hat, besteht vielleicht in dem Einfluß der Frau auf unsere Kultur, wiewohl vorerst diese Frau gar zu oft imitatorisch dem Mann folgt, anstatt die Welt vom Frauenhaften her umzugestalten." Aber dieselbe Schrift zeigt, daß er auch zu den noch selteneren Deutschen gehörte, die Stifter verstehen: er wußte, daß „Stifter Goethes Werk fortgeführt hat". An das Wort Goethes, daß „nichts Willkürliches, alles langsam Bewegendes ewiges Gesetz ist", schließt er das Gelöbnis Stifters an: „Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird." Und der Nachsommer in seiner „diamantisch festen und schimmernd durchsichtigen Klarheit" wie der Witiko mit dem „unablässig schreitenden epischen Rhythmus" sind „Erzählungen aus dem neuen Menschenreich" für ihn: „Hier ist, in einem völlig anderen Stil und von einem Dichter anderen Schlages mit Gestalten bevölkert, Goethes Welt: Menschen von Fleisch und Blut wie wir, die aber anderen Motiven folgen als wir, weil sie ihre Freiheit nicht in der Form der Willkür, sondern der Verbundenheit, und den Instinktzwang der Natur in der Form des stillen und sicheren Waltens einigenden Geistes haben; die in eine neue Ordnung gestellt sind, und denen Taten anderer Art auferlegt sind, als wir sie noch tun." Nun aber war über diesen Stiftermenschen verhängt, selbst auch auf einmal in Zigeunerei zu geraten. Er, der an Whitman die „beherrschte Menschenliebe" rühmte, hat seine nicht beherrschen können. „Meister Eckart sprach, es könne kein Mensch in diesem Leben so weit kommen, daß er nicht auch äußere Werke tun solle. Denn wenn der Mensch sich dem beschaulichen Leben hingibt, so kann er vor großer Fülle sich nicht halten, er muß ausgießen und muß im

wirkenden Leben tätig ſein." Dieſer Drang „auszugießen" mag es geweſen ſein, der ihn zuletzt ungeduldig das Vertrauen auf das „ſanfte Geſetz" verlieren ließ. Als 1911 Doktor Kotoku und ſeine Freunde, die zwölf japaniſchen Anarchiſten, auf das Todesurteil mit Heilrufen anwortend, freudig ſtarben, ſchrieb er: „Und immer Gewalt! Und immer Gewalt gegen Gewalt! . . . Nie wird aus der ſtaatsfeindlichen phyſiſchen Gewalt letzten Endes etwas anderes entſtehen als — Staat. Jede Gewaltausübung, gehe ſie von Maſſen, gehe ſie von einzelnen aus, iſt ein untrügliches Kennzeichen mangelnder Macht. Es gibt nur eine echte, eine wirkliche Macht, das iſt die Jeſusmacht des Geiſtes." Wie hat er das nur je vergeſſen können? Aber ich finde Troſt in den frommen Worten, mit denen er damals jenen Nekrolog auf die Japaner ſchloß: „Gehe es weiter, wie es gehen muß! Auch die falſchen Wege ſind Wege; und ſchließlich kommen wir vielleicht nur durchs Irregehen zum Rechten; nur durch Gärung zur Klarheit; nur durch Leidenſchaft zur Sicherheit; nur durch Verſchwendung in äußerer Kraftbetätigung zur großen, ſtillen, ſchaffenden, inneren Gewalt, die uns Menſchen verbindet und in unſerer Verbindung von innen her die große, gewaltige Macht ſchafft, die der Brutalität von oben und unten ein Ende ſetzen wird. Sehen wir zu, was wir, was jeder einzelne tun kann, um dem Moment zu entſprechen. Und verlieren wir in all dem Grauen, in all dem Wuſt, in all der unendlichen Wiederholung die Heiterkeit nicht, die wir brauchen, um aufrecht zu bleiben und zu wachſen.

Manches Brünnlein mag noch ſpringen
In das Gras mit rotem Schein,
Doch der Freiheit echter, rechter
Letzter Sieg wird trocken ſein.

9. Mai.

In einem Geſpräch darüber, was wohl jenes Gericht über den Kaiſer Wilhelm beſchließen wird, ſchlug jemand vor: Er ſollte verurteilt werden, in Deutſchland zu leben

und ſo täglich jetzt den Reinertrag ſeiner Regierung vor Augen zu haben; das wäre mehr als genug.

10. Mai.

Daß ein Menſch ſich angeſichts eines blühenden Apfelbaumes überhaupt dazu noch irgendwas anderes wünſchen kann, iſt doch eigentlich die höchſte Frechheit!

12. Mai.

Im Aprilheft der „Neuen Rundſchau" ein Aufſatz von Egon Welleſz: auf nicht ganz fünf Seiten der Inhalt eines Jahrhunderts deutſcher Muſik! Merkwürdig die Übereinſtimmung mit Joſef Hauer, oft bis aufs Wort. „Mit Beethoven beginnt der Kampf der Herrſchaft des Inhalts über die Form . . . Mit dem letzten Satz der Symphonie, mit den Worten: O Freunde, nicht dieſe Töne! kam das Unheil über die Muſik . . . Intenſität des Klanges an Stelle der Intenſität der Idee . . . Die Mittel wurden Herren der Kunſt . . . Kindiſche Freude an Schwierigkeiten des Techniſchen . . . Was der heutigen Generation not tut, iſt eine Lehre, die ſie zum Erfaſſen einer ſinnvollen Ausbildung des Melodiſchen befähigt. Harmonie des Melos im Sinne der Griechen. Erfaſſen der Wirkung ſinnvoll geordneter Intervalle." Und ebenſo ganz Hauer auch die Vorliebe für die Muſik des Oſtens, beſonders Chinas. Sehr ſchön die Stellen aus dem Yo-Ki, dem chineſiſchen Buch über die Muſik: „Die Muſik kommt aus dem Innern, die Bräuche ſind von außen eingeſetzt. Da die Muſik aus dem Innern kommt, bringt ſie Ruhe. Die Bräuche, die von außen eingeſetzt ſind, erzeugen Lebensart. Die wahrhaft große Muſik iſt ſtets einfach. Die wahrhaft großen Bräuche ſind ſtets maßvoll. Wenn die Muſik vollkommen iſt, gibt es keinen Haß. Wenn die Bräuche vollkommen ſind, gibt es keinen Streit . . . Die Töne entſtehen im Herzen der Menſchen." Und ſo ſetzt auch Welleſz ſeine Hoffnung auf die Zukunft der Muſik darein, daß wir ſie wieder aus dem Herzen holen lernen: „Der Irrweg, der zum Ver-

hängnis dieſer Muſikergeneration wird — zum Verhängnis, das ſie ſelbſt noch nicht ahnt — beginnt bereits beim Lernen. Der Unterricht in der Muſik, die traditionelle Lehre ſtellte das Zufällige des Stils der Klaſſiker und Romantiker als Geſetz hin. Die Lehren von den „ewigen Geſetzen der Muſik", vom „Muſikaliſch-Schönen" konnten nur in einer maßlos verblendeten, geiſtig verengten Zeit entſtehen. Sie lenkten Generationen vom Erfaſſen des Weſentlichen an Kunſt und Kunſtwerk ab. Man ſollte die jungen Muſiker beim Unterricht zwingen, Muſik zu ſchreiben, die ſich innerlich entwickelt, die in der Ebene bleibt, ohne grundlos fortfahrend ins Steigern zu geraten." Alle Künſte fühlen ſich an der Wurzel bedroht, und ſo beſinnen ſie ſich alle jetzt endlich auf die Wurzel wieder! Das Ohr aufs Herz hören, das Auge mit dem Herzen ſehen, die Hand dem Herzen gehorchen lehren, nur dies allein ſoll, nur dies allein kann Kunſtunterricht ſein. Ein „Programm des ſtaatlichen Bauhauſes in Weimar", das mir vorliegt, von Walter Gropius verfaßt, fußt auf derſelben Einſicht. Es weiß auch, daß „Kunſt nicht lehrbar iſt". Und ſo fordert es: „Architekten, Bildhauer, Maler, wir alle müſſen zum Handwerk zurück! Denn es gibt keine „Kunſt von Beruf". Es gibt keinen Weſensunterſchied zwiſchen dem Künſtler und dem Handwerker. Der Künſtler iſt eine Steigerung des Handwerkers. Gnade des Himmels läßt in ſeltenen Lichtmomenten, die jenſeits ſeines Wollens ſtehen, unbewußt aus dem Werk ſeiner Hand erblühen, die Grundlage des Werkmäßigen aber iſt unerläßlich für jeden Künſtler. Dort iſt der Urquell des ſchöpferiſchen Geſtaltens . . . Kunſt ſteht oberhalb aller Methoden, ſie iſt an ſich nicht lehrbar, wohl aber das Handwerk." Ich erinnere mich eines Geſprächs mit Johannes Itten über ſeine Methode, die wahre Wunder an den Schülern wirkt, auch dadurch allein, daß von ihr ſeine Hand dem eigenen Herzen folgen lernt, während bisher der Unterricht in allen Künſten gemeinhin ſich begnügte, dem Schüler geſchwind die Hand des Meiſters einzuhändigen,

mit der er dann darauf los exzedierte. Jetzt kehrt überall die Kunst in den Menschen selbst zurück. In sich ist nämlich irgendwo jeder Mensch echt, also auch (irgendwie) begabt. Oder noch vorsichtiger ausgedrückt: jeder Mensch hat in sich irgend etwas Echtes, hat irgendeine Begabung tief in sich versteckt. Und was wir „Bildung" nennen, bewirkt doch nur, es immer noch mehr zu verschütten. Erstickt es dennoch nicht ganz und will empor und klopft, so wird dem Armen aber vom Meister, zu dem er um Hilfe rennt, dafür eine Manier, der Handgriff des Meisters, im besten Fall also doch nur ein Ausdruck fremder Echtheit statt der eigenen suppliert. Wahrer Unterricht aber kann immer nur Erschütterung des Schülers sein, Erschütterung von solcher Kraft, daß unter dem Schutt hervor er selbst aufspringt. Kunst lehrt allein, wer selber dem Schüler zum Erlebnis wird, zum Selbsterlebnis. Denn Talent haben heißt ja schließlich immer nur, sich selbst entdeckt zu haben. Und nicht bloß in der Kunst. Ganzen Völkern ergeht es auch nicht anders. Auch in ihnen drängt, auch in ihnen klopft verschüttetes Geheimnis und will ungestüm empor. Und alle harren, alle horchen auf das Zeichen der Erlösung. Aber auch sie harren und hoffen nach außen, statt sich selber das Zeichen zu geben, aus ihrem eigenen Gewissen! Wenn erst jeder Mensch, wenn erst jedes Volk zu sich selber kommt, wenn jeder sein eigenes Gewissen erhört, wenn jeder sein Herz anstimmt, dann wären auf einmal alle begabt, denn alle sind in sich echt. Nur erwarten sie stets von außen, von Einrichtungen, Umwälzungen, Verordnungen, was sie sich doch nur selber geben können: „Des Innern stillen Frieden und die schuldbefreite Brust" nennt's Grillparzer, damit eigentlich auch nur das Wort Talent umschreibend, denn Ethisches und Ästhetisches erwachsen an demselben Stengel, aus dem menschlichen Herzen.

14. Mai.

In der „Neuen Erde" schreibt Dr. Max Ermers: „Die Regierenden — wie immer blind und auf dem

Vulkan tanzend — treiben große äußere und innere Politik, kleine Tages-, Grenz- und Anschlußpolitik (Dinge, die sich nach dem Friedensschluß alle ganz von selbst und ohne Geburtswehen regeln werden), Koalitionspolitik kleinlichster Art, politischen Kuhhandel, wie man früher sagte, während doch nun die wahre Koalitionspolitik darin bestünde, die schaffenden, werteschaffenden Menschen aller Parteien zu gemeinsamer Vergesellschaftungsarbeit aufzurufen, das Trennende über Bord zu werfen, das Nutzlos-Gehässige auszuschalten, einen großen sozialistischen Wirtschaftsplan aufzustellen, dazu alle Produktiven aufzurufen, damit zu stehen — und zu fallen. Und täglich müßten wir es hundertfach wiederholen, daß wir nun nicht mehr Partei- und Machtpolitik, sondern Menschheitspolitik treiben." Ja das wär's! Nur daß aus lauter Angst, zu fallen, unsere regierenden Sozialisten aber lieber von vornherein erst gar nicht versuchen, zu stehen. Und Dr. Ermers fährt fort: „Wir wirtschaften und wursteln weiter, wie in den alten kaiserlichen Tagen . . . Glücklichstes Österreich! Dein Staatsschiff schwankt noch immer wie in alten Zeiten ideen- und planlos von Riff zu Riff, von Sandbank zu Sandbank. Nur die Bemannung hat sich geändert und erscheint jetzt rötlich angestrichen. Du findest stets Führer, die die Kompromisse und das Feilschen um die Kompromisse als Hauptfreude ihres Lebens betrachten: die die Kunst treffen, dem Geschlecht, das das helläugigste sein könnte, die Augen sachte zu verschließen, die die Stürmer und Dränger mit schöner Gebärde in Schlaf versenken und dem Volke einreden, die kleinen dosierten, alltäglichen Medikamente seien dem Schläfrigen weitaus zuträglicher als die gärenden Elixire des erwachenden Lebens." Es ist eben alles beim Alten geblieben, nur unter anderem Namen: für Stürgkh und Burian sitzen Renner und Bauer dort und auf den Platz der weiland Sozialdemokratie rückt der Kommunismus ein. Der Hofrat aber fährt zu thronen fort, herrlich wie am ersten Tag.

Vor der „Verdorfung" wird den Wienern bange. Wien hat seit Jahren sein Verhältnis zu den anderen verkannt. Es bemerkt etwas spät, daß es unbeliebt ist. In seinem wunderschönen Buche über Wien (Verlag Seemann, Leipzig 1918) sagt Hans Tietze über Wiens Stellung im Vormärz: „Es ist stärker das Zentrum des Staates, schwächer das Herz des Reichs als im Barock." Eins ergab sich aus dem andern: je mehr Wien Obrigkeit, Büttel, Staatsmaschinerie wurde, desto mehr entglitt es der Empfindung der Völker. Das fing im Vormärz an, nahm nach 1848 noch zu und ist seit den Siebzigerjahren den Provinzen immer mehr bewußt geworden. Die Jugend, die dort aufwuchs, war doch immer nur entweder völkisch oder kirchlich gesinnt: die völkische haßt das „national geschlechtslose" Wien, die kirchliche das „jüdisch-freimaurerische" Wien. Der Bürger der Provinz empfand immer stärker, was ihm Wien nahm; er empfand kaum mehr, daß ihm Wien noch etwas gab. Nicht zu vergessen, daß alle bureaukratischen Sünden immer auf das Konto Wien gebucht wurden. Geht irgendein junger Mensch der Provinz nach Wien studieren, so fühlt er sich entsetzlich einsam; niemand kümmert sich um ihn, nirgends wird er eingelassen; an anderen Hochschulen verkehren die Professoren mit den Studenten, in Wien nicht. Er atmet auf, heimzukommen, und was er dann später gelegentlich noch an Wienern zur Sommerszeit kennen lernt, ist selten danach, ihn von seinen bösen Erinnerungen zu heilen. Denn der Wiener hat das eine ja mit dem Berliner gemein, außer Haus seine besten Eigenschaften zu verleugnen. Und in die Provinz kommen die Wiener Moden immer erst, wenn sie schon wieder etwas schäbig geworden sind; der Grazer trägt immer die Wiener Mode von gestern und wundert sich dann, daß sie heute nicht mehr paßt. Auch liest die Provinz die Wiener Zeitungen und ahnt nicht, daß Wien vielleicht doch noch etwas anders ist, als es in den Zeitungen erscheint, oder daß es jedenfalls auch ein Wien gibt, von dem in den

Zeitungen nicht viel erſcheint. Dies alles zuſammen und noch tauſenderlei dazu hat allmählich in der Provinz eine Gereiztheit gegen Wien ergeben, die der Wiener, ob ſie nun berechtigt iſt oder nicht, jedenfalls kennen ſollte, weil er mit ihr rechnen muß. Eine Szene bleibt mir unvergeßlich, als Beiſpiel dieſer Gereiztheit. Es war in einer Stadt eine Tombola geplant, um Geld zur Weihnachtsſpende für das Hausregiment aufzubringen. Der Landespräſident, eingeladen das Feſt zu leiten, ſagte zu, ſchlug aber über einen Wunſch aus Wien vor, nur die Hälfte des Betrags direkt dem eigenen Regiment zu ſchicken, die andere Hälfte aber ans Kriegsminiſterium, das ſich ihre Verteilung an die Front vorbehielt. Der Unterhändler, der dem Komitee dies auszurichten hatte, begann kaum recht, als ſein zaghaftes Wort ſchon ein Aufruhr heulender Wut in der ſonſt ſo behäbigen Runde verſchlang, und ich ſehe noch heute die glühenden Wangen der wunderhübſchen kleinen Frau, der tätigſten Helferin in jeder öffentlichen Not, die, mitten im Tumult der fuchtelnden Hände, plötzlich auf einem Tiſch ſtand und ſchrie: „Lieber ſchmeißen wir doch gleich das ganze Geld ins Waſſer als auch nur einen luckerten Heller für das dreckige Wien!“ Es war unnötig, erſt abzuſtimmen; das Geld kam übrigens nicht ins Waſſer, aber auch nicht ins Kriegsminiſterium. Und das iſt jetzt gut zwei Jahre her, damals war Wien doch noch die Kaiſerſtadt! Jetzt iſt Wien auch die Kaiſerſtadt nicht mehr. Seitdem haben für Wien in den anderen Ländern nur ein paar Äſtheten noch ein Herz. Ich, ſelber ein ſolcher Äſthet, kann an den Fingern einer Hand abzählen, wie blutwenig unſer ſind. Den anderen iſt Wien heute nichts als die Landeshauptſtadt von Niederöſterreich, für den Oberöſterreicher und Tiroler nicht wichtiger, als ihm Graz oder Klagenfurt iſt, nur fremder. Gewiß, man darf ſolche Stimmungen nicht überſchätzen; behutſam abwägender, zu rechter Zeit nachgebender, Gewinn ausfindender und anbietender Verſtand mag den Bruch noch verhüten oder doch verkleiſtern können, zu dem ja die Bürgerſchaft, allen Extremen ab-

geneigt, nicht drängen wird. Man soll doch aber solche Stimmungen auch nicht unterschätzen und trachte lieber beizeiten, sich noch in aller Freundschaft zu verständigen. Die Provinz wird immer noch geneigt sein, in Frieden mit Wien zu leben, es darf nur aber kein Diktatfriede sein. Wenn das Salzkammergut, hungernd, sich notgedrungen der fremden Mitesser erwehren will und Wien nun diesen Beschluß, der unseren gutmütigen und gastlichen Menschen schwer genug geworden ist, einfach brüsk wegdekretieren zu können glaubt, so könnte der Augenblick kommen, wo dann überhaupt nicht mehr auf Gründe gehört wird, sondern gegenseitig nur noch das Justament gilt. So stark aber, dies wagen zu dürfen, ist Wien heute nicht mehr. Denn es braucht die Länder mehr, als die Länder es brauchen. „Die einzige Verfassung," schrieb schon Kürnberger, „von welcher bei uns vernünftigerweise die Rede sein kann, heißt: Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze! Eine österreichische Eidgenossenschaft mit einer einzigen gemeinsamen Angelegenheit: Verteidigung nach außen. Im Innern macht was ihr wollt. Regiert euch selbst." Inzwischen ist auch noch die „monarchische Spitze" (die für Kürnberger übrigens weniger eine Denknotwendigkeit als eine Zensurnotwendigkeit gewesen sein wird) abgebrochen, wer kann es da den Ländern verdenken, wenn sie jetzt auf ihrer Selbstregierung bestehen? Vor Jahren schrieb ich ein verliebt-gehässiges Buch über Wien. Da stehen am Schluß die Sätze: „Was wird nun aus Wien? Wird überhaupt noch was? Ist es noch fähig zur Zukunft? . . . Viele zweifeln. Und sie sind gar nicht traurig. Sie sagen: Täuschen wir uns nicht, wir haben ausgespielt, wir sind vorbei, wir sind Geschichte, wir sind eine schöne Erinnerung! Österreich drängt zum Osten hin, aus dem Deutschen fort. Was soll da noch die vermittelnde Stadt? Jetzt ist es an Prag, an Pest. Gönnen wir es ihnen. Uns aber laßt in Schönheit sterben. Auch davon läßt sich leben. Wie Spanien, wie Venedig. Wir wollen eine Art Venedig, eine Art Toledo spielen. Die Rolle ist auch nicht schlecht." Ich aber, in meinem beglückenden

Glauben an Österreich, empörte mich dagegen. Nein, wir hätten's gar nicht not, zu sterben, wir hätten nur endlich einmal erst wir selbst zu sein! Und so rief ich den Wienern wieder einmal mein ewiges „Mut zur eigenen Wirklichkeit!" zu. Der letzte Satz des Büchls aber, meinem eben noch so siegessicheren Glauben an unsere Zukunft nachhinkend, lautet: „Oder doch . . . nur eine Art Venedig, eine Art Toledo?" Aber nein, ich will nicht Recht behalten, ich glaub's noch immer nicht, ich glaub's auch heute noch nicht, ich glaub nicht an das Ende Wiens, es muß nicht sein, wenn Wien auch nur ein bißchen Verstand annimmt! Es säh ihm aber freilich gleich, daß es, statt dieses bißchen Verstand anzunehmen, sich kokett aufspielend erklärt: Nein, da wirklich lieber nur eine Art Venedig, eine Art Toledo!

18. Mai.

„Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" von Theodor Lessing (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München, 1919). Seit Jahren schon schau ich Theodor Lessing zu, neugierig, ob er im Polemischen stecken bleiben und ersticken oder doch noch zu sich entkommen wird, aber nun ist er über den Berg! Er hat es sich selbst durch Streitlust, Ungeduld und unsere unselige deutsche Rechthaberei schwer genug gemacht. Allerdings muß man ihm lassen, daß er, wenn er unbillig genug war, an jedermann immer gleich die höchsten Forderungen zu stellen, die nun einmal nicht jedermanns Sache sind, auch sich selbst davon nicht ausnahm; er hat sich selbst so wenig geschont wie die anderen. Und wenn man oft nicht recht verstand, ihn über Zeitliches, Geringfügiges, irgend ein harmloses Theaterstück oder den Straßenlärm, unmäßig aufgeregt, ungebührlich erbittert und gern mit Kanonen auf Spatzen schießen zu sehen, so zeigt sich jetzt, daß dies nur eine Art Hantelturnen zur Übung und Stärkung seiner zunächst noch ziellosen Kraft gewesen sein mag. In seinem letzten Buch ist ihr Ziel gefunden, und so tritt der hohe Sinn, den er immer schon zuweilen wetterleuchten ließ, rein und still aus dem Gewölk hervor.

Es ist ein Buch, das von Seite zu Seite besser wird, wie mancher Redner sich erst allmählich frei sprechen muß. Und wie mancher Redner den Einwurf, den Zwischenruf, den Widerspruch braucht, um ganz in Schwung zu kommen, bindet er noch immer unterwegs bei jeder Gelegenheit mit imaginären Feinden an; und er kann von der Neigung, die Wahrheit unhöflich zu sagen, als ob sie dadurch wirksamer würde, noch immer nicht ganz lassen, wie das übrigens von Luther und unseren Humanisten über Lessing, Schopenhauer bis auf Otto Kaus, der in seinen hochgesinnten, tiefblickenden, dabei durchaus aufbauenden Schriften über Strindberg und Dostojewski (bei R. Piper in München) auch gar zu gern borend-philosophiert, altbewährter deutscher Hausbrauch ist; und seltsam!, gerade die großen Liebenden unter den Deutschen schwelgen darin, gehässig zu tun, vielleicht aus Angst, sonst zu zerfließen (im Grund ist das kleinbürgerlich, siehe Musikus Miller, Meister Anton und den Erbförster: sie knurren, um nicht zu weinen; nur der Harte darf es wagen, sanft zu sein). Eigentlich müßte man ja Lessings Buch umgekehrt lesen, hinten beginnend. Denn man merkt die ganze Zeit, daß er immer noch etwas ganz anderes auf dem Herzen hat, als er zunächst vorbringt; und fast wird man, so klug er spricht, ein bißchen ungeduldig, weil es offenbar immer noch nicht das ist, worauf es ihm im Grunde ganz allein ankommt. In der Mitte hat man das Gefühl, es sei hier um ein höchst fruchtbares Aperçu herum ein es eher wieder verwirrendes Buch geschrieben. Das Aperçu nämlich, daß es keine „Geschichte als Wissenschaft" gibt, Wissenschaft von etwas, das schon vor uns vorhanden und von uns nur noch erkennend aufzunehmen wäre, daß Geschichte vielmehr immer erst von uns erschaffen wird, daß, was geschieht, unsinnig ist und erst nachträglich von uns seinen Sinn erhält, und von jeder neuen Zeit wieder einen neuen Sinn, daß wir also nicht den Sinn der Geschichte zu suchen, sondern ihn ihr erst zu geben haben, daß Geschichte, wahrhaftig verstanden, nicht Darstellung von Wirklichkeit, sondern Erlösung

von Wirklichkeit ist, daß wir Geschichte brauchen, um, was wir in der Gegenwart und für unsre Zukunft wollen, uns an der Vergangenheit in einem Gleichnis darzutun, das uns nur im Glauben, es dereinst verwirklichen zu können, befestigen und bekräftigen soll, daß Geschichte, wahrhaft verstanden, also gar nicht nach der Vergangenheit blickt, sondern in die Zukunft, daß sie prophetisch ist, angewandter „Geist der Utopie" (an Ernst Blochs bedeutendes Buch wird man hier immer wieder erinnert), dieses Aperçu, das übrigens ja nicht neu ist, für das Thukydides wie Plutarch, Cäsar wie Tacitus zeugen, und kaum ganz unbewußt, Goethe gar aber, dem ja der Begriff einer „Wissenschaft als Kunst" geläufig war, in den „Materialien zu einer Geschichte der Farbenlehre" schon höchst bewußt, das wird hier durch eine Fülle dreinsprechender, selbst auch zuweilen wieder höchst ergiebiger, aber doch eher ablenkender Einfälle hart bedrängt, was man, eben schon daran, ungeduldig zu werden, erst versteht, wenn dann ganz zuletzt, mit einer überraschenden Wendung zur Ewigkeit offenbar wird, daß auch dieses Aperçu, das schon der Titel des Buches enthält, noch nicht sein Ziel ist, an das uns erst das letzte Kapitel führt: hier tritt Buddha zu Epikur und wir sollen wählen, wer von den beiden recht hat, Todessucht oder Lebenslust. „Die Versöhnung beider Lösungen kann in dreifacher Art versucht werden. Man mag erstens geneigt sein, die Lehre Buddhas als letztes folgerichtiges Zu-Ende-denken Epikurs zu betrachten. Zweitens wäre möglich, daß beide Weltanschauungen nebeneinander bestünden, indem man die eine als allen-zugehörende (exoterische), die andere als das Geheimnis einer einsamen Gemeinschaft und der einsamsten Stunde forthegt; weltzugewandt also als volkgeborene, naturgebundene Kinder der Erde aus dem Geiste Epikurs lebend, dennoch als einsame, weltabgewandte Geister dem Buddha den Kranz erteilend. Drittens — und das wäre das Höchste — könnten in einer Seele die beiden polaren Gedankenkreise so einander durchdringen, daß ihr „Widerspruch" ganz verschwindet als bloße Vor-

dergrundsnotwendigkeit des Begreifens und begrifflichen Erfassens, während das unmittelbar dargelebte lebendige Leben jenseits alles Gegensatzes wie aller Begrifflichkeit in beider Sinn und Geiste sich ausblüht, einer der beiden Ausdeutungen zufallend immer erst dann, wenn in Bewußtsein und Wort etwas Unerfaßliches faßlich verstirbt. Dies scheint mir das letzte verstattete Wort, das aus Jahrtausendkämpfen des Abendlandes abschließend hervorbricht . . Das neue Leitbld des ritterlich bejahenden Christus, des nordisch-deutschen Buddha, des Kreuzes in Rosen, der Einheit von Asien und Europa ward zur Gewißheit beider Stammgeschlechter einsamer und verneinender Genien, der Abenteurer und Heilande, der großen Spötter und großen Heiligen, der Vaganten und Eremiten, derer, die kühn mit dem Leben gespielt, und derer, die stolz das Leben überwunden haben; Jünger aus dem Samen Epikurs, Mönche aus dem Erbe Buddhas." So schließt auch Lessing wieder mit einem Bekenntnis zum Polarischen, der Zuflucht aller Suchenden, Hoffenden, dem Geiste Vertrauenden . . . Wenn ich aber, wie mir das eigen ist, daß ich eines jeden Sinn gelten zu lassen trachte, doch ohne den meinen zu verleugnen, mir den Gehalt dieses Buches nun in meine Mundart übersetzen will, rücke ich es so zurecht: „Geschichte als Sinngebung", gewiß; aber ich würde nicht sagen: „als Sinngebung des Sinnlosen", sondern „als zwiefache Sinngebung", nämlich: der Mensch gibt ihr seinen Sinn, aber sie hat auch schon einen, sie selbst hat wieder ihren Sinn, den sie dem Menschen gibt, und sein Sinn und ihr Sinn, die beiden messen sich nun und wie die beiden einander bald finden, anziehen und abstoßen, nicht leiden und nicht lassen können, daran entzündet sich das Leben der Menschheit immer von neuem und erst das Ergebnis beider ist wahrhaft Geschichte, die wir aber freilich niemals erreichen als dereinst beim jüngsten Gericht: dann erst zeigt die Tat jeder Zeit ihr wahres Gesicht. Wie doch auch dem Einzelnen, was sein Leben zu bedeuten hat, erst der Tod sagt. Was ich heute bin, ist, wenn ich morgen sterbe, von einem ganz

andern Maß und Gewicht, als wenn ich noch fünf oder zehn Jahre zu leben hätte: denn erst wenn der Chorgesang verklungen ist, wird offenbar, was jeder Einsatz darin gilt. Lasset uns tapfer immer wieder anstimmen, bis ausgesungen ist!

19. Mai.

Gustave Le Bon: „Les peuples sont gouvernés non par leurs institutions mais par leur caractère." Es ist unser ewiges Mißverständnis, uns von außen her helfen zu wollen, statt aus uns selbst: durch Besserung der Staatsverfassung statt der Gemütsverfassung. Ganz wie manche Menschen wähnen, ihrer eigenen unleidlichen Sinnesart dadurch entrinnen zu können, daß sie fortwährend ihre Wohnung wechseln.

20. Mai.

Im Aprilheft seiner „Meister der Menschheit" (Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) erzählt der edle Dichter Friedrich Lienhard von einem seltsamen Gott des germanischen Mythos. Er heißt Widar der Schweigsame. Denn Tag und Nacht vergehen ihm damit, daß er über seine Lebensaufgabe nachsinnt. Und nun spricht Lienhard zu seinen Freunden, zu den „Stillen" in Deutschland: „Bleibt treu! Ja, bleibt unverbittert stark und treu! Ihr seid dennoch das Salz der deutschen Menschheit, ihr seid die Möglichkeit unserer Erneuerung, ihr seid das Geheimnis unserer Kraft! . . . Meine Freunde, die Zeitungen erzählen uns von viel Häßlichem! Vergeßt dabei nicht das viele Heilige in Deutschland! . . . Mein stilles, tapferes, treues Deutschland, verwandle dein Leid in Licht und baue die Stadt Gottes!" Und an „Wanderers Sturmlied" mahnt er:

„Innere Wärme!
Seelenwärme!
Mittelpunkt!"

21. Mai.

„Il ne peut s'imposer qu'en opprimant", sagt Henry Bèranger von Brunetière (in „La France

intellectuelle"). Vortrefflich formuliert! Nur gilt das nicht bloß von Brunetière, sondern von allen, die heute nach geistiger Macht verlangen. Wir glauben erst unterdrücken zu müssen, um herrschen zu können. Mir aber schien immer schon nur Geistesmacht über Freie begehrenswert, auch lange bevor ich von Dschuang Dsi vernahm: „Der weisen Könige Wirken war so, daß ihre Werke die ganze Welt erfüllten und doch nicht den Anschein hatten, als gingen sie von ihnen aus. Sie beschenkten alle Wesen und die Leute wußten nichts davon. Ihr Name wurde nicht genannt und doch machten sie, daß alle Wesen innere Befriedigung hatten." Kämen Spartakisten von der Sinnesart dieser weisen Könige Chinas, dann bräche die wahre Republik der Menschheit an. (Zitiert nach der Verdeutschung Richard Wilhelms, bei Eugen Diederichs, Jena.)

22. Mai.

„Die Sanierung unserer Volkshausrechnung oder das sozialpolitische Programm der Zukunft" von Professor Dr. Johann Ude (1919 im Selbstverlag des Verfassers, Graz, Kreuzgasse 21). Ude rechnet vor, daß Deutschland durch Enthaltung vom Alkohol und Tabak, Einschränkung eiweißüberreicher Nahrung und besonders des Fleisches um 50 Prozent und die dadurch erwirkte Verringerung des Warentransportes jedes Jahr mindestens dreiundzwanzig Milliarden Mark ersparen könnte. Immer nur bedacht, Bedürfnisse künstlich zu züchten, an denen sich Geld verdienen läßt, lassen wir die natürlichen unerfüllt. „Falsche Warenerzeugung, falscher Warenverbrauch, Warenarmut am sozial Notwendigen." Altösterreich gab von zwölf Milliarden des gesamten Einkommens zwei Milliarden für Alkohol, fünfhundert Millionen für Tabak, anderthalb Milliarden für Unzucht, eine Milliarde für Frauenluxus aus. Graz braucht jährlich für Alkohol achtzehn Millionen und behält nur eindreizehntel Millionen für Schulen. Ude spricht sich für eine Reform des Warenverbrauchs vom Privathaushalt aus und ruft dazu die Hilfe der akademischen Jugend an.

Ernſt Decſeys ſchönes Hugo Wolf-Buch in neuer Auflage, von Grund aus umgeformt (Schuſter & Löffler, Berlin). Da ſteht: „Von allen, die da berufsmäßig ſchreiben, hat ihn ein einziger ſogleich erkannt, leider einer, dem man Entdeckungen nie geglaubt hat: Hermann Bahr.“ Das iſt wahr. Ich war's, der d'Annunzio, der die Duſe den Deutſchen entdeckte, war unter den erſten, die für Maeterlinck, Klimt und Moiſſi warben, war's, der zuerſt den jungen Hofmannsthal erkannt hat. Ich bilde mir darauf gar nichts ein, es iſt eine Gabe der Witterung für Eigenart und Perſönlichkeit, wie mancher ein gutes Gehör oder ein ſcharfes Geſicht hat. Nun ſollte man aber meinen: wer ſo oft das Wetter richtig prophezeit hat, der müßte doch dadurch allmählich ein gewiſſes Zutrauen gewinnen. Aber nein! Decſey hat ganz recht, man glaubt mir nun erſt recht nicht, und wenn mir noch einmal das Glück würde, morgen wieder einem noch unerkannten Talent zu begegnen, wird's ihm wieder nichts helfen, man wird mir's wieder nicht glauben. Seltſam ſind die Menſchen! . . . Ich, der das Leben Hugo Wolfs eine Strecke lang miterlebt hat, kann bezeugen, wie rein es von Decſey nacherzählt wird; ſein Buch iſt ein wahres Meiſterſtück biographiſcher Kunſt! Aber indem ich es dankbar bewundere, wird mir eben daran wieder klar, daß ſich ein großer Menſch überhaupt nicht erzählen läßt: das Wunder, das er war, dem Mitlebenden in jedem Augenblick vernehmlich, das Einzige dieſer einen, beiſpielloſen, niemals wiederkehrenden Erſcheinung bleibt ſchon deshalb unausſprechlich, weil ja dieſes Wunder gerade darin beſteht, daß der große Menſch durch ſeine bloße Gegenwart mit jedem Schritt die Welt um ſich verändert: in dieſer durch ihn veränderten Welt wächſt aber das nächſte Geſchlecht ſchon auf, dem alſo jene Veränderung, die Tat des großen Menſchen, recht eigentlich das Ergebnis ſeines Lebens, dann ſchon ſo geläufig, ſo ſelbſtverſtändlich iſt, daß es ſich die Welt vor dieſer Veränderung überhaupt gar nicht mehr vorzuſtellen vermag; es fehlt ihr alſo das Maß für

ihn. So wächst die heutige Jugend schon mit Ohren auf, die meine Jugend erst von Richard Wagner bekam. Nach Wagners Tod schrieb Hugo Wolf an Mottl: „Noch heute kann ich kaum glauben, daß der Mann tot ist, der uns elende Lehmpatzen erst zu Menschen gemacht hat." Das kann aber nur würdigen, wer sich selber noch dunkel der Zeit erinnert, in der er noch ein elender Lehmpatzen war, nicht aber wer, selber schon als Mensch geboren, es für ganz natürlich hält, kein Lehmpatzen zu sein, bis er unversehens eines Tages zu seinem Schrecken bemerkt, eigentlich ja doch auch noch ein Lehmpatzen zu sein, was dann stets ein Zeichen ist, daß es wieder Zeit für einen großen Menschen wird.

24. Mai.

Ich kann mich darauf verlassen, immer wieder im rechten Augenblick dem mir eben da nötigen Menschen, Abenteuer, Widerstand, Glück oder Unglück zu begegnen: ich habe nur ruhig meinen Weg zu gehen, an der nächsten Ecke wartet schon, was ich gerade jetzt innerlich brauche; fast komisch ist das oft und ich bin es so gewohnt, daß ich eigentlich nicht einmal sehr verwundert war, als mir nun wieder gerade das Buch ins Haus kam, das genau das enthält, was mir jetzt noch fehlte: „Das Reisetagebuch eines Philosophen" von Hermann Keyserling (Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1919). Mir stand lange schon fest, noch ein letztesmal reisen zu müssen: nach Indien und China nämlich, um, was meine Seele so rein erblickt, nun doch auch einmal noch mit dem äußeren Auge zu sehen. Nordsüdlich bin ich zum barocken Menschen erwachsen, der Freiheit ebenso wie der Form bedürftig, zu jeder Freiheit immer gleich ihre Form, in jeder Form schon wieder nach neuer Freiheit verlangend, ruhelos, so lang ein Gefühl, ein Gedanke nicht Gestalt geworden, und doch auch immer wieder unfähig, mich jemals in den starren Grenzen irgendeiner Gestalt zu beruhigen, immer nur dort einen Atemzug lang selig verweilend, wo gerade dem Chaos ein Kosmos entsteigt oder der Kosmos wieder in ein neues, dann auch wieder ge-

bärendes Chaos ausbricht. Bis mir schließlich dieses ewige Ringelspiel vom Dionysos zum Apoll und zurück auch nicht mehr genügen konnte. Zu den Müttern aber ging mein Weg über Dostojewski, der hat mich erst in die Tiefe leben gelehrt und es entstand mir, der dabei doch aber auch von der holden Fläche nicht lassen wollte, so der neue Begriff eines zweiten Barock, das, wie jenes erste nordsüdlich gewesen, nun ein westöstliches wäre. Äußerlich gab sich dies dadurch kund, daß ich, der seit 1889, seit Paris, bis zu meiner schweren Erkrankung 1904 nur mit den Augen lebte, nur für Gestalt, von dieser schweren Krankheit nun durch Musik genas und fortan ein horchendes Leben begann. Zunächst ganz passiv: Musik erleidend, in Musik versinkend, von Musik getragen, bis ich mich dann allmählich der äußeren Musik entwand, um nur noch der inneren zu lauschen: der nun befreiten Stimme meines Gewissens. Um diese Zeit vertraute mir ein Freund, der Maler Reichel, ein in den Geheimnissen abenteuerlich erfahrener Mann, des weisen Thimus „Harmonikale Symbolik" an, ein vergessenes Buch, in dem eigentlich alles steht, freilich nur für den, der es schon selber ahnt: ein christlich erzogener Mensch, auch wenn er die Christenlehre dann vergessen hätte, hat eigentlich an Thimus und der Farbenlehre Goethes ganz genug, um sich die Stimme seines Herzens ausdeuten zu können; um freilich aus dieser erkannten Wahrheit dann aber auch noch sein eigenes Leben gestalten zu lernen und Wahrheit nicht bloß zu wissen, sondern auch selbst zu tun, ja zu sein, wird er dann erst noch einen Führer brauchen, ich hätte das ohne die Kirche nicht vermocht. Als ich nun so weit war, nicht mehr bloß nordsüdlich, sondern zugleich auch noch westöstlich zu leben, als ich ein Augenmensch mit Musik, als aus dem bloßen Humanisten ein voller Katholik geworden war, da ging mir auch allmählich erst der Sinn des fernen Ostens auf. Indische Weisheit, mir in jungen Jahren schon vertraut, doch damals nur narkotisch gebraucht, gab sich jetzt erst zu verstehen und China, mir vorher immer nur ein glitzerndes Märchenspiel, stand im hohen Ernste

seiner sanften Wahrheit da. Doch gerade seit ich inne geworden war, daß es nicht genügt, den Schein aller Erscheinung durchschaut zu haben, sondern daß wahrhaft nur lebt, wer mit jener Erkenntnis nach Überwindung der Individuation dann getrost wieder auf Erden zurückkehrt, in den bloßen Schein, in den erkannten Trug, in den selig qualvoll mit Lust und Leid durchwobenen Traum der Individuation zurück, und seit also dann unter meiner inneren Musik hervor wieder der Augenmensch mit seinem Hunger nach Gestalt erschien, wuchs mein Verlangen, den innerlich befreundeten Osten nun auch noch sinnlich ergreifen und einmal eine Zeit mit Indern und Chinesen leben zu dürfen. Doch es kam der Krieg und statt daß mir das Morgenland aufgetan worden wäre, wurden wir nun auch noch vom Abendland abgesperrt. Was aber mir nicht beschieden war, hat zur selben Zeit ein anderer für mich getan, denn wirklich, so töricht das klingen mag, anmaßend und zugleich als ob ich mich zum Besten hätte, ich kann mir nicht helfen: ich empfinde dieses Buch Keyserlings, als wär's eigens für mich bestimmt, ja fast als wär ich es selbst, der hier in der dritten Person durch Indien und China zieht. Auch mein Wandertrieb war ja, wie der seine, niemals Neugierde; auch ich bin über das Wachsen längst hinaus, wo man „um so viel mehr wird, als man mehr aufnimmt"; auch mich treibt in die Welt immer wieder nur „die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung", weil auch ich niemals in mir erstarren, nicht „kristallisieren", sondern die Form von heute morgen immer wieder abstoßen will, „wie der Polypenstock die reifen Medusen abstößt". Und auch das haben wir darum gemein, daß uns an allen geistigen Gebilden niemals die „logische Konstruktion" interessiert, sondern immer doch eigentlich das Erlebnis allein. So geschiehts mir, in diesem Buch hier oft meine eigenen inneren Worte schwarz auf weiß zu finden! Ein Beispiel. Den letzten Winter über war ich in Wien viel mit einer lieben Freundin zusammen, die sich für eine gläubige Buddhistin hält und zuweilen durch mein Mißtrauen leise gekränkt schien; ich kann mir näm-

lich nicht gut vorstellen, daß unsereiner jemals ernstlich an die Maya glaubt, und siehe, Keyserling bestätigt mir das: „Die Vorstellungswelt des tropischen Menschen ist nur von der Botanik aus begreiflich . . . In den Tropen kommt man gar nicht darauf, die psychischen Phänomene anders zu beurteilen als die körperlichen; man kann gar nicht darauf kommen, sie metaphysisch ernst zu nehmen. Alles, was in mir vorgeht, wird in mir wie da draußen die Pflanzen werden. Nicht ich denke, sondern es denkt in mir, nicht ich will, sondern es will in mir. So geschieht es in Wahrheit überall. Allein auf Ceylon, wo die Natur alles Nötige tut, auf daß der Mensch sich nicht mißverstehe, indem sie das, was ihr zugehört, mit Nachdruck für sich in Anspruch nimmt, wird sich jeder dieser Wahrheit bewußt. Für den mittelmäßigsten Braunen wird sich Buddhas Erkenntnislehre von selbst verstehen. Der noch so gebildete Europäer sieht ihre Wahrheit nur ausnahmsweise ein. Da er sich eben dort des Handelns bewußt ist, wo jener die Tatsache des Nichthandelns konstatiert, neigt er notwendig dazu, einen Teil der Natur dem Selbst anzurechnen . . . Das Sein absolut zu leugnen — diese Rettung des buddhistischen Nihilisten — ist dem vitalen Europäer unmöglich." Keyserling erkennt, daß auch unser reinstes Denken noch immer einen sinnlichen Zusatz behält. Die höchsten Weisen selbst, die der ganzen Wahrheit teilhaft sind, verraten ihr Klima doch noch durch den Akzent, mit dem der eine gerade diesen, der andere jenen Teil der Wahrheit betont. Jeder Weise weiß, daß er aus der Erscheinung heraus, dann aber wieder, so lang er ins Irdische verhaftet bleibt, in sie zurück muß; legt er den Ton auf das „heraus", so wird er ein Mystiker; legt er den Ton auf das „zurück", ein Calviner (das ist doch auch der unvergleichliche Reiz unserer Orden: Benediktiner, Franziskaner, Dominikaner, Trappisten und Jesuiten verkünden alle dieselbe Wahrheit, nur jeder wieder in einer anderen Tonart, und sieht man aber genau zu, so wird man auch noch in jedem einzelnen Orden wieder schon alle Tonarten

zuſammen gewahr; in jedem Benediktinerſtift ſind einige wieder eher franziskaniſch, andere wieder dominikaniſch uſw., aber alle dies alles vom benediktiniſchen Grundbaß aus.) Wer das ſtark empfindet, bei großem Verlangen nach ganzer Wahrheit zugleich, wird wünſchen, ſich verändern zu können, um in den Tönen der Wahrheit abwechſeln und dadurch erſt die ganze Tonleiter der Wahrheit beherrſchen zu lernen. Dieſen mir oft zur quälenden Leidenſchaft gewordenen Wunſch kennt auch Keyſerling, und es iſt mir wieder, als ob ich mit mir ſelber ſpräche, wenn ich ihn ſagen höre: „Schon in meiner Kindheit wunderte ich mich darüber, daß ich als Perſon unveränderlich ſei; ich fühlte mich ſo wenig identiſch mit „mir", wußte mich ſo grenzenlos wandlungsfähig, daß es mir natürlicher geſchienen wäre, wenn mein Körper ſich ebenſo verhalten hätte, wie meine Vorſtellungen, die bald ſo, bald wieder anders ausſahen, je nach meiner Stimmung. Und wie mir dann von Proteus vorgeleſen wurde, da dachte ich: endlich ein Weſen, welches durchaus natürlich wirkt. So wie Proteus, müßte auch ich mich verwandeln können, denn „eigentlich" kann ich es ja. „Weſentlich" bin ich nicht mehr Hermann Keyſerling als ein Tier oder ein Baum oder irgendein anderer Menſch, und ſcheint es anders, ſo kann ich nichts dafür. Das Staunen meiner Kindheit hat mich nie verlaſſen, es iſt nur immer tiefer geworden. Nie, mein ganzes Leben hindurch, habe ich mich mit meiner Perſon identiſch gefühlt, nie Perſönliches als weſentlich empfunden, nie mein Selbſt in Mitleidenſchaft gezogen durch das, was ich jeweilig ſchien, war und tat, was ich erlitt und was mir widerfuhr. Und jahrelang habe ich danach geſtrebt, die Feſſeln beſtimmten Daſeins zu zerſprengen, mich ſo darzuſtellen, wie ich wußte, daß ich war. Bald mußte ich einſehen, daß dieſes ſo, wie ich's meinte, nicht möglich ſei: der Menſchenleib iſt nicht proteiſch plaſtiſch. Dann verſuchte ich's mit der Pſyche, aber auch ſie verſagte. Der Schauſpieler verwandelt nicht ſich, indem er anders wird, ſondern er ſtellt nur einen anderen dar; der Dichter verändert nur ſeinen Ausdruck, nicht

ſeine Perſon. Ich wußte, daß dieſes noch nicht das Äußerſte iſt, daß es möglich ſein muß, ſein wirkliches Daſein ebenſo zu wechſeln, wie der Schauſpieler ſeine Rollen, der Poet ſeine imaginativen Verkörperungen; mir offenbarte mein unmittelbares Erleben, daß meine Perſon mit mir nicht identiſch iſt, daß ſie mich einſchränkt, daß ich viel mehr ſein könnte, wenn es mir glückte, irgendwie aus ihren Grenzen auszubrechen. Ich mußte einſehen, daß dies hienieden unmöglich iſt. Auf meinen tiefſten Herzenswunſch habe ich verzichten müſſen." Wirklich? Müſſen wir wirklich darauf verzichten, jemals auszubrechen? Entführt uns nicht jedes kindlich gläubige Gebet ſchon ſanft aus uns weg und über uns empor? Und ſetzt nicht jedes Werk, jede Tat oder was immer wir von uns abſondern und ausſcheiden, ein Stück unſeres Inneren frei für einen anderen, der wir noch nie geweſen ſind, zu dem wir aber, ſeit Platz in uns für ihn geworden iſt, jetzt werden können? Gar aber die Liebe! Macht aus uns Liebe nicht alles, was wir lieben? Was iſt Liebe denn als Selbſtverwandlung ins Geliebte? Sind nicht die großen Liebenden, der heilige Franz wie Goethe wie Whitman, alle weit mehr geweſen als ſie ſelbſt, ja beſtand nicht ihr Weſen recht eigentlich darin, über ihr Weſen hinaus zu ſein? Und iſt nicht dieſer Graf Hermann Keyſerling ſelber ein lebendiger Beweis dafür, das ſchönſte Beiſpiel davon? Dieſer Balte, der ſo völlig zum Inder, zum Chineſen wird, daß mir die bloße Niederſchrift davon den lebendigen Umgang mit ihnen erſetzt und die Fahrt in ihr Land erſpart! Denn eben das, was ich erſt im Lande ſelbſt zu finden meinte: geiſtig längſt Vertrautes nun aber auch in unmittelbarer Gegenwart ſinnlich berühren und ergreifen zu können, das gibt mir dieſes Buch! Wie Chineſen und Inder denken, fühlen, wollen, wußt ich längſt, aber dieſes Wiſſen auch noch erleben zu lernen und es an mir in eigener Geſtalt einmal eine Zeit lang ſelbſt zu ſein, wozu mir alle Schriften von Indern und Chineſen noch immer nicht verhalfen, dieſe perſönliche Begegnung mit Indien und China verdank ich dem

Balten. „Bei den Menſchen verwandelt ſich aller Gehalt ſehr ſchnell in Worte", klagt Goethe. Doch noch vor dieſer Verwandlung in Worte, ſchon in ſeinen Gedanken, in ſeinen Gefühlen iſt ja der „Gehalt" des Menſchen nicht mehr rein; nicht erſt, ſobald er zu ſprechen beginnt, lügt der Menſch, er lügt ſich ſchon an, ſobald er denkt und fühlt. Nur Menſchen, deren Luft wir lange Zeit einatmen und mit der unſeren vermiſchen, mit denen wir geſchlafen haben, deren Nähe wir eigentlich kaum mehr recht bemerken, können wir erahnen. Wodurch es Keyſerling gelingt, den Leſer ſozuſagen in der Ausdünſtung Indiens und Chinas leben zu laſſen, weiß ich nicht, doch er teilt mir den „Gehalt" Indiens und Chinas ſo mit, wie das ſonſt nur bei ſinnlicher Berührung geſchieht. Ich fand darum hier erſt auf Fragen Antwort, die mir ihre eigenen Bücher ſchuldig blieben. Mir ahnte längſt, daß der Oſten über das Verhältnis von Tun und Sein tiefer nachgedacht hat als wir. Der Inder weiß, daß im Grunde kein Menſch für einen anderen etwas tun kann. Wer anderen Gutes tut, hilft damit zwar ſich ſelbſt, weil die gute Tat den Täter beſſert, aber den anderen hilft er nicht, weil ja keinem von außen zu helfen iſt, ſondern nur durch Entſelbſtung. Der „Vollendete" bringt andere weiter durch das Beiſpiel ſeines Seins. Nach einer Begegnung mit einem ſolchen „Vollendeten" in Benares, der „nun ſchon ſieben Jahre in einem taubenſchlagartigen Gehäuſe ſitzt, das er nur einmal täglich verläßt, um im Ganges zu baden, und der dieſe ganze lange Zeit hindurch kein Wort geäußert hat", ſchreibt Keyſerling: „Der Weiſe iſt erhaben über alle Beſchäftigungsnotwendigkeit. Nun beziehen ſich alle ewigen Werte auf das Sein, nicht auf die Leiſtung; dieſe iſt genau nur inſoweit von weſenhafter Bedeutung, als ſie ein Sein vergegenſtändlicht. Nichts illuſtriert dieſe Wahrheit deutlicher, als die weſtliche Ziviliſation, die auf der entgegengeſetzten Auffaſſung aufgebaut iſt. Die Okzidentalen leben ihrer Arbeit, ſehen in ihr das Wichtigſte, das Eigentliche, beurteilen alles Sein nach ſeiner Effikazität. Mit dem Erfolg, daß ihre Lei-

stungen wohl alles überflügeln, was je auf Erden geschaffen worden ist, das Leben jedoch zu kurz kommt wie nie vorher. Je mehr ich vom Orient sehe, desto unwesenhafter erscheint mir der Typus des modernen Abendländers. Er hat eben sein Leben zugunsten eines Lebensmittels abgedankt." (Übrigens Whitman tagelang bei Regensturm unter seiner großen Eiche starr in „a sort of dream-trance" und Thoreau in seiner Waldwildnis sind ganz ebenso „vollendet".) Doch wenn Keyserling schon in Indien erkennt, „wie wenig notwendig das Tun mit dem Sein ursprünglich zusammenhängt", erst China gibt ihm den Mut, auszusprechen: „Roheit ist es, eines Menschen Wesen nach seinem Tun zu beurteilen. Wer ist denn soweit, daß sein Tun seine Seele vollkommen spiegelte?" Das wußten auch die Griechen, mein „Dialog vom Marsyas" handelt davon: es gibt gar kein noch so hohes, noch so reines Tun, dessen Gewinn es wert wäre, mit einem Verlust am Sein bezahlt zu werden (während umgekehrt unserem Betriebsmenschen des Abendlandes auch für den kleinsten Gewinn an Leistung kein Opfer an Sein zu groß ist und unsere Künstler immer bereit sind, sich für ihr Werk zu zerstören). Aber China dringt in dieser Erkenntnis noch tiefer: es weiß, daß kein „Vollendeter" mehr Täter ist, weil, wenn nur erst einmal das wahre Sein erreicht wird, daraus das rechte Tun von selber quillt. Der Mensch hat bloß gut zu sein; ist er gut, so wird auch alles um ihn gut, auch ohne Tat. Seine Person in Ordnung zu bringen, darauf allein kommt's an, denn der Chinese glaubt, daß, sobald einer nur erst mit sich selbst in Ordnung ist, alles Notwendige von selbst geschieht. Im Tschong-Yong steht zu lesen: „Sobald der Kaiser seine Person in Ordnung gebracht hat, werden alle Pflichten gegen ihn erfüllt." Und Konfutse sagt: „Erhaben war die Art, wie Schun und Yü den Erdkreis beherrschten, ohne daß sie etwas dazu taten." Natürlich ist das im gemeinen Sinne falsch, der Augenschein widerlegt es jeden Tag. Es ist bloß moralisch wahr. Und hier trennt sich eben der Mensch, der nur den Augen-



TAYLOR INST

schein kennt, von dem, der innerer Evidenzen fähig ist. Wenn das Abendland noch auferstehen kann, so wäre das nur möglich durch Führer, die mit ihrer eigenen Person in Ordnung sind und zu „herrschen" vermögen, ohne selbst „etwas dazu zu tun"; eine Wahrheit, uns so fremd, daß wir über die bloße Vorstellung lachen müssen.

28. Mai.

„K. u. k. Kriminal" von J. S. Machar, übersetzt von Otto Pick (1919, Deutschösterreichischer Verlag, Wien, I., Fleischmarkt 1). Ein für uns furchtbares Buch. Und gerade weil es niemals pathetisch wird. Es klagt nicht an, beklagt sich nicht einmal, zürnt nicht, schilt nicht, droht nicht, sondern erzählt nur ganz ruhig vom Österreich Franz Josefs. Machar ist eines Tages verhaftet und später ist er ja dann wieder enthaftet worden; man kann eigentlich also nicht einmal sagen, daß ihm „Unrecht" geschah. Er findet selbst für das ganze Verfahren einen guten Vergleich: Jemand wird beschuldigt, den Stephansturm gestohlen zu haben, er leugnet das, man faßt ein Protokoll mit ihm ab, rät ihm, sich einen Verteidiger zu nehmen und behält ihn dann wochenlang in Haft, um ihm schließlich mitzuteilen, es sei zwar indessen durch Aussagen glaubwürdiger Zeugen erwiesen, daß der Stephansturm noch steht, der vermeintliche Dieb aber könne freilich erst entlassen werden, bis er auch den neuen, inzwischen aufgetauchten Verdacht, er habe den Hafen von Cattaro dem Feinde verkaufen wollen, entkräftet hätte. Wirklich war es nicht viel anders: man gab als Grund seiner Verhaftung vier Dichtungen an, die alle vier schon vor dem Krieg, in den Jahren 1905, 1908 und 1913, erschienen waren. Der eigentliche Grund aber war halt, wie Doktor Preminger ihm vorhielt: „Ihr habt kein Herz für die Monarchie!" Worauf Machar das Verdienst bescheiden ablehnend erwiderte: „Die Monarchie hat uns so erzogen." Auch über die Verhaftung von Kramarsch sprach Machar taktlos: „Daß seine Einkerkerung ein furchtbarer Fehler sei. Daß die ganze Nation ihn emp-

finde. Daß es keine kopfloſere Politik gebe als dieſe, welche in einem unzufriedenen Volke Märtyrer erzeugt. Daß man jetzt von uns verlange, hundertjährige Traditionen zu vergeſſen. Traditionen — nicht eigene, ſondern öſterreichiſche, rein öſterreichiſche. Daß die Länder der böhmiſchen Krone der Schauplatz der Kriege des großen Fritz und des Jahres 1866 geweſen ſeien. Daß Öſterreich durch eine mildere Politik auf dem Balkan das Kriſtalliſationszentrum aller dortigen Nationen und Staaten hätte werden können, daß der öſterreichiſche Kaiſer dann kühn die Hand nach der alten Krone des oſtrömiſchen Reiches hätte ausſtrecken können — nach Konſtantinopel — nach dem Weg nach Kleinaſien — nach Bagdad —." Und ebenſo ließ er in jener Gerichtspoſſe gegen Kramarſch keine Gelegenheit aus, ſich unbeliebt zu machen. Er wird gefragt, ob es ſtimme, daß er jahrelang Kramarſch' Freund geweſen, dann aber plötzlich ſein Gegner geworden. „Bis zum heutigen Tag", antwortet er. „Ich ſehe Dr. Kramarſch auf der Anklagebank ſitzen, während ich annehmen müßte, auf ſeiner Bruſt ſämtliche öſterreichiſchen Orden ſitzen zu ſehen. Dieſer Politiker —" Doch er darf nicht ausreden, „Säbelklirren, der ganze Gerichtshof gerät in Bewegung." Und eigentlich muß man ja ſagen, daß es ihm, für die Gewohnheiten und Grundſätze jener Zeit, noch höchſt gnädig erging: man hat ihn bloß für ein paar Monate mit Mördern, Dieben und Räubern ins Loch geſteckt oder, wie er es ſelber nennt, „aufs Eis gelegt". Sogar Beſuche hat er zuweilen empfangen dürfen, nur Übertreibungen wurden nicht erlaubt, ſo zum Beiſpiel, daß ihm einmal eine Dame drei Roſen bringen wollte. Das war gegen die „Vorſchrift"; aber als die Dame dann bat, ihn wenigſtens an den Roſen riechen zu laſſen, hieß es: „Bitte, das darf er." Was will man denn eigentlich mehr? Wenn der edle Joſip Smodlaka, der klügſte Kopf und das reinſte Herz Dalmatiens, einſt ſeine Kriegserinnerungen ſchreibt, dagegen hat Machar wirklich noch ein Idyll erlebt! Und der Dichter Ivo Vojnovich! Und tauſend und abertauſend!

Alle unschuldig! Es genügte ja damals, wenn ein Slawe nur überhaupt irgendeiner Gesinnung verdächtig war! Und was für mein Gefühl das Furchtbarste daran ist: dies alles war, wie Machar vom Untersuchungsrichter Dr. Felix Franke erfuhr, „alles war der natürliche Verlauf im Sinne des Gesetzes", es war nur „der Gang des Gesetzes". Woran nicht zu zweifeln ist. Nur daß man, wenn ein Gesetz so „geht", Lust bekommen könnte, lieber auf alles Gesetz überhaupt zu verzichten, ein für alle Mal. Wir aber, wir anderen, wußten dies ja damals schon und schämten uns tief und knirschten im Herzen. Ob es aber eigentlich genügt, sich tief zu schämen und still zu knirschen? Ich muß gestehen, ich werde noch immer ein drückendes Schuldgefühl nicht los! Und wenn jetzt Freunde über manches, was von Tschechen oder Südslawen jetzt geschieht, verwundert klagen, sag ich immer: Kinder, erinnert ihr euch denn nicht? Sie müßten Engel sein, um so rasch zu vergessen; und Engel zu sein, ist freilich, scheints, auch ihr Ehrgeiz vorläufig noch nicht!

29. Mai.

Noch immer kann ich von Keyserlings „Reisetagebuch" nicht los! In der ersten Neugier bin ich nur so durchgerast; jetzt lern ich, verweilend, die Reinheit, Gewalt und Tiefe seines zugleich umfassenden wie durchdringenden Blickes erst ganz verstehen. Freiheit, Unbefangenheit, Unerschrockenheit des Gedankens ist hier mit Zartheit und Feinheit ahnenden Gefühls aufs schönste gesellt und das Auge des Naturforschers, den er niemals verleugnet, lenkt sein metaphysischer Sinn. Die genaue Kenntnis so vieler Religionen ermächtigt ihn, das Eigene, das Besondere, sozusagen das persönliche Geheimnis jeder einzelnen einzusehen, so sehr, daß ihm selbst das schier Unmögliche gelingt und er, ohne selbst an sich die katholische Form und ihre bildende Gewalt erlebt zu haben, unserem Glauben gerecht wird: „Die Wege des Katholiken und des Protestanten führen beide zu Gott, aber jeder von ihnen ist einer besonderen Naturanlage angemessen. Wer sich eines Sinnes am besten so bewußt

wird, daß er sich in seine objektivierte Form versenkt und diese Form seine Seele gestalten läßt, ist katholisch veranlagt, gleichviel, zu welcher Konfession er sich de facto bekennen mag. Und gleichermaßen ist der wesentliche Protestant, der vom Sinne her der Form zustrebt. So weit Fortkommen in der Welt (wozu auch wissenschaftliche Erkenntnis gehört) in Frage steht, kann man wohl sagen, daß die protestantische Gesinnung die objektiv zweckmäßigere ist. Anderseits bedingt die katholische einen absoluten Vorzug überall, wo Realisieren Gottes in der Kontemplation als Ziel vorschwebt. Dieses kontemplative Realisieren ist nicht die einzig mögliche Form religiösen Erfahrens; wer das Himmelreich nicht schauen, sondern auf Erden verwirklichen will, dem ist eine Protestantenseele ersprießlicher. Der Katholik hat keinen Beruf zur Umgestaltung, ist seinem Wesen nach nicht fortschrittlich gesinnt. Aber ihm wird es leichter zuteil, Gott zu schauen. So kann es nicht fehlen, daß das Indervolk, dem es ausschließlich um Erkenntnis zu tun ist, welches praktischen Fragen ganz gleichgültig gegenübersteht, das kontemplativ ist in extremem Grade, auch in extremem Grade katholisch denkt und fühlt. Denn es ist ein grober Irrtum, wie oft es gelehrt wird, zu glauben, daß der Protestantismus die religiöse Erkenntnis vertieft hätte; das Gegenteil davon ist wahr. Das Handeln im Sinne der Religion hat er vertieft, aber der Erkenntnis hat er nicht zugute kommen können, weil die nach auswärts gerichtete protestantische Bewußtseinstellung dem Inflex des Göttlichen direkt den Rücken kehrt. Gott kann man nicht ausdenken, man muß ihn hinnehmen. Er kommt über einen, man stellt ihn nicht aus sich heraus; Er offenbart sich wie Er will, nicht wie wir wollen: so ist der, den es nach persönlichem Ausdruck drängt, dessen Geist darauf gewandt ist, neue Formen zu erfinden, gegenüber dem aufnehmend gestimmten Autoritätengläubigen im Nachteil als Religiös-Erkennender. Alle Mystiker der Welt waren katholisch gesinnt; alle kontemplativen Naturen katholisieren. Alle großen religiösen Offenbarungen sind katholisch gesinnten

Geistern gekommen und so wird es in aller Zukunft sein." Noch wichtiger aber ist mir eine zweite Stelle, die Keyserlings Sinn für die (auch von Goethe gern betonte) produktive Kraft des Glaubens, für die Wirkung des Glaubens auf das Wissen zeigt: „Der Inder, was immer er im besonderen glaube, urteilt über den Weg zum Heil als Katholik. Er verwirft das Suchen selbständiger Wege; ihm gilt Vertrauen auf die Autorität als Grundbedingung alles inneren Fortschritts. Kein großer Inder, von den Protestanten Buddha, Mahavira und anderen abgesehen, hat je am Offenbarungscharakter der Veden und Shastras gezweifelt, und alle haben Zweifel als verderbenbringend denunziert. Das bedeutet, daß auch die größten Erkenner unter den Hindus tief durchdrungen waren vom Wert des Glaubens als Erkenntnismittel. Wer da zweifelt, könne nicht zum Wissenden werden; und da Glauben nur möglich ist an feststehende Dogmen und Normen, haben sie alle deren Unwandelbarkeit postuliert. Sie haben ferner sämtlich Gehorsam gefordert dem Güru, dem spirituellen Direktor gegenüber (wie denn alle, auch die erlauchtesten Geister unter ihnen, dem ihrigen bis zum Tode gehorsam gewesen sind), aus der Einsicht heraus, daß Lehren, von einem anderen, zu dem man sich absolut empfänglich verhält, laut mitgeteilt, stärker einwirken auf das Unterbewußtsein, als dieselben Lehren, wofern man sie sich selbst erteilt." Und nochmals: „Der katholisch Gesinnte wird darauf den Nachdruck legen, daß die Befolgung der objektiv-besten Norm, und geschähe es noch so äußerlich, auf die Dauer den inneren Menschen beeinflußt, so daß es nicht als Unglück gelten kann, wenn er zeitweilig als unaufrichtig erscheint, da er auf diesem Wege zu einem höheren Zustand hinauferzogen werde; und wird dem Protestanten entgegenhalten, daß allzu großer Nachdruck auf augenblickliche Aufrichtigkeit den Menschen für den Augenblick wohl frei macht, ihm aber recht eigentlich seine Zukunft nimmt; wer sich nicht durch das, was über ihm steht, und was ihm eben deshalb nicht entsprechen kann, bestimmen lasse, gelange nimmer über

ſich ſelbſt hinaus . . . Die Pſyche des gebildeten Katholiken iſt ja, ſo paradox das dem „Aufgeklärten" klingen mag, viel reicher als die des Proteſtanten; die Erziehung durch ein Syſtem, wie das katholiſche, das den vielfältigſten Regungen der Seele Rechnung trägt und allen Verſtändnis entgegenbringt, deſſen Formen gehaltſchaffend ſind und umgekehrt Formenſinn erzeugen, kann nicht umhin, die Seele zu entfalten; während der unkomplizierte und grobe dogmatiſche Unterbau des Proteſtantismus dem Menſchen wohl einen ſtarken moraliſchen Halt und einen einzigartigen Anſporn zur Betätigung gibt, aber ſehr wenig Selbſterkenntnis und faſt gar keine pſychiſche Bildung . . . Ich kenne wenig Roheres, geiſtig Unbefriedigenderes, als die Glaubensvorſtellung des Calvinismus; der Glaube des katholiſchen Köhlers ſteht geiſtig höher als der des gebildeten Puritaners: dennoch hat dieſer einen Menſchentypus erſchaffen, der an moraliſchem Wert alle übrigen chriſtlichen ſchlägt. Zum tätigen Leben kommt es eben nicht auf umfaſſende Einſicht, ſondern einen möglichſt eindeutigen Charakter an und einen ſolchen ſchafft eine ſimpliſtiſche Lehre am eheſten." Und ſo ſieht er in der katholiſchen Kirche noch heute die beſte pſychologiſche Bildungsanſtalt, mithin die beſte Schule der Selbſterkenntnis, die wir haben.

1. Juni.

Höchſt merkwürdig im letzten Heft der von Max Ermers geleiteten „Neuen Erde" das „Grüne Manifeſt" Leberecht Migges. Walt Whitman im Ton und Walt Whitman im Sinn. Das Sterben der Stadt wird angekündigt. Stadt war die alte „Generalidee", der Land „nicht Urtrieb, ſondern Zeitvertreib, nicht Hingabe, ſondern Abgabe", bloß „Bodenſpiel und Stadthoffart" war. Aber jetzt kommen neue Gedanken, „Antiſtadtgedanken", die bringen die Generalidee des zwanzigſten Jahrhunderts: Land! „Warum ernährt das reiche deutſche Land nur fünfzig Millionen? Warum nicht hundert? (Leichter als in China.) Weil wir die Landkraft entblutet haben. Weil wir die Stadtkraft vergeudet haben. Weil wir Stadt

und Land voneinander gerissen haben. Das geht nicht mehr an. Was heißt denn Eigentum an Grund und Boden? Auf die Gesinnung kommt es an! Es gilt, den Boden geistig zu besitzen. Schöpferisch nahe der Mensch sich der segnenden Erde. Werft die Stadtkraft aufs Land — und ihr werdet „blaue Wunder" erleben! . . . Bringt neue Masse, neuen Geist aufs Land. Bringt die Stadt zurück zum Land. Bereitet das Land! . . . Kommt ran ihr starken Einzelgänger, ihr Freiesten der Naturmenschen, ihr Jüngsten der Wandervögel und Freideutschen, ihr Beweglichsten der Spieler und Sportler, ihr Erfolgreichsten der Schreber und Landleute, ihr Lustigsten der Musikanten, ihr Künstler, Denker und Dichter faßt an: Schafft neues Dasein. Schafft neue Kraft. Rettet euer Land! Schaffe Mut, Deutscher, noch ist nichts verloren. Dein Volk wird leben, dein Volk wird steigen, dein Volk wird führen. Hoch die neue Daseinsidee der Deutschen, die neue allgemeine Generalidee: das Land!"

2. Juni.

Wir sollten jetzt für eine Zeit alles Parteiwesen stoppen und die Mutigen aller Parteien aufbieten. Es kommt nämlich, für einzelne wie für Völker, gar niemals auf das Erlebnis an, sondern immer nur auf den Sinn, den ihm, wer es erlebt, erst gibt. In diesem Monat ist es fünfhundertdreißig Jahre her seit der Schlacht auf dem Amselfeld, in der die Freiheit der Serben zerbrach. Und als ihre Freiheit zerbrochen war, da hatten sie nichts mehr als ihr Heldenlied und so lebten sie fortan nur noch von ihrem Heldenlied. Es entstand das Gedicht vom Untergang der Serben auf dem Amselfeld. Das erzählt, wie vor der Schlacht die Mutter Gottes dem Kaiser Lasar einen Brief schreibt, daß er jetzt zwischen Himmel und Erde wählen muß:

„Zar Lasar, du von erlauchtem Stamme!
Sage, welches Reich du dir erwählest:
Willst das Himmelreich du lieber haben,
Oder willst das ird'sche Reich du lieber?

Wenn das ird'ſche Reich du dir erwähleſt,
Sattle Roſſe, zieh die Gurte feſter,
Laß die Helden um die Säbel ſchnallen,
Greife an mit Sturm das Heer der Türken,
Und das ganze Heer wird dir erliegen.
Aber willſt das Himmelreich du lieber,
Wohl! errichte auf dem Amſelfelde
Eine Kirche, nicht auf Marmorgrunde,
Nein, gefertigt aus Seid' und Scharlach,
Daß das Heer zum Abendmahle gehend
Und entſündigt ſich zum Tod bereite!
Alle deine Krieger werden fallen,
Du, o Fürſt, mit ihnen untergehen!"

Der Kaiſer aber, ohne zu zaudern, wählt ſtatt Erdenruhm lieber das Himmelreich:

„Und ſo überwand der Türk' den Zaren,
Und ſo fiel Laſar, der Zar der Serben,
Und mit ihm das ganze Heer der Serben!
Alle ſind nun viel geehrt und heilig
Aufgenommen bei dem lieben Gotte!"

Man kann getroſt ſagen, daß dieſes Gedicht durch ſeine Kraft der Umdeutung, indem es ſie das vernichtende Schickſal ſtolz ſelber bejahen und ſo ihr Leid in eigene Tat verwandeln lehrte, die Serben gerettet hat, denn ein Volk, das innerlich ſtark genug iſt, jeder äußeren Begegnung ſeinen eigenen Sinn zu geben, ſo daß es ſelbſt im Unerwünſchten den eigenen Willen verwirklicht ſieht, bleibt in allen Niederlagen unbeſiegt. Jenes Gedicht iſt vielleicht das höchſte Beiſpiel der „Gaſtfreundlichkeit gegen Unwillkommenes", die Nietzſche rühmt:

„Heut will ich gaſtfreundlich ſein
gegen Unwillkommenes,
gegen das Schickſal ſelbſt will ich nicht ſtachelicht ſein
— Zarathuſtra iſt kein Igel."

Dies wäre jetzt recht eigentlich das Problem des deutſchen Volkes: „kein Igel zu ſein"; wir ſtacheln ſonſt doch nur uns ſelber. Aber in dem Augenblick, wo wir

den Mut hätten, uns zuzutrauen, daß dieſes Leid uns zum Heil werden kann, wo wir ihm ſtatt ein ohnmächtiges Nein ein fruchtbares Ja ſagen, wo ſelbſt dieſes Leid uns auch wieder zur Geſtalt unſerer Eigenart wird, iſt es ſchon überwunden, es iſt kein Ende mehr, es iſt ein Anfang, der Anfang unſerer Heimkehr in uns ſelbſt! Was wird uns denn genommen? Das, woran wir uns ſelber verloren, wofür wir unſere Seele verkauft hatten, was jener ſtolze Zar der Serben ausſchlug: es wird uns doch nur genommen, was ſelber wegzuwerfen uns alle wahrhaften Deutſchen immer ſchon mahnten! Vor dreißig Jahren ſchrieb Nietzſche: „Man mache einen Überſchlag: es liegt nicht nur auf der Hand, daß die deutſche Kultur niedergeht, es fehlt auch nicht an zureichendem Grund dafür. Niemand kann zuletzt mehr ausgeben als er hat: — das gilt von einzelnen, das gilt von Völkern. Gibt man ſich für Macht, für große Politik, für Wirtſchaft, für Weltverkehr, Parlamentarismus, Militärintereſſen aus — gibt man das Quantum Verſtand, Ernſt, Wille, Selbſtüberwindung, das man iſt, nach dieſer Seite weg, ſo fehlt es auf der anderen Seite. Die Kultur und der Staat — man betrüge ſich hierüber nicht — ſind Antagoniſten: „Kulturſtaat" iſt bloß eine moderne Idee. Das eine lebt vom andern, das eine gedeiht auf Unkoſten des andern. Alle großen Zeiten der Kultur ſind politiſche Niedergangszeiten: Was groß iſt im Sinne der Kultur, war unpolitiſch, ſelbſt antipolitiſch . . ." Müßten wir alſo nicht eigentlich frohlocken, wenn wir ſchon ſelber die Kraft, über den Staat empor zu Kultur zu kommen, in uns nicht fanden, jetzt dazu gezwungen zu ſein, endlich zu uns ſelbſt gezwungen? Es bleibt uns ja jetzt nichts übrig als wir ſelbſt! Aber könnten wir in der ganzen weiten Welt denn was beſſeres haben als uns ſelbſt? „Benutze, was dir widerfahren," ſagt Goethe. Auf dem Amſelfeld wurden die Serben ein Heldenvolk. Wir müſſen nur die Kraft finden, uns Verſailles ſo zu denken, wie einſt Jena gedeutet wurde. (Das Gedicht vom Amſelfeld fand ich in dem ſehr merkwürdigen Buch Pawel Kopals „Das

Slawentum und der deutsche Geist, Problem einer Weltkultur auf Grundlage des religiösen Idealismus", verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, 1914.)

3. Juni.

Die Welt ändert sich nicht: immer fordert der Unterdrückte Gerechtigkeit und der Mächtige pocht auf die Macht. Wir wundern uns jetzt, daß die Geistigen in England, Frankreich und Amerika dazu schweigen. So wunderte sich Gustave Courbet 1870, daß die deutschen Künstler dazu schwiegen. Napoleon war gestürzt, Frankreich in Revolution und Courbet begriff nicht, daß sich das deutsche Volk nicht dem befreiten Frankreich verband. Er schrieb an die deutschen Künstler: „Ich habe im Geiste zweiundzwanzig Jahre mit euch gelebt, und ihr habt mir Sympathie und Achtung abgenötigt. Ich habe euch als zähe Arbeiter, als umsichtige und energische Männer kennen gelernt, als Feinde der Zentralisation und der Unterdrückung des Denkens. Als wir uns in Frankfurt und in München trafen, stellte ich die Gemeinsamkeit unserer Bestrebungen fest. Ihr verlangtet ebenso wie ich nicht nur die Freiheit für die Kunst, sondern ebenso die Freiheit für die Völker. In eurer Mitte fühlte ich mich wie zu Hause bei meinen Brüdern; wir stießen auf Frankreich und auf die Einsetzung der europäischen Republik mit den Gläsern an; noch in München schwurt ihr im vorigen Jahr die fürchterlichsten Eide, keine preußischen Vasallen zu werden. Heute dient ihr alle in den Rotten und Regimentern Bismarcks; vorn an der Mütze tragt ihr eine Nummer und ihr habt gelernt, militärisch zu grüßen. Ihr, von deren Ehrlichkeit und Redlichkeit man übertriebene Vorstellungen hatte, ihr, die Verächter der Philisterinteressen, die Erwählten des Geistes, ihr führt euch heute wie Räuber auf, die schamlos bei Nacht herankommen, um im Angesicht der Welt Paris zu plündern ... Gestern habt ihr Deutschland verteidigt und gerettet; heute bleibt ihr noch in Reih und Glied und dienet in einem Krieg, der ruchloser ist als die verworfensten Kriege

des Feudalismus, und schmiedet Ketten für Deutschland . . Bis zum 4. September brauchten sich die Männer des Fortschritts nicht um die widerlichen Streitigkeiten der Souveräne zu kümmern; ihre Prätorianer schnitten sich willig zur Genugtuung Europas gegenseitig die Hälse ab; ja, ihr habt uns sogar bis zur Schlacht von Sedan einen Dienst erwiesen, denn alles Üble, das ihr uns angetan habt und noch weiter antun könnt, kann nie so groß sein, wie die Summe des Übels, die uns das Weiterbestehen des Kaiserreiches gekostet hätte, und die Summe der Wohltat, die ihr uns dadurch erwieset, daß ihr es umgeschmissen habt. Aber nachdem eure Rechnung mit dem Bonaparte geregelt ist, was habt ihr mit der Republik zu schaffen? . . . Deutsche aller Stämme, ihr, die ihr die Geopferten seid, die Soldaten des Preußen, der sich schont, ihr Bayern, Württemberger, Badenser, Sieger über uns bis zum 4. September, ich will euch sagen, was jetzt eure Aufgabe ist. Man sagt euch nach, ihr wäret an harte Arbeit und bescheidenes Leben gewöhnt; um so besser; in Frankreich ist die Armut der Bestallungsbrief der Ehre; nur die Reichen sind in der Lage zu stehlen; wir können uns also miteinander verständigen. Ihr habt eure Religion, eure alten Heiligtümer mit euch geführt; ganze Wagen voll eurer Ahnen, der Zimbern und Teutonen, und den berühmten Karren der Hermannsschlacht. Wie es recht und billig ist, wollt ihr sie nicht leer über den Rhein zurückfahren; Ihr verlangt eine Entschädigung; schön, ihr sollt sie haben. Ladet auf eure Wagen die Steine der Festungsmauern von Toul und Straßburg, wir treten sie euch ab; ihr könnt sie in eurer Heimat als Heldenandenken mit Vorteil verklopfen. Tut noch Besseres: wenn ihr vorüberkommt auf eurem Heimzug, macht auch eure eigenen Festungen dem Erdboden gleich; wenn euer Herz euch danach steht, werden wir euch hilfreiche Hand reichen: dann werden wir zusammen diese blutigen Marksteine umstürzen, die die Grenzen bezeichneten und Gruppen von Völkern auseinanderrissen, die demselben Blute entstammen. Wenn die Grenzen verschwunden sind, braucht

man, um sie zu schützen, keine Festungen mehr. Keine Festungen mehr, keine Heere fortan. Keine Heere mehr! Die Mörder allein werden töten; wir wollen es wenigstens hoffen . . . Ich grüße euch brüderlich. Da fällt mir was ein. Hört einmal: eure Krupp-Kanonen könnt ihr uns hier lassen, wir wollen sie mit unseren zusammen einschmelzen; die letzte Kanone wollen wir, mit dem Maul gen Himmel und mit einer phrygischen Mütze auf dem Kopf, auf einen Sockel stellen, der auf drei Kanonenkugeln ruhen soll, und dieses Kolossalmonument, das wir zusammen auf dem Vendomeplatz errichten wollen, soll unsere Denksäule sein, für euch und für uns, die Säule der Völker, die Säule der beiden für immer verbündeten Länder Deutschland und Frankreich." Aber die deutschen Künstler schwiegen; Sieger schweigen immer zur Menschlichkeit.

7. Juni.

In seinem Kriegstagebuch („Zwischen Volk und Menschheit", S. Fischer Verlag, Berlin 1919) erzählt Richard Dehmel, wie ihm zur Winterszeit im Schützengraben einmal träumt, er werde von Liliencron rasiert; und während der ihn einseift, fällt ihm ein, ob er sich nicht lieber doch den Bart stehen lassen sollte, so einen treu gepflegten braven Bart, wie der alte Kaiser Wilhelm trug, aber Liliencron rät ihm ab, denn, sagte er, die alte Zeit kommt doch nicht wieder. Darüber wird nun Dehmel im Traum ganz traurig, doch Liliencron tröstet ihn: „Laß gut sein, mein Richard, du bist die alte und die neue Zeit!" Dabei spritzt er den Seifenschaum weg und sieht seinen Richard so von Herzen lächelnd an, daß der vor Freuden aus seinem Traum erwacht. „Laß gut sein, mein Richard, du bist die alte und die neue Zeit!" Der Satz enthält wirklich den ganzen Dehmel; und auch noch seine ganze Generation dazu. Wir alle, die in den sechziger Jahren Geborenen, seit den achtziger Jahren Wirkenden, kamen von der alten Zeit nie ganz los und kamen nie ganz in eine neue Zeit hinein; noch in jener, doch auch schon in dieser lebend, haben wir eigentlich unsere eigene

Zeit verſäumt, Gott ſei Dank, und vielleicht war uns vom Schickſal eben dieſe Sendung zugedacht: das alte Deutſchland, das Weltdeutſchland, das Goethe-Deutſchland ehrfürchtig aufzubewahren und durch den „Betrieb" unverſehrt auf unſere glücklicheren Söhne zu bringen, bis einſt wieder jenes wahrhafte Deutſchland möglich ſein wird. Mit der Zeit des Betriebes, in die wir verbannt waren, mit unſerer eigenen Zeit wußten wir alſo nichts anzufangen, und auch ſie mit uns nicht. Unſere Kraft lag in der Vergangenheit, unſere Zuverſicht in der Zukunft, ſo ſchlugen wir uns durch eine troſtloſe klägliche Gegenwart durch. Daher kam es, daß auch das Beſte der Beſten unter uns immer etwas Imaginäres behielt; erſt die Söhne werden, wenn ihnen eine Zeit der Erfüllung beſchieden iſt, merken, wie gut es von uns gemeint war. Und ſo werden auch erſt ſie recht verſtehen, wie wunderſchön es doch war, daß der alternde Richard Dehmel 1914 als Kriegsfreiwilliger mit nach Frankreich zog, einfach in dem Gefühl, daß einer Nation in ihren großen Stunden, und wären es ſelbſt Stunden eines heroiſchen Wahns, ja Stunden des Untergangs, die Künſtler, die Dichter, die Geiſtigen nicht fehlen dürfen; anderen Völkern iſt das ja ſelbſtverſtändlich. Er hatte mit dieſem Gefühl, daß, wenn das deutſche Volk um ſein Leben kämpft, der Richard Dehmel dabei ſein muß, natürlich ganz recht und es iſt nicht ſeine Schuld, wenn kein richtiger Gebrauch davon gemacht wurde. Denn der da nach ſechs Wochen der Abrichtung im Oktober ins Feld zog, das war doch gar nicht der Richard Dehmel, es war einfach ein Unteroffizier mehr, eine Nummer mehr! Italien hat von d'Annunzio den richtigen Gebrauch gemacht. Sechs Wochen Drill, als Unteroffizier ins Feld, dann Leutnant, bald auch das Eiſerne Kreuz, gelegentlich Kompagnieführer; alles als Erlebnis gewiß ganz ſchön, aber nichts, wozu man erſt der Richard Dehmel ſein müßte. Und als man das ſchließlich, etwas ſehr ſpät, doch auch „oben" bemerkte, fing gar erſt die große Verlegenheit an, denn was eigentlich ein Dichter iſt, davon ahnte man „oben"

ſo wenig, daß, als ſein Zahnarzt dem Generalquartiermeiſter gelegentlich zu verſtehen gab, ein Dichter wäre doch eigentlich beſſer zu verwenden, der Befehl an ihn kam, „den Truppen Vorträge zu halten, die ihre geiſtige Schwungkraft anregen", und ſo „durch Anſprachen und Vorträge fördernd auf Geiſt und Gemüt der Truppen zu wirken"; er wurde zum „Etappen-Barden" ernannt, zum „Feldprediger zweiten Ranges", der „ſich in der Etappe herumdrückt", eine Verwendung, in der er ſich ſelber „tatſächlich degradiert vorkam". Mich hat lange nichts ſo tief erſchüttert als dieſer ruhige Bericht von Tag zu Tag, wie durch Unverſtand und Mißbrauch ein reines Gefühl, das die ſchönſte Frucht hätte tragen können, elend vergeudet worden iſt. Er zog aus, damit die Welt erfahre, „daß jeder bei uns mit Leib und Seele fürs Ganze eintritt". Aber kaum ein halbes Jahr ſpäter fragt er ſich ſchon, „ob nicht die ganze Kriegsbegeiſterung fürs teure Vaterland und liebe Volk ein Augenblicksrauſch wie andere war". Der „ganze plumpe Stumpfſinn dieſes Kriegs", deſſen „Führern, allen durch die Bank, von rechts bis links, der geiſtige Schwung fehlt, der die Maſſen hochreißt", mit den wüſten Trinkereien und Spielereien in den Offiziersquartieren, mit den Schändlichkeiten der „Etappenſchweine", laſtet ſo ſchwer auf ihm, daß „man ſich ſchließlich für einen Narren hält, daß man ohne zwingende Not, bloß aus Vorkämpferluſt für den deutſchen Geiſt, all dieſe Mühſal auf ſich genommen hat". Er ſchämt ſich der Kameraden: „ſobald das bißchen Kulturtünche abſpringt, kommt die ſchauerliche Stumpfſinnigkeit der ordinären Natur zum Vorſchein, die ſich geräuſchvoll zu betäuben ſucht. Was wird denn der beſſere Markircher Bürger, wenn wir mal abrücken, hinter uns her reden? Saufbrüder, Radaubrüder! . . . Wenn ich mir dieſe teils knurrig verdroſſenen, teils biſſig luſtigen Tiſchgenoſſen betrachte, die alle dieſelbe Sprache ſprechen und doch an einander vorbeireden, dann ſteigt mir immer wieder die gräßliche Frage auf: wir kämpfen doch hier für die deutſche Volksgemeinſchaft, warum merkt man ſo

gar nichts davon?! . . . Ich fühle mich oft so bodenlos niedergedrückt, daß ich mir die noch bodenlosere Frage stelle: um was kämpfen wir eigentlich? Geht's wirklich um den deutschen Geist, wie ich anfangs glaubte und gern noch glauben möchte, oder bloß um den großen Futternapf, den man hochtrabend „Weltmarkt" nennt? Was frommt der Menschheit unsere stärkere Faust, wenn sie bloß für den Magen zur Waffe greift? Schon diese Frage nach dem humanen Zweck des Krieges ist vielen unserer Industrieparioten und sonstigen nationalen Kulturprokuristen eine lachhafte Sentimentalität." Seine Verstimmung wächst, bis er zuletzt ausruft: „Daß ich Kriegsfreiwilliger bin, kommt mir schon längst wie ein schlechter Witz vor . . . Ich spiele nun anderthalb Jahre Soldat und meine Erinnerung ist so leer wie ein Dreckloch, das eine Granate in einen Garten gewühlt hat." Einmal, bei einer Zecherei mit Kameraden, wird sein Ekel so groß, daß er ohne Abschied wegläuft: „Als ich dann bei Nacht und Regen auf der dreckigen Chaussee, die manchmal vom Franzmann beschossen wird, einsam nach Markirch zurückstiebelte und über die deutsche Zukunft nachsann, fühlte ich mich so niedergeschlagen, daß ich es als Erlösung empfunden hätte, wenn mir plötzlich eine Granate in den Magen gekracht wäre . . . Für dieses Deutschland bin ich nicht in den Krieg gegangen, das würde ich lieber gedemütigt sehen; allerdings nicht durch fremde Macht, aber durch unsere eigene Volkskraft. Es ist die bitterste Selbstüberwindung, für eine Sache weiterkämpfen zu müssen, deren menschlichen Unwert man zu spät erkannt hat . . ." Aber so furchtbar dieses Buch ist, schließlich muß man doch sagen: das Deutschland des Krieges, das hier erscheint, gleicht ja durchaus dem Deutschland des Friedens. Alles stimmt, Zug um Zug; das Volk in der Tiefe ganz echt, gut, ja gütig, selbstlos, opferwillig, genügsam, großmütig, starkmütig, zartfühlend, noch durchaus das alte Volk unserer Volkslieder; und ebenso ganz oben wieder eine nur leider zu schmale, gar zu dünne Schicht freigesinnter, selbstbeherrschter, gewissenhafter Pflichtmenschen; aber

entſetzlich, was dazwiſchen iſt, die grauenhafte Maſſe des „gebildeten Mittelſtandes". Dehmel ſchreibt: „Wenn etwas Wahres an dem Witzwort iſt, der preußiſche Volksſchullehrer habe bei Sadowa geſiegt, dann müſſen wir uns heute ſagen: der deutſche Oberlehrer hat den Weltkrieg verloren." Freilich wird man einwenden, daß derſelbe gebildete Mittelſtand in Frankreich und England doch ebenſo grauenhaft iſt (was aus Flaubert und Shaw bewieſen und an jeder internationalen Table d'hote erlebt werden kann). Nur daß in Frankreich und England dieſer gebildete Mittelſtand nicht herrſcht; es genügt ihm, Geld zu verdienen, geiſtig kuſcht er. Und die Lebensfrage Deutſchlands iſt jetzt, ob wir noch die ſittliche Kraft aufbringen, Volk und Oberſchicht unmittelbar zu verbinden, zur Bewältigung dieſer ſchnarrenden, ſchachernden, krampfhaften, „zielbewußten", großſpurigen, gottloſen, gewiſſenloſen, geiſtloſen, bildungsſchwindelnden, vereinsmeiernden, zechenden, freſſenden, die ganze Welt moleſtierenden und dazu noch unentwegt Schiller und Treitſchke zitierenden Mittelklaſſe, die den Krieg verſchuldet und den Krieg verloren hat. Es iſt charakteriſtiſch, daß auch Dehmel ſeine letzten deutſchen Hoffnungen in die Spartakusleute zu ſetzen ſcheint. An dem Tage, wo die Geiſtigen und das Volk, das wirkliche Volk, unſer altes deutſches Volk ſich fänden, könnten wir wieder an unſere Zukunft glauben. Und man vergeſſe nur auch nicht, daß jede der deutſchen Parteien, jede, wie ſie ſich auch nenne, Volk enthält. Es fehlt nur der Führer, der aus allen Parteien das Volk holt, das ſich jetzt überall von dieſer Spottgeburt unſerer geiſtigen Entartung, von den „Gebildeten" äffen läßt. Deutſchland kann nur durch Überwindung der „Gebildeten" aus der Volk gebliebenen Tiefe wiedergeboren werden, und die furchtbarſte Gefahr für Deutſchland iſt der Verſuch, nun auch dieſe bisher Volk gebliebene Tiefe noch in „Gebildete" zu verwandeln.

8. Juni.

Ruhelos, weil ich unabläſſig Tag und Nacht immer an den armen Toller denken muß! Und daß es Menſchen

gibt, fähig, gelassen an ihr Tagewerk zu gehen, der blühenden Kastanien in der lieben Sonne froh, während der junge Dichter, fast noch ein Knabe, so licht und rein gesinnt, nur eines unmäßigen Vertrauens auf die Menschheit schuldig, vielleicht schon an der Mauer steht, das ist mir unbegreiflich. Ich bin mit den Untiefen der menschlichen Natur, mit der lauernden Gewalt der Erbsünde, mit dem radikal Bösen in uns genug vertraut und habe Phantasie genug, um auch mich selbst vor keiner Verlockung zu welchem Verbrechen immer jemals pharisäisch sicher zu fühlen; keiner weiß schließlich, was noch alles im Rausch eines ausbrechenden Affekts einmal aus ihm wird, und gar der Urinstinkt der Rache spukt doch in uns allen noch so stark, daß man zuweilen schon die ganze Macht des Gewissens aufbieten und alle guten Geister anrufen muß, um nicht selber mitzuhassen. Wir sind ja mitten im Bürgerkrieg und furchtbar bewährt sich Bismarcks Wort, daß „es eine größere Kampfesfreude für den kampfesmutigen Deutschen überhaupt nicht gibt als den Streit mit dem eigenen Landsmann und der Bürgerkrieg von uns mit mehr Liebe durchgefochten wird wie jeder andere Krieg". So kann ich die scheußlichen Taten an Eisner, an Liebknecht und der Luxemburg, an meinem edlen Landauer schaudernd, doch immerhin noch psychologisch verstehen: es ist Krieg und im Kriege gilt's für recht, den Feind zu töten. Hätten sie Toller im Gewühl erschlagen, so wär's ein ehrlicher Soldatentod gewesen und er lebte dann als eine Art Theodor Körner der Revolution im Heldenlied fort. Daß man dem gefangenen Feind nun aber einen förmlichen Prozeß macht, daß der Sieger auf einmal den Richter spielt, daß Rache sich noch als Recht maskiert und in den feierlichen Mantel des Gesetzes wirft, dagegen empört sich alles in mir! Die jetzt in Deutschland gegeneinander stehen, kämpfen alle hüben und drüben im guten Glauben für das Vaterland. So wenig in den gegen München vorrückenden Truppen irgendeiner etwa sich als „Empörer" gegen die Münchener „Obrigkeit" gefühlt hat, ebensowenig konnte sich diese Münchener

„Obrigkeit" durch die Vertreibung einer ihr unfähig und für das Vaterland verderblich scheinenden Partei schuldig des „Hochverrats" fühlen. Empörung, Hochverrat, Staatsgewalt, dies alles sind doch Begriffe, die ja keinen Kurs in Bürgerkriegen haben, denn sie setzen eben das schon voraus, worum eben der Bürgerkrieg erst geht: den Bestand einer von allen anerkannten Rechtsordnung. Solange diese noch nicht in Deutschland wiederhergestellt sein wird, kann es dort weder Hochverrat noch Empörung, noch überhaupt ein politisches Verbrechen geben, sondern es steht Partei gegen Partei, steht Ideologie gegen Ideologie, zunächst noch keine stark genug, der anderen Herr zu werden, was wahrscheinlich überhaupt nur gegenseitig, was erst einer Syntheſe der sämtlichen deutschen Ideologien gelingen wird. Es ist die Lebensfrage Deutschlands, ob es noch die Kraft aufbringt, die sämtlichen Ideologien, die jetzt alle von der Entwicklung überholt sind, zu sprengen und aus den besten Männern aller jetzt unbrauchbar gewordenen Parteien über ihnen eine neue zu formen, die Geistesraum für alle, für Alldeutsche, Katholiken, Sozialdemokraten und Spartakisten hätte. Hebbel sagt einmal, der Mensch müsse lernen, „alles Unwesentliche von selbst wegzuwerfen, bevor das Schicksal es noch fordern kann, das Wesentliche aber zu verteidigen wie das Leben selbst". So werden jetzt alle deutschen Parteien alles, was ihnen nur irgend entbehrlich ist, aus freien Stücken preisgeben, aber das einer jeden Unentbehrliche, mit dem sie sich selber und ihren eigenen Sinn und ihre Rechtfertigung vor Gott und dem Weltgericht preisgäbe, dies, aber auch sonst nichts als nur dies, dann einander ein für alle Mal zugestehen lernen müssen. Die Kraft zu solcher Notgemeinschaft, durch die die Deutschen erst wieder ein Volk würden, wird aber um so schwerer aufgebracht, je mehr zwischen den Parteien liegt, was sie einander nicht vergeben, nicht vergessen können: je mehr Leichen zwischen ihnen liegen. Darum trifft jeder politische Mord jetzt das deutsche Volk selbst ins Herz: wenn morgen Toller stirbt, lebt dann in Hunderttausenden

wieder nur der eine Gedanke, seinen Tod zu rächen. Es ist Selbstmord, uns den Weg zur Einung mit Leichen zu verrammeln. Auferstehung von so tiefem Fall können wir uns nur noch von der heiligen Allgewalt des großen Verzeihens erhoffen. In der „Natürlichen Tochter" heißt es:

„Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen."

Wer fühlte nicht, daß nur Liebeskraft allein uns noch retten kann? Nur meint jeder, daß der andere, der Gegner, gefälligst damit anfangen möge, mit der Liebeskraft. Und so kann es geschehen, daß bald auch von unserem edlen, großen, alten Volk nichts mehr übrig bleibt als

„Ein Gespenst, das mit vergeb'nem Streben
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt."

. . . Und wenn man denkt: wie lang ist es denn her, daß fast in allen deutschen Parteien schon die Mehrheit für Abschaffung der Todesstrafe gesichert schien? Bernard Shaw hat recht, der neulich schrieb: „Wer kein Narr ist, muß erkennen, daß die moralische Restauration in Europa noch viel wichtiger ist als die wirtschaftlichen Wiederherstellungen" (in seinen zunächst den eigenen Leuten zugedachten, jetzt aber auch bei S. Fischer, Berlin, verdeutschten „Winken zur Friedenskonferenz"; er, der selber weiß, daß er für den „verschrobensten Kerl der Welt" gilt, debütiert hier überraschend als realpolitischer Opportunist und versucht, Hausverstand mit Genie zu koppeln, das ihm aber künftig hoffentlich doch wieder durchgehen wird).

10. Juni.

Goethe sagt: „Wie irgend jemand über einen gewissen Fall denke, wird man erst nur recht einsehen, wenn man weiß, wie er überhaupt gesinnt ist." Kehrt man, mit gutem Recht, diesen Satz um und sagt: „Wie jemand überhaupt gesinnt sei, wird man erst gewahr, wenn man

weiß, wie er über einen gewissen Fall denkt," so hat man die Methode, durch deren Gebrauch Dr. Felix Cleve in seiner Schrift „Die Philosophie des Anaxagoras" (Verlagsbuchhandlung Karl Konegen, Wien, 1917) von der Deutung einiger bisher noch niemals aufgeklärter Stellen des Anaxagoras aus zum erstenmal diesen berühmten Namen, der uns bisher bei so hohem Klang doch eigentlich immer noch ohne rechten Sinn blieb, Gestalt, Kern und Zusammenhang zu geben vermag. Zum gründlichen Philologen tritt hier ein an der Natur gebildeter Philosoph, strenger Akribie gesellt sich ein mit ruhiger Kraft die Zeiten zusammenfassender Blick, wissenschaftlicher Schulung die Phantasie des Künstlers und da nun auch die seltene Gabe, gelehrt zu Laien zu sprechen, nicht fehlt, wird überall die lebendigste Darstellung erreicht: der Teleologe, für den Anaxagoras bisher galt, verschwindet ebenso wie der Dualist und es erscheint ein spiritualistischer Monist, der schon Averroes, ja Mach ahnt und selbst unseres Friedlaender-Mynona polarische Weltanschauung vorwegnimmt. Und wenn ich gestehen muß, daß mir der Verfasser doch in seiner Lust, den Alten, in dem er schon unseren Molekülbegriff entdecken, in dessen Elementen er die verdinglichten Empfindungsmodalitäten erkennen will, überall ganz modern auszulegen, zuweilen vielleicht zu weit geht, so scheint Goethes Behauptung, es sei den Alten verborgen geblieben, wie Einheit sich in Zweiheit selbst auseinander lege und Polarität ihnen noch nicht deutlich geworden, jedenfalls widerlegt. Ich aber verdanke der Schrift die Gegenfigur zum Empedokles! Nun ergänzen sich mir die beiden so glücklich, daß ihre Zeit erst komplett scheint: der mystische Empedokles, bekränzt in Purpur die Straße zum Heile ziehend, durch unseres Fleisches fremdes Kleid die verhüllte Seele fühlend, durch Glaubenskraft im Geist den Tod bezwingend, durchaus schöpferisch, ein Religiosus, dem darum auch sein Gott zum Künstler wird, und der sinnende Anaxagoras, der Einsiedler, der selbst nicht mittut, der bloß zusieht, der erste beschauliche Gelehrte, darum auch der erste

Kosmopolit, ein vollkommener Rechner, Verstandesmensch, Aufklärung, achtzehntes Jahrhundert (wie Empedokles dreizehntes; und Phidias beide zusammen!), durchaus unschöpferisch, doch höchst konstruktiv, mit dem leidenschaftlichen Spieltrieb, den souveräner Verstand immer hat, ein geborener Mechaniker, für den es charakteristisch ist, daß er die Macht des Menschen aus seinem Besitz von Händen erklärt und dem darum zuletzt auch sein Gott eigentlich bloß ein Kopf mit Händen und die Weltschöpfung ein kunstgerecht durchgespieltes Domino wird.

12. Juni.

Besiegten ziemt's nicht, sich Siegern anzubiedern. So schwieg ich und harrte still, wer von meinen Freunden in Feindesland wohl der erste sein würde, mir ein Zeichen zu geben. Heute kam es. Seit fast fünf Jahren wieder der erste Brief aus der Welt! Poststempel Malamocco. Nichts auf dem Couvert als mein Name und Vienna zittrig geschrieben. Ich hätte vor Freude am liebsten laut aufgeheult! Von Malamacco gehen im Sommer Greise, zu hinfällig, um noch auf Fische zu segeln, täglich zum Lido hinüber, den Fremden allerhand Zeug anzuhängen, Muscheln und Seegetier. Wenn ich im Sand lag, saßen sie gern verschnaufend bei mir und erzählten. Ihre Sorgen, ihre Wünsche, den ganzen kleinen Jammer und die stille Schönheit ihres demütigen Lebens erfuhr ich und so sind alle mit der Zeit unsere guten Freunde geworden. Und da jetzt der Krieg aus ist, hat einer von den Alten, der Bovolato Lorenzo, meiner gedacht und an mich geschrieben. Eine seiner Töchter, schreibt er mir, heiratet nächstens, ein Sohn ist krank und ihnen allen geht's halt schwer genug. Und dann fährt er fort: Dunque Signore lei spero che stara bene e gli auguro una buona salute e speriamo di avere una pace per tutto il mondo intero. Und ich muß sagen, von keinem in der ganzen Welt hätt's mich inniger erfreut als der Gruß des alten Fischers, der auf seinem Eiland alle die Jahre her den Sommergast nicht vergessen hat.

Unheimlich, wie jeder Deutsche für sich vor sich hin ins Leere hinaus monologisiert, jeder nur noch auf sich selber hört, ja gar nicht einmal mehr danach fragt, auch von anderen gehört zu werden; Deutschland bestand längst nur noch aus Sekten, jetzt aber scheint's, als wäre jeder Deutsche schon selber eine Sekte für sich. Und alle diese Monologe von Sekten werden nun von den Verlegern immer gleich in Serien verzapft, mich schaudert vor den Rudeln eilig bedruckt schon vergilbenden Papiers, die mir jeder neue Tag auf den ächzenden Tisch speit! Wer will sich da vermessen, heute noch „mitzukommen"? Man wird bald eigene Leser anstellen müssen, Leser von Beruf, und es dauert vielleicht nicht mehr lange, daß das Lesen besser bezahlt sein wird als das Schreiben. Den Ehrgeiz jedenfalls, auf dem Laufenden zu sein, hat man uns längst abgewöhnt; es läuft zu schnell. Bis ich nur die beigelegten „Waschzettel" durchsehe, geht darüber der Vormittag hin! So sei, bloß um den Tisch abzuräumen, in aller Eile notiert: eine Serie vom Roland-Verlag in München, „Die neue Reihe" benannt, mit Versen von Iwan Goll, Kurt Heynicke, H. Hardenberg, Hermann Kasack, Gottfried Kölwel und Erzählungen von Arnold Zweig, Alfred Wolfenstein, Richard Hülsenbeck, Rudolf Leonhard, Heinrich Eduard Jakob und Alfred Lemm, dessen „Salomea" und „Altmännerhaus" das Stärkste sind, was mich seit Unruh, Leonhard Frank und Kornfeld beglückt hat: so glühend erfühlt, so meisterlich gekonnt! Eine andere Serie vom Freien Verlag in Bern: da sprechen die deutschen Emigranten und sie haben sich das Recht erworben, ungerecht zu sein; unser deutsches Problem aber ist, Deutschland auch ihnen wieder zum Vaterland zu machen, es wird entweder überhaupt kein Deutschland mehr sein oder ein Deutschland für alle (die Serie bringt Dr. Otfried Nippolds, „Durch Wahrheit zum Recht", die vom Comittee on public information der Vereinigten Staaten herausgegebene „Deutsch-Bolschewistische Verschwörung", die Reden Wilsons, Herrons Schrift über Wilson und

einen reich dokumentierten, von Hugo Ball, den freilich sein ungezügeltes Verlangen nach Wahrheit zuweilen, sozusagen automatisch exzessiv, noch über die Wahrheit hinaus treibt, herausgegebenen „Almanach der Freien Zeitung"). Dann eine Serie S. Fischers: unter den neuen Bänden seiner „Romanbibliothek" einer von unserem Otto Lecher, „Der Abgeordnete", eines deutschradikalen Mandats Glück und Ende mit Sachkenntnis ironisch resigniert erzählend (Österreichs System wird darin einmal eine „Geburtsbureaukratie" genannt und Politik als „die Kunst, seine persönlichen Interessen als Interessen der Allgemeinheit erscheinen zu lassen" definiert); ferner gleich fünf Rathenaus: „Zeitliches", „An Deutschlands Jugend", „Nach der Flut", „Der Kaiser", „Der neue Staat", voll Angst um Deutschland, dennoch gläubig an seine Kraft, einen Staat aufzurichten „sachlicher, organischer, freier und leistungsfähiger als jeder andere Staat" und eine Wirtschaft zu schaffen „klar und durchsichtig wie Glas, die jedem Mitwirkenden die Mitbestimmung sichert, keinem einzigen versteckte und ungerechte Vorteile sichert, den höchsten Wirkungsgrad der Arbeit sichert", aber: „Wer euch mehr verspricht, täuscht sich oder euch!" Endlich eine Serie des Verlags Max Rascher in Zürich: Barbusses „Die Hölle", des sanften Schickele „Der deutsche Träumer", Walt Whitmans „Der Wundarzt", aus Tagebüchern und Briefen von Iwan Goll übersetzt, die Gedichte noch von Gustav Landauer übertragen, dessen „Ansprache an die Dichter", voll Erbitterung gegen den „Patentsozialismus der Philister und strohtrockenen Systematiker", voll glühender Bereitschaft zur „immerwiederkehrenden Erneuerung". S. Fischers von Wolfenstein redigiertes Jahrbuch „Die Erhebung" bringt Svend Borbergs „Das Lächeln von Reims" und des unerschöpflichen Bernard Shaw „Der gesunde Menschenverstand im Krieg".

15. Juni.

Der Wiener Protest gegen die drohende Hinrichtung Tollers enthält auch Namen, deren Träger, wie sich

herausstellt, erst gar nicht gefragt worden und deshalb, obwohl sachlich einverstanden, jetzt gekränkt sind. Ich, der in aller Form gefragt worden ist, muß schon sagen, daß ich ihre Verwahrung nicht recht verstehen kann: ich bin eher gekränkt, daß man mich erst gefragt hat, daß man mich überhaupt zu fragen erst für nötig hielt. Und ich ermächtige hiemit ein für allemal jedermann, hinfort meinen Namen, ohne mich erst lange zu fragen, unter jeden Protest gegen jeden Mord zu setzen, wem immer auch dieser Mord gilt, und wenn er selbst dem scheußlichsten Unmenschen, wenn er meinem Todfeind gälte (das heißt: einem, der mir todfeind ist, denn ich bin's keinem mehr; ich will Nächstenliebe wie Fernstenliebe).

17. Juni.

Zwischen Whitman und Goethe les ich jetzt immer wieder Dschuang Dsi (in der wunderbaren Verdeutschung von Richard Wilhelm, bei Diederichs), die drei gehen so gut zusammen, als die vorzüglichsten Beispiele des polarischen, über allen Gegensätzen in ihrem völligen Gleichgewicht ruhenden und ewig aus dieser Ruhe wieder zu dieser Ruhe bewegten Menschen. Aus dem elften Buch notiert: „Ich weiß davon, daß man die Welt leben und gewähren lassen soll. Ich weiß nichts davon, daß man die Welt ordnen soll. Sie leben lassen, das heißt, besorgt sein, daß die Welt nicht ihre Natur verdreht; sie gewähren lassen, das heißt, besorgt sein, daß die Welt nicht abweicht von ihrem wahren Leben. Wenn die Welt ihre Natur nicht verdreht und nicht abweicht von ihrem wahren Leben, so ist damit die Ordnung der Welt schon erreicht. Der heilige Herrscher Yau suchte die Welt zu ordnen, indem er sie fröhlich machte; aber wenn die Menschen mit Lust ihrer Natur bewußt werden, geht die Ruhe verloren. Der Tyrann Giä suchte die Welt zu ordnen, indem er sie traurig machte; aber wenn die Menschen unter ihrer Natur zu leiden haben, so geht die Zufriedenheit verloren. Verlust der Ruhe und Zufriedenheit ist nicht das wahre Leben. Daß ohne das wahre

Leben dauernde Zustände geschaffen werden, ist unmöglich. Wenn die Menschen zu viel Freude haben, so wird die Kraft des Lichten zu sehr gefördert; wenn die Menschen zu sehr gereizt werden, so wird die Kraft des Trüben zu sehr gefördert . . . Die Welt ist so groß, daß man ihr mit Lohn und Strafe nicht beikommen kann. Vom Anbeginn der Weltgeschichte gab es nur Aufregung. Immer gab man sich nur damit ab, zu belohnen und zu strafen. Da hatte man freilich keine Zeit mehr, sich ruhig abzufinden mit den Verhältnissen der Naturordnung . . . Darum, wenn ein großer Mann gezwungen ist, sich mit der Regierung der Welt abzugeben, so ist am besten das Nichthandeln. Durch Nichthandeln kommt man zum ruhigen Abfinden mit den Verhältnissen der Naturordnung. Darum, wem sein (wahres) Ich wichtiger ist als die Herrschaft über die Welt, dem kann man die Welt übergeben." Eine Stufe der Erkenntnis freilich, dem Faust, der in den Anfang die Tat setzt, schier unerreichbar; und doch hat Goethe, der als Faust begann, sie dennoch erreicht: denn alle Wege führen zur Wahrheit den, der einen bis ans Ende geht! . . . Und dann im zwölften Buch das wunderbare Gleichnis von der Zauberperle, die der Forscher nach dem Unerforschlichen verliert: „Der Herr der gelben Erde wandelte jenseits der Grenzen der Welt. Da kam er auf einen sehr hohen Berg und schaute den Kreislauf der Wiederkehr. Da verlor der seine Zauberperle. Er sandte Erkenntnis aus, sie zu suchen, und bekam sie nicht wieder. Er sandte Scharfblick aus, sie zu suchen, und bekam sie nicht wieder. Da sandte er Selbstvergessen aus. Selbstvergessen fand sie. Der Herr der gelben Erde sprach: Seltsam fürwahr, daß gerade Selbstvergessen fähig war, sie zu finden!"

18. Juni.

Ein französischer General, der eine Schlacht verliert, kann von Glück sagen, wenn er der Rache seiner wütenden Nation entrinnt. Da sind wir anders, wir schwärmen eher für geschlagene Feldherrn; aus Benedek ist vor

lauter Mitleid (das er verdient) mit der Zeit faſt ein Nationalheld geworden (was doch vielleicht etwas übertrieben war). Dies hängt mit unſerer leicht bis zur Schwäche gehenden Tugend, alles verzeihen und nichts nachtragen zu können, noch mehr aber mit einer gar nicht ſehr tugendhaften ſtillen Liebe für alles Unheroiſche, für das Subalterne, für die Verſager zuſammen: wem etwas mißlingt, der iſt von vorneherein unſerer Milde ſo gewiß wie der Starke, der Stolze ſtets des allgemeinen Widerſpruchs. Darauf baut offenbar des Herrn Karl Friedrich Nowak „Weg zur Kataſtrophe" (Berlin, Erich Reiß' Verlag), der Verſuch eines Heiligenſcheines für Conrad von Hötzendorf. Bis zum Beginn des Krieges galt uns ja Conrad als ein großer Feldherr. Seit Jahren hatte das ein von ſeinem Händedruck beglückter Journaliſt dem anderen ſo lange geheimnisvoll augenzwinkernd ins Ohr geſagt, bis nicht mehr daran zu zweifeln war; und in der Tat ging auch unter ſeinem Kommando ſtets alles am Schnürl, auf der Schmelz. Dazu kam noch, er drohte den Italienern, er drohte den Slawen, er drohte nach Süden und nach Oſten, er ließ nicht ab zu raſſeln, er malte den Krieg an allen Fronten ſolange an jede Wand, bis ſchließlich alle ſich ſtaunend ſagten: was muß dieſer Mann insgeheim aus unſerer Armee gemacht haben, daß er das wagen darf, wie bereit müſſen wir ſein! Und je weniger wir das je gedacht hätten, deſto ſtolzer wurden wir darauf. Es war ſo beruhigend, daß alle davon unruhig wurden. Denn da wir ſchon unverhofft auf einmal ein ſtrategiſches Genie beſaßen, bekamen wir Luſt, es nun doch auch zu gebrauchen. Eine Kriegsluſternheit entſtand und ſein Feldherrnruhm auf Vorſchuß gewöhnte den Zeitungsleſer, mit Gedanken an den Krieg zu ſpielen; je weniger das alles eigentlich in unſerer Art liegt, ein deſto gefährlicher lockendes Beiſpiel war damit gegeben. Die guten Leute glaubten am Ende, den Krieg gewiſſermaßen dem neuen Radetzky geradezu ſchuldig zu ſein. Derlei Torheiten, die man nicht überſchätzen muß, darf man doch auch nicht unterſchätzen, gar in einem Land, wo

nur aus Stimmungen politisiert wird. Jedenfalls: Conrad hat alles getan, um den Krieg zu bereiten, im guten und im bösen Sinn; und er hat nichts getan, um den Krieg zu vermeiden. Ob er dann noch auch den Krieg geradezu mitverschuldet hat, ist unbekannt. Er war in der entscheidenden Sitzung, in der die Note beschlossen worden ist, er hat da den Krieg nicht verhindert und er hat dann den Krieg verloren. Gewiß: er kann nichts dafür. Wer kann dafür, nichts zu können? Vorsätzlich ist kaum jemand unfähig. Aber an Gelegenheit, zu zeigen, was er kann, hat es Conrad wahrhaftig nicht gefehlt: niemals seit Menschengedenken hat Österreich soviel ungeheure Macht in eines einzigen Mannes Hand gelegt. Der alte Kaiser klagte damals: „Das Oberkommando regiert jetzt in Österreich." Und wie es regierte, das werden wir alle zeitlebens nicht vergessen können und noch unseren Enkeln bis ins dritte Glied wird grausen bei der bloßen Erzählung davon; der arme Stürgkh hat mit dem Leben büßen müssen, daß er dazu schwieg. Und gegen uns so furchtbar stark, warum war Conrad schwach gegen die preußischen Kameraden, die jetzt auf einmal an allem schuld gewesen sein sollen? Denn das ist ja der Sinn dieser Schrift, damit verteidigt er sich hier: die Deutschen in ihrer Eifersucht, in ihrem Neid, in ihrer Unfähigkeit hätten ihm sein Werk verdorben! Warum hat der Starke sich ihrer nicht erwehrt? Warum, wenn er sich von ihnen betrogen sah, schwieg er? Warum, als er gewahr wurde, sich ihrer nicht erwehren zu können, blieb er? Ein großer, ein erhabener Gedanke scheint ihn verlockt zu haben: er vermaß sich der Kraft, durch eigenen Verzicht auf Ehren, indem er allen äußeren Waffenglanz willig jenen Eitlen überließ, sie sich gehorsam zu machen; sie wollten allen Ruhm davon haben, er aber indessen insgeheim sein hohes Werk verrichten dürfen, ungestört, dafür aber freilich auch unerkannt und unbelohnt. Ein Gedanke, würdig des Plutarch. Nur wird man einwenden, daß das ja nachher jeder sagen kann! Ich aber, indem ich mich bemühe, zu sehen, wie dieser Mensch eigentlich zusammenhängt, muß

gestehen, daß ich es ihm glaube. Mir scheint er überhaupt ein Mann von hohen Gaben, deren Zumutungen nur dann die Willenskraft nicht standhält. „Schwach" ist ja stets etwas Relatives; für seinen Geist aber war jedenfalls sein Wille zu schwach. Das geht durch sein ganzes Leben: was sein Geist von ihm fordert, dem ist dieser ganze Mensch nicht gewachsen. Denn dieser stahlharte, kalte, unerbittliche Geist sitzt in einem empfindlichen, wehleidigen, ja fast weibischen Österreicher, der immer gleich gekränkt ist, der auf Schritt und Tritt Ermutigungen durch Applaus braucht und der, was das schlimmste für ihn ist, sich aber das alles nicht eingestehen will. Und wenn nun ein schwacher Mensch den Mann der Tat zu spielen unternimmt, das gibt immer ein Unglück. Und gerade solchen, ihr inneres Maß nicht einhaltenden, durchaus über ihre Verhältnisse lebenden Naturen geschieht es dann gern, daß sie sich auch sittlich übernehmen: sie muten sich moralisch mehr zu, als sie leisten können. Sich bei Schonung aller Eitelkeiten den Krieg anonym, sozusagen aus dem Hinterhalt gelenkt zu denken, war sublim. Nur gehörte dazu dann auch eine sublime Kraft. Und die hat ihm offenbar nach außen wie nach innen gefehlt. Nach außen: denn es gelang ihm ja schließlich doch nicht, der Feldherren Herr zu werden. Nach innen: denn es zeigt sich jetzt, daß er selber jener edlen Entsagung, anonym zu bleiben, doch auf die Dauer nicht fähig war; das Geheimnis drückt ihn zu sehr, er kann zuletzt nicht anders, er muß es dem Herrn Nowak sagen, wie König Midas dem Schilf. Dies alles war eben zu groß für ihn gedacht. Zu seinem eigenen Entwurf reichten seine inneren Mittel nicht hin. Er war sich selber moralisch nicht gewachsen. Er brach zusammen. Es endete mit einer völligen moralischen Erschöpfung. Denn nur aus dieser kann man sich ja das traurige Schauspiel erklären, daß ein österreichischer Feldmarschall seinem kaiserlichen Herrn Steine nachwirft.

20. Juni.

Zufällig hör ich von Emanuel Reichers siebzigsten Geburtstag! Und kann dem lieben Freunde die Hand nicht

drücken an diesem Tag und keinen Gruß, kein Zeichen geben, übers Meer hin, denn niemand weiß mir den Ort zu sagen! . . . Als ich im Mai 1890 aus Paris nach Berlin kam, um mit Arno Holz die „Freie Bühne", Brahms neue Wochenschrift, zu leiten, fand ich ihn als den Schauspieler der neuen Generation vor. Was damals Antoine für Paris war, wurde Reicher für Berlin. Wir Jungen schworen nur auf ihn! Eigentlich seltsam genug, wenn man denkt, daß zur selben Zeit das Berliner Theater Mitterwurzer und Kainz, das Schauspielhaus Matkowsky hatte. Wir verkannten sie nicht, wir bewunderten sie, doch kühl; für Reicher aber entbrannten wir. Ich erinnere mich, daß wir einmal drei Mann hoch eigens nach Stettin fuhren, bloß um Reicher als Willy Janickow in „Sodoms Ende" zu sehen, den wir täglich in Berlin von Kainz sehen konnten; auch Sudermann fuhr selber mit. Und als das Jahr darauf Reicher in Petersburg gastierte, gleich saß auch ich vier Wochen dort; schade, daß er damals nicht auch in China gastiert hat! Echte Jugend will immer, daß alles für sie noch einmal von vorne beginne. Mitterwurzer, Matkowsky, Kainz, so sehr wir sie bewunderten, hatten einen großen Fehler für uns: sie waren schon vor uns da. Reicher aber, an Jahren nicht einmal mehr gar so jung, war erst mit uns da, gewissermaßen durch uns: er schien seit Jahren nur auf uns gewartet zu haben, um unser Ausdruck zu werden, wir brauchten ihn wie er uns, und dann brach die Heldenzeit des deutschen Theaters an! Er teilte mit uns auch das lebendige Gefühl für den Augenblick, die Verachtung des Gestrigen, den Stolz, der Mann von morgen zu sein, anders als die anderen, ein Beginner! Ihm genügte seine Kunst nicht, er ging aufs Ganze, zum Schauspieler auch noch Vorbote, Verkünder, Stifter einer neuen Menschheit, halb Prophet, halb Agent der erträumten Weltenwende, gleich bereit, ihr Märtyrer zu werden oder auch ihr Generaldirektor. Es gab damals in ganz Berlin nicht seinesgleichen von solcher aufpulvernder Kraft; dieser Österreicher war 1890 schon das erste

Beiſpiel des Neu-Berliners von 1900. Und dabei blieb er dennoch aber immer ganz rein; an ſich ſelber hat er immer zuletzt gedacht, an allen ſeinen Projekten wurden immer nur andere reich, ihm blieb Geldverdienen unbekannt. Er war (in jener unvergeßlichen Aufführung von „Rosmersholm" bei Lautenburg) der erſte Ibſen-Spieler; er hat Hauptmann „entdeckt", er brachte „Vor Sonnenaufgang" zu Brahm; er, Rittner und Jarno waren dann auch die erſten Strindberg-Spieler und wieder er hat zum Brahm-Stil das Fundament gelegt. Und war doch, immer ganz dem Augenblick hingegeben, dem Dienſte der neuen Generation, ſich damals ſchon bewußt, daß auch ſie wieder, wie der alte Saar von der ſeinen zu ſagen pflegte, „nur ein Übergang" ſein würde. 1892 ſchrieb er ſeinen berühmten Brief über den „neuen Stil der Schauſpielkunſt" an mich, der ſchließt mit den prophetiſchen Worten, wirklich wie ſchon den Expreſſionismus vorahnend: „Dazu (nämlich zur Illuſion, wirkliche Menſchen, Menſchen, mit denen wir leben, auf der Bühne zu ſehen, ſo daß wir glauben müſſen, ihnen ſchon einmal begegnet zu ſein) hilft uns der Naturalismus in ſeiner trivialen Ausdrucksweiſe, indem er uns das Pathos abgewöhnt und die Schauſpielkunſt wieder auf die geſunden Beine der Natürlichkeit ſtellt. Darum ehre ich ihn, darum arbeite ich für ihn und wenn er erſt ordentlich reingefegt haben wird, dann werden wieder die großen Dichter kommen, die auf dem aufgepflügten Boden reiche Ernten halten und uns Schauſpielern wieder Rollen ſchreiben werden, die uns erlauben, wieder in großen Leidenſchaften und Gefühlen zu baden, ohne den Boden der Natur zu verlaſſen."

21. Juni.

Robert Müller in der Finanzpreſſe: „Der Kommunismus iſt darum ſo epochal, weil er eben kein Gedanken-, ſondern ein Gefühlsgebäude iſt. Er iſt einfach ein Nervenreflex einer aus ſich herausgekommenen Menſchheit. Es wäre ſehr falſch, ihn deswegen zu unterſchätzen. Es iſt ſeine Stärke, daß er nicht logiſch, ſondern emotional iſt.

Zum Kommuniſten prädeſtiniert nicht die politiſche Weltanſchauung, ſondern das perſönliche Triebleben. Darum finden wir in ſeinen Reihen auch lauter junge Intellektuelle, Hyſteriker beiderlei Geſchlechts als Führer und als Geführte eine triebhafte unklare Maſſe."

22. Juni.

Brief von X. begeiſtert erbittert über mein „Tagebuch 1918" (Verlagsanſtalt Tyrolia 1919): „Eine merkwürdige tiefſinnige Brechung zwiſchen alter und junger Generation. Es fehlt nicht viel — und doch einiges — daß man ganz im Elemente des alten Goethe ſich fühlen könnte. Oft, ſehr oft, wie bei Naturwiſſenſchaftlich-religiöſem, auch bei Politiſchem und bei Charakteriſtiken, iſt es das Ausgeglichenſte, Vollkommenſte, was zu denken iſt." Und zu meiner Darſtellung Fuhrmanns: „Ich kann mir nicht vorſtellen, daß der alte Goethe anders reagiert hätte. Nur eins hätte er ſicher nicht getan: bei einem Phänomen des Ranges und der Iſoliertheit ſo diſtanzlos demokratiſch gleich ein halbes Dutzend ähnliche Leute dazuzuſtellen. Da hätte er vor dem Genie und Charakter mehr Reſpekt gehabt, von der Exaltation und dem Expreſſionismus ſie mehr unterſchieden . . . Es iſt oft das höchſte von Kritik da bei Ihnen, was die ganze Epoche aufbringt, aber dann wieder ein laſcher Impreſſionismus des Urteils und eine naivſte Kritikloſigkeit und Verwechſlung von echt und unecht, von Schaffenstrieb und Schauſpielerinſtinkt." X. iſt der erſte nicht, dem es ſo mit mir ergeht. Manch einſamer Denker unſerer Zeit hat mir ſchon dankbar bekannt, ich ſei der Einzige, der ihn ganz verſteht. Fand er mich dann aber auch um andere mit derſelben aushorchenden Liebe bemüht, gleich nahm er enttäuſcht den Dank zurück. Denn manch einſamer Denker will lieber gar nicht verſtanden ſein als in Geſellſchaft: er fühlt ſich, ſobald neben ihm noch ein anderer geſchätzt wird, ja durch jeden Vergleich überhaupt ſchon, unterſchätzt. Darin beſteht im Grunde meine berühmte „Kritikloſigkeit". Es hängt mit dem

Besten meiner Natur zusammen, in jedem das Beste zu sehen, wodurch ich denn freilich in einem gewissen Sinne ja „nivelliere", doch immer nach oben hin: mich interessiert an Menschen nicht so sehr, was sie sind, sondern ich nehme für bar, was sie sein könnten; da verschwinden dann freilich die „Distanzen" fast. Auch scheint mir Geist kein Privatbesitz von Auserwählten, sondern der ganzen Menschheit Gemeingut: der Genius läßt sich bald auf diesen, bald auf jenen nieder und fliegt dann wieder weg, um zu manchen freilich, bei denen er sich offenbar besonders gut aufgenommen fühlt, besonders gern zurückzukehren. Um es einmal ganz zu sagen, auf die Gefahr hin, parador zu werden: ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, daß es überhaupt einen Menschen gibt, der nicht virtuell ein Genie wäre, wenn auch in den meisten ihr Genie niemals aktuell wird; aber sie machen eben nur keinen Gebrauch davon, es wird nur nicht geweckt, ja ganze Zeitalter schlafen. Vielleicht ist es auch bloß die Kraft der Mitteilung, die fehlt; sie sind stumm. Oder es fehlt den anderen die Kraft der Empfängnis; wir sind taub. Mir kommt zuweilen vor, daß oft in den Augen eines lachenden Kindes mehr Genie ist als in Leonardos und Goethes sämtlichen Werken; aber dann wird aus dem lachenden Kind halt bloß ein stockernster Spießer. Wissen wir denn, wieviel Genie durch Armut, Erziehung oder Unlust, Unmut, Undank erstickt? Und wenn es bisher wirklich oft eine nicht recht verständliche Laune des Genius schien, wen er sich gerade zu seinen Besuchen aussucht, wen er sich als Schauplatz wählt, so könnte ja sein, daß er mit der Zeit gerechter, daß mit unserer Hilfe, wie wir selbst, allmählich auch der Genius immer demokratischer wird! Walt Whitman schreibt einmal in sein Tagebuch, am 17. Oktober 1879: „Our American superiority and vitality are in the bulk of our people, not in a gentry like the old world . . . Other lands have their vitality in a few, a class, but we have it in the bulk of the people. Our leading men are not of much account and never have been, but

the average of the people is immense, beyond all history. Sometimes I think in all departments, literature and art included, that will be the way our superiority will exhibit itself. We will not have great individuals or great leaders, but a great average bulk, unprecedentedly great." Vielleicht wurzelt wirklich hier Amerikas Überlegenheit, vielleicht lernen aber auch wir mit der Zeit den Genius beſſer verteilen. Ich weiß ſchon, daß ſich irgend etwas in uns allen, in uns geborenen Bildungsphiliſtern, dagegen wehrt. Der heilige Thomas lehrt die weſentliche Gleichheit aller Menſchenſeelen, die ſich erſt beim Eintritt in den Leib unterſcheiden „secundum diversam commensurationem animarum ad corpora; haec enim anima est commensurata huic corpori et non illi, illa autem allio, et sic de omnibus". Unſerem ererbten Bildungsſtolz widerſtrebt dies aber ſo, daß ſelbſt Mausbach in ſeiner Schrift über „Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem hl. Thomas von Aquin" daran faſt irre zu werden ſcheint und zweifelnd fragt: „Sollen wir wirklich annehmen, die Seelen eines Auguſtin und Goethe ſeien von denen gewöhnlicher Dutzendmenſchen innerlich gar nicht verſchieden, die beſondere Kraft und Fülle ihres Geiſteslebens erkläre ſich nur aus der Lebendigkeit und Fruchtbarkeit ihrer ſinnlichen Vermögen und aus ihrer körperlichen Vortrefflichkeit?" Ich fürchte, ich hoffe, wir werden auch darin umlernen und uns mit der Zeit an dieſen Gedanken gewöhnen müſſen; die Demütigung kann uns gar nicht ſchaden. Und wie wüchſe dafür doch unſere Zuverſicht, wenn wir hoffen dürften, durch Eugenik an der leiblichen Geſundung der Menſchheit arbeitend, dem Genius immer gaſtlicher lockende Stätten unter uns zu bereiten!

23. Juni.

Im letzten Heft der „Mitteilungen des Alpenvereines" macht mir die Schilderung einer „Pfingſtfahrt auf den Großvenediger" von Grete Uitz große Freude. Wenn ſonſt Deutſche, ſelten genug, ſchon einmal ſinnfällig

schreiben, dann doch meistens wieder nur fürs Ohr. Hier aber spricht eine zum Auge: der „blauseidene Himmel", die „dunkelglänzenden Felsen" (daß Dunkel seinen eigenen Glanz hat, lernt man erst in unseren Bergen), die „blaugrünschimmernden Klüfte des Gletscherbruchs", wie rein ist dies alles gesehen!

24. Juni.

Ich bin gegen jede Diktatur, weil ich für volle geistige Freiheit bin. Wenn ich also für mich das Recht verlange, gegen jede Diktatur zu sein, kann ich aber andern das Recht, für die Diktatur zu sein, nicht versagen. Wir wollen unsere Kräfte messen, doch in voller Freiheit. Diese Freiheit muß ich auch dem gewähren, der sie mir grundsätzlich nicht gewährt, wenn das auch recht unbequem sein mag. Das ist mein Verhältnis zum Kommunismus. Ich bin gegen ihn und bin aber ebenso dagegen, daß er unterdrückt wird. Unsere Sozialdemokratie macht's jetzt umgekehrt: sie beteuert bei jeder Gelegenheit, im Grunde doch mit dem Kommunismus eigentlich eins zu sein, und wendet dann aber Gewalt gegen ihn an, nicht etwa bloß, wenn er öffentlich exzediert, sondern vor allem auch gegen seine geistige Propaganda. So muß ich wenigstens annehmen nach dem, was mir ein durch den Umfang seiner Bildung, die Schärfe seines Verstandes und die Lauterkeit seiner Gesinnung werter Ideologe des Kommunismus aus Wien schreibt: „Es wird den Kommunisten gerade der ideologische und publizistische Kampf künstlich und gewaltsam erschwert mit dem Nebenerfolg, daß mit diesen Methoden die wirtschaftlichen Grundlagen jeder publizistischen Unternehmung untergraben werden. Neben dem offenen Kampf gegen die Personen und Massen ist dies ein geheimer unterirdischer Kampf, von dem die Öffentlichkeit so gut wie gar nichts weiß und der mit nie erlahmender Gehässigkeit fortgeführt wird. Er stellt den Versuch dar, uns alle Zugänge zur Öffentlichkeit möglichst hermetisch zu versperren." Und nun beschreibt er mir die Praxis im einzelnen: Kolportageverbot (das gibt's also noch!), Konfiskation von Flugblättern (das gibt's

auch noch!) oder aber man verbietet und konfisziert zwar nicht, bestimmt jedoch durch „zarte Drohungen" Buchhändler, Trafikantinnen und Kaffeehauskellner, alle kommunistische Literatur verschwinden zu lassen, so daß der Vertrieb einer kommunistischen Zeitschrift ein „Kampf mit einem Gespenst" wird. Mein Korrespondent beklagt sich darüber gar nicht, er will nicht einmal „an die Anständigkeit der Denker unter den Sozialdemokraten appellieren", er fragt nur „nach der Zweckmäßigkeit", er fragt, „ob nicht gerade durch Schaffung dieser anormalen Situation der Propapanda in die kommunistische Aktion, deren Hauptantrieb notwendig und unabwendbar ist, überflüssige Reizungen hineingetragen werden, so daß die Geschichte gleichsam mit einem größeren Reibungskoeffizienten zu arbeiten beginnt", und fragt, ob nicht „dies zu vermeiden im Interesse aller wäre".

25. Juni.

Es ist eine der größten Szenen der Weltgeschichte, wie Pascal als kleiner Bub den Euklid, von dem er noch gar nichts weiß, auf eigene Faust erfindet und selber die Geometrie sozusagen zum zweitenmal entdeckt. Weniger erschütternd sind die jetzt überhandnehmenden neuen Pascals, die mit ihren Entdeckungen urältester Gemeinplätze das Glück der Menschheit zu stiften meinen. Es vergeht schon kaum mehr ein Tag, ohne daß mir jemand expreß rekommandiert die Mitteilung machte, „Weltabrüstung" oder „Völkerbund" oder „Menschenliebe" sei notwendig. Bin ich unvorsichtig höflich genug und antworte, sie wären in der Tat wünschenswert, so will er gleich nach Salzburg kommen, um mit mir ungesäumt „alles Nötige" vorzubereiten. Wird mir da bang und ich versuche mich zu drücken, so krieg ich's postwendend schwarz auf weiß, daß ich ein Verräter der Menschlichkeit und ein Feigling bin. Ich verkenne gar nicht das Rührende dieser Geisteskranken, die, durch unser ungeheures Schicksal aufgeschreckt, nun sozusagen das ABC des Lebens erst buchstabieren lernen. Sie merken nicht, daß, was sie jetzt ent-

decken, Wahrheiten ſind, die die Menſchheit ſeit einigen tauſend Jahren kennt. Freilich kann man etwas noch ſo oft geleſen oder gehört haben, man wird es nicht inne, bevor man es am eigenen Leib erlebt. Aber ſo wächſt jetzt ein unheimlicher Stand ſozuſagen humanitärer Querulanten heran, die ſich einbilden, auf die älteſten Ideen der Menſchheit ihre geiſtige Exiſtenz gründen zu können, und nicht bloß die geiſtige. Denn bei näherer Betrachtung ergibt ſich leider faſt ſtets, daß es nicht um die Sache geht, ſondern den meiſten nur um eine Rolle für ſich, denn auch Narrheit iſt doch heute meiſtens wieder ein Verſteck für Schieber.

26. Juni.

„An jedem Menſchen finde ich ſofort etwas heraus, das zu ehren iſt und deſſentwegen ich ihn ehre." (Nietzſche.)

27. Juni.

„Geles" ſagt Goethe für Lektüre. So wenig ich ſonſt für gewaltſame Sprachreinigung bin, dies „Geles" klingt mir ſo traulich ins Ohr, daß ich es gern in Gebrauch hörte.

28. Juni.

Daß „es uns Deutſchen nun einmal nicht gegönnt iſt, in entſchieden geiſtreicher Geſellſchaft des Lebens zu genießen und uns gegenwärtig in Perſon an einander auszubilden", dieſe faſt Tag um Tag wiederkehrende Klage Goethes lernt man erſt alternd ganz verſtehen. In der Jugend, wo man genug damit zu tun hat, ſeinen eigenen Gehalt kennen zu lernen, findet man ſich mit der Einſamkeit noch eher ab, als wenn man dann dieſem Gehalt nun auch ſeine Form ſucht, was nur durch Abheben von anderen gelingen kann, alſo die dem Deutſchen noch immer verſagte Geſelligkeit des Geiſtes vorausſetzt. Gar in den letzten fünfzig Jahren hat aber der Staat ſo ſehr alle deutſche Kraft aufgeſaugt, daß keine zur Bildung einer deutſchen Geſellſchaft übrig blieb. Doch jetzt belehrt, wie wenig ſich jenes gelohnt hat, lernen wir vielleicht einmal wieder auch dies verſuchen.

29. Juni.

In einer Buchkritik der Zeitschrift „Das neue Buch" (Berlin C, Roßstraße 6) sagt Jakob Schaffner: „Das Erschütterndste und Menschlichste in der deutschen Geschichte sind immer die Fehlschläge. Man könnte sagen, die Welt lebt von den deutschen Fehlschlägen."

5. Juli.

Als ich im Herbst 1888 auf ein Jahr nach Paris ging, war's das größte Glück für mich, bloß hundertfünfzig Franken monatlich zu haben. Denn dies zwang mich, das wirkliche Paris kennen zu lernen, das der Arbeit und des Geistes: Studenten, den Sinn und inneren Ruf des Vaterlandes suchend, Dichter, Nächte mit der Auswahl eines Adjektivs verbringend, Maler, ruhelos, bis das Bild so weit war, daß jeder Zoll davon dereinst vor dem jüngsten Gericht bestehen können wird, Menschen, von lauter moralischen Fragen so bedrängt, daß ihre hungernde Seele darüber den Hunger des Magens vergaß, waren meine Gefährten und selbst die Gereiztheit ihrer Ausschweifungen sollte doch nur für ein paar Stunden das quälende Gewissen betäuben. Ich stand täglich von neuem erstaunt über den furchtbaren Ernst dieser nur dem Geist lebenden, ja vom Geiste wie besessenen Stadt und mußte lachen, wenn ich mich gelegentlich erinnerte, was man bei uns daheim von dem leichtsinnigen Paris erzählt. Daß es aber schon auch dieses gibt, erfuhr ich erst, als ein halbes Jahr später, zur Weltausstellung, ein Lederhändler aus Oberösterreich ankam und, des Französischen unkundig, glücklich war, einen Landsmann zu finden. Ganz wie der Oswald Alving bin auch ich erst durch einen Besuch aus der Heimat mit jenem zweiten, eigens für das Fremdengeschäft etablierten Paris vertraut geworden, das auch der geborene Pariser, wenn er nicht gerade selbst am Fremdengeschäft Teil hat, meistens erst durch Gäste kennen lernt, im Stillen kopfschüttelnd über ihren wunderlichen Geschmack. Dieses unwirkliche Paris, dieses Paris für Unpariser, dieses Paris für Faulenzer,

Hochstapler und Abenteurer der halben Welt, eine schäbige Kopie des zweiten Empire, das selber doch auch schon wieder nur ein elender Absud des ancien regime war, ist uns nun aber vor dem Krieg in unseren großen Zeitungen Tag für Tag andächtig geschildert worden, bis wir meinten, es sei Frankreich. Wir waren also sehr überrascht, als uns der Krieg ein anderes Frankreich zeigte, das wahre, das heroische Frankreich. Es war selber überrascht, sich zu sehen; es hatte sich selber kaum mehr erwartet. Denn zu seinen Eigenheiten gehört auch diese merkwürdige Scham des Geistes. Wir sind gewohnt, in aller Unschuld unsere sämtlichen Probleme vor der Welt zur Schau zu stellen; der Deutsche glaubt, es wagen zu können, öffentlich nackt zu gehen, ja dieser Exhibitionismus ist die Wurzel unserer besten geistigen Kraft. Der Franzose fände das indiskret; und in dieser Diskretion gerade wurzelt wieder seine Kunst, die, ganz wie sein alles zu Geist machender Eros, auch Entblößung noch gleich immer wieder zu verschleiern weiß. So war Frankreich immer schon, doch seit 1870 nahm dies noch zu: nur noch von dem einzigen Gedanken der Erhebung aus der Schmach beherrscht, hat es sein inneres Rüsten niemals merken lassen wollen, sogar sich selber nicht; es zog sich in die Dachkammern zurück. Rollands Olivier, die reinste Gestalt des neuen Frankreich, sagt einmal zu Jean Christophe, seinem deutschen Freunde: „Combien de Parisiens as-tu connus, qui habitaient au-dessus du second ou du troisième étage? Si tu ne les connais pas, tu ne connais pas la France . . . . C'est à peine si la France est connue des Francais." Kein Wunder also, wenn auch wir es so wenig kannten, daß wir seine stärksten Zeichen selbst mißverstanden (und etwa meinten, es handle sich bei Dreyfus um die Judenfrage, während es den Freunden wie den Feinden des Hauptmannes weder um seine Person noch um seine Rasse ging, sondern um Grundfragen des Gewissens überhaupt, dieselben, die schon Pascal in den Lettres provinciales verhandelt hat, und sein Fall nur ein Anlaß zur

Musterung des öffentlichen Gewissens war, das wieder einmal sozusagen bis auf den zuckenden Nerv bloßgelegt werden sollte). Und je mehr uns unsere großen Zeitungen also mit allen Ereignissen und Aufregungen der Boulevards versahen, desto weniger ahnten wir les ressources cachées de la France. Es half auch nichts, wenn gelegentlich unter uns ein Franzose erschien, der so gar nicht unserem Bilde von den Franzosen entsprach, wie etwa André Gide, 1903, vom Grafen Keßler eingeladen am weimarischen Hof und 1906, von Franz Blei geleitet, in Wien, oder unmittelbar vor dem Kriege noch, als Hegners Gast, Claudel in Hellerau; es half nichts, daß uns unmittelbar vor dem Krieg Rütten & Loening in Frankfurt endlich den Johann Christoph gab, das Lebensbuch Romain Rollands, den uns sein Freund Zweig längst angekündigt hatte; noch half es, daß Oskar A. H. Schmitz in seinem klugen Buch über Frankreich (bei Georg Müller, München) von Claudel, Peguy und Jammes, daß ich von Gide, von Rolland und immer wieder von Barrès (der doch der Urvater der französischen Selbstbesinnung bleibt) sprach, und auch alle die redlichen Bemühungen von Otto und Erna Grautoff, W. Friedmann und Hermann Platz, uns das neue Frankreich zu zeigen, halfen nichts: der Deutsche, der die Franzosen doch aus dem Berliner Residenztheater oder der Wiener Josefstadt zu kennen glaubt, hielt diese jungen Dichter alle für „ganz unfranzösisch" und sah darin höchstens nur einen Beweis, daß sich mit der Zeit der deutsche Geist auch die französische Kunst noch unterjochen wird. Jetzt aber, da der Krieg das vergessene, das wahre, das heroische Frankreich vor Europa bezeugt hat, fängt man doch auch in Deutschland allmählich zu verstehen an, was die Werke dieser jungen Dichter waren: Taten. Im Jean Christophe heißt es einmal: „La défaite reforge les élites . . . elle met de coté tout ce qu'il y a de pur et de fort; elle le rend plus pur et plus fort." Aus diesem Glauben an die Macht einer sittlichen „Elite" hat Frankreich sich die Kraft zu seiner inneren Auferstehung

geholt. Die selbst im eigenen Land so lange, ja heute noch, verkannten Dichter des neuen Frankreich hatten vor den unseren das voraus, daß für sie Kunst in Sittlichkeit, die Kraft des Künstlers also in seiner Reinheit wurzelt. Deshalb haben sie doch auch wie Mönche gelebt. Sie hatten ja die Vorbilder: Stendhal, Balzac, Baudelaire, Flaubert, Hello, Villiers de l'Isle Adam, Barbey d'Aurevilly, Mallarmé und Verlaine, lauter Eremiten, lauter Entsagende, lauter Selbstüberwinder, deren höchstes Kunstwerk doch immer die Lauterkeit ihrer eigenen Existenz bleibt; sie wußten, daß nicht was er kann, den Künstler ausmacht, sondern was er ist, und daß seine Werke nur Zeichen sind, Zeichen eines unirdischen Daseins im Geiste, das in den großen Zeiten, im alten Athen, im Mittelalter und noch zuletzt wieder im Barock des Abendlands, eine so durchdringende selbstgewisse Macht hat, daß es gelassen wagen darf, sich auch einmal ins tägliche Leben zu mischen, während es sich in unserer unseligen, von den sinnlichen Gewalten überwachsenen Zeit verstecken muß, um unbefleckt zu bleiben. Daß sie diese Gefahr der Befleckung erkannten und mit dem Geist flüchteten vor dem Tag, damit gaben die Dichter des neuen Frankreich das Signal nicht bloß für ihr Vaterland, sondern für Europa. Denn unser deutscher, neudeutscher Irrtum, als könnte der Geist in einer bürgerlichen Welt sich jemals ungefährdet öffentlich behaupten, ja vielleicht gar das Regiment dieser bürgerlichen Welt ergreifen, hat allmählich auch schon Engländer, Skandinaven, ja selbst Slawen angesteckt. Ob der Geist Europas noch die Kraft aufbringen wird, wieder das Reich dieser Welt zu fliehen, den „Betrieb", dessen Knecht er allmählich schon überall wird, das ist jetzt zur Lebensfrage des Abendlands, die bangen Sorgen des jungen Frankreich sind auf einmal unser aller Sorgen und diese Gruppe junger Franzosen ist so die geistige Vorhut Europas geworden. Da kommt nun im rechten Augenblick ein Buch, das ihr Schicksal erzählt: „Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich" (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam). Ein

„Referat" nennt es der Verfaſſer, Ernſt Robert Curtius, aber es iſt noch weit mehr: es iſt ein Appell an das deutſche Gewiſſen, der Jugend vor allem, zu der es ſpricht: „der neuen Jugend unſeres Volkes, die die geiſtige Wiedergeburt Deutſchlands mitheraufführen wird, an die wir glühend glauben." Darum ſtellt es ihr fünf von den Führern Frankreichs zur geiſtigen Wiedergeburt vor: Gide, Rolland, Claudel, Suarès, Peguy. Alſo nur „literariſche" Leute, im engſten Sinn; allerdings wird auch auf Bergſon hingewieſen und einmal auch Sabatier genannt, der mehr noch durch ſeine Perſönlichkeit, durch die bloße Gegenwart ſeiner franziskaniſchen Erſcheinung als durch die Beredſamkeit ſeiner Schrift über „L'Orientation religieuse de la France" gewirkt hat (in der der ganze Gehalt des neuen franzöſiſchen Geiſtes einmal in den einzigen Satz zuſammengedrängt wird: „La caractéristique de notre pensée actuelle est l'éffort pour retrouver notre tradition vraie"; o der unvergeßlichen Stunden, die wir, Johannes Müller, Artur Bonus und ich, 1912 mit ihm in Bayreuth verbrachten, o der durchſeelten Wanderung im Sonnenglanz der Jean-Paul-Landſchaft zur Eremitage!) Mir fehlt bei Curtius der Anfang: das war doch Barrès; mit ſeinen „Deraçinés" beginnt der neue Geiſt (und Barrès dürfte ſchon auch deshalb nicht fehlen, weil mit ihm, der von Renan kommt, erſt die Filiation hergeſtellt wird). Und ebenſo fehlt mir das Ziel: dies iſt nicht, wie Curtius zu meinen ſcheint, Claudel allein, ſondern neben ihm ſteht, mit ihm das neue Frankreich erſt vollendend, Emile Baumann, der Dichter von „L'Immolé" und „La fosse aux Lions", worin zum erſtenmal wieder die Höhe Balzacs erreicht worden iſt. Töricht, wer Claudel und Baumann abwägen wollte; das Ungeheure iſt, daß Frankreich jetzt zwei Dichter von ſolchem kosmiſchen Maß hat! Und auch die zarteſte Geſtalt Frankreichs fehlt, Jammes, wie die heiterſte, Mauriac. Immerhin: die großen Linien der Entwicklung ſind rein gezogen und gar Peguy, Bauer und Sozialiſt, Dreyfuſard und Katholik zugleich und in ſeinem ſtarken

Glauben an die République socialiste universelle, doch mit Hilfe der Jeanne d'Arc, wirklich die ganze Tradition, ja bis ins Heidentum, bis zum religieux paien qui est le plus profondément religieux zurück, umfassend, ist vielleicht noch niemals in seiner unsäglichen Anmut so rührend gezeigt worden. Das große Verdienst der Schrift aber ist, daß sie fast auf jeder Seite lehrt, worin diese Franzosen den Deutschen ihrer Generation überlegen sind. Suarès, an bildender Kraft der geringste der ganzen Gruppe, doch an Intensität des Willens vielleicht der stärkste, hat einmal das Geheimnis ihrer Macht ausgesprochen: nous n'avons affaire en tout qu'à l'âme. Das könnte bei Novalis stehen. In der Tat: Frankreich und Deutschland scheinen auf einmal vertauscht. Früher hatte selbst der Durchschnittsfranzose vor dem Deutschen die Gewandtheit, spielende Sicherheit und Leichtigkeit des immer bereiten Ausdrucks voraus und selbst der Unkünstler wußte sich damals in Frankreich noch einen Schein von Kunst zu geben, um den des Deutschen reinstes Gefühl oft genug vergeblich rang. Jetzt ist's umgekehrt. An Künsten haben wir von den Franzosen nichts mehr zu lernen; alle Kunstmittel gehorchen auch uns. Ja noch mehr: man kann fragen, ob nicht selbst ihre beiden größten Dichter, Claudel und Baumann, an unmittelbarer dichterischer Kraft ihresgleichen unter Deutschen haben. Ihre Kunst ist der unseren nicht künstlerisch überlegen, sondern sittlich. Es fehlt uns an geistiger Haltung; wir haben uns zu gemein gemacht. Daß überhaupt noch eine Spur wenigstens des Begriffs von geistiger Haltung unter uns noch übrig ist, verdanken wir ja Bayreuth, genauer gesagt: Wahnfried und denen um George ganz allein. Den sittlichen Beruf der Kunst und daß sie der Zeit Zeugnis von der Ewigkeit geben soll, haben wir vergessen. Jene Dichter des neuen Frankreich fanden die sittliche Tradition wieder; darum gingen sie vom Markte weg zur Einsamkeit zurück, zur selben Zeit, wo wir auf den Markt gingen. Jene Dichter des neuen Frankreich erinnerten sich der großen Vorbilder. Eben in diesen

Tagen bin ich, Oskar Walzels „Deutsche Dichtung seit Goethes Tod" (Askanischer Verlag, Berlin 1919) lesend, wieder einmal recht inne geworden, wie völlig unbekannt doch auch bei uns der Mitwelt stets alles bleibt, was bestimmt ist, in der Nachwelt fortzuwirken: Hölderlin, eigentlich ja die ganze Romantik überhaupt, Büchner, die Droste, Gotthelf, Stifter, Stelzhamer, bis auf Nietzsche und Fontane; sie alle fangen doch erst jetzt zu leben an, aber auch die Natürliche Tochter, auch Pandora, jetzt zum erstenmal von Ernst Cassirer (in einem Aufsatze der „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft" Dessoirs, bei Ferdinand Enke in Stuttgart) in ihrem wesentlichen Sinn ganz erkannt, auch die Farbenlehre werden doch erst jetzt lebendig und Lenz wie Bürger, aber auch der Grillparzer des Bruderzwistes und der Libussa warten noch heute, bis das Leben einst auch an sie kommt. Es scheint fast ein Gesetz: je größer der Künstler, desto länger bleibt er unbekannt (Ausnahmen bestätigen das nur, denn bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß der Tagesruhm, wenn er doch einmal einen Künstler trifft, stets nur der Person gilt, aber das Werk unberührt läßt). Denn der Künstler ist nicht für seine Zeit da, sondern als Vorbild, sozusagen erster Versuch oder Entwurf einer neuen; er hat seinem ganzen Wesen nach mit dem Tage nichts zu tun. Daß es dieses Gesetz erkannte, nicht bloß sich aufdrängen ließ, sondern bewußt, ja freudig annahm, dadurch war das neue Frankreich so stark. Es begriff, daß der Standort der Kunst die Dachkammer ist. Es lernte dies zur selben Zeit begreifen, wo wir in Villen übersiedelten. Dachkammer und Villa sind hier symbolisch gemeint, keineswegs aber, um uns etwa der Habsucht zu verdächtigen. Die Schuld der deutschen Kunst, und übrigens unserer Wissenschaft doch auch, lag tiefer: den deutschen Geist verlangte nach irdischer Macht. Solchen Anfällen erliegt er immer wieder von Zeit zu Zeit; er kann das dritte Reich nicht erwarten. Immer wieder geschieht es uns, daß zwei Geistesarten, ihrem Wesen nach unversönlich, sich in uns treffen. Der

einen genügt ihr Daſein im Wahren, Guten, Schönen, und ihre Taten, ihre Werke ſind nur die ruhigen Atemzüge dieſes Daſeins. Der anderen iſt ein Drang eingeboren, ihr inneres Daſein zur Welt zu bringen, zur äußeren Welt. Jene haben die Chineſen am reinſten dargeſtellt. Für Dſchuang Dſi hat das Rechte nur zu ſein; ob es auch bemerkt wird, gilt ihm gleich. So hätte denn auch das Kunſtwerk nur dadurch allein, daß es erſcheint, die Welt zu bereichern, durch ſeine bloße Gegenwart allein fortwirkend, auch wenn niemand von ihm weiß. Und für den Künſtler gälte Laotſes Mahnung: „Iſt das Werk vollbracht, dann ſich zurückziehen; das iſt des Himmels Sinn!" Immer aber geſchieht es doch wieder, daß zuweilen auch ſehr reine Künſtler der Erdenſinn bedrängt, ihr eigenes Glück auch anderen mitzuteilen, ſelbſt um den Preis, es dazu vorher immer erſt ein wenig entheiligen zu müſſen. Vielleicht ergeben beide Geiſtesarten zuſammen, in der höchſten Spannung ihres Widerſpruches, erſt die volle Wahrheit. Vielleicht ſollen wir gar nicht wählen, uns für keine von ihnen entſcheiden, auf keine verzichten, ſondern beide fordern, beide zuſammen: Sinn und Tat, Erſcheinung des Seins, den Himmel auf Erden. Vielleicht iſt, wenn Goethe einmal klagt, er komme ſich „wie eine Doppelherme vor, von welcher die eine Maske dem Prometheus, die andere dem Epimetheus ähnlicht, und von welchen keines wegen des ewigen Vor und Nach im Augenblick zum Lächeln kommen kann", vielleicht iſt eben dieſe Doppelherme, das Sein im Sinn mit einem Sein der Tat verſchwiſternd, recht eigentlich das reinſte Symbol des abendländiſchen Geiſtes. Deshalb müſſen die Völker des Abendlandes immer wieder von dem einen Geſicht zum andern wechſeln, unabläſſig hin und her; es iſt ſchon dafür geſorgt, daß ſie bei keinem zu Ruhe kommen. Und wenn uns jetzt ein hartes Schickſal vom Prometheus weg wieder zum Epimetheus kehrt, ſo mag ſich in unſeren amor fati doch auch eine leiſe Schadenfreude miſchen, daß wir ja nur mit Frankreich tauſchen, das nun dieſelbe furchtbare Verſuchung zu beſtehen hat

wie Deutschland nach 1871: die Versuchung durch Sieg, Macht und Gold. Und wer weiß denn, wie da die Gruppe seiner jungen Dichter, auf einmal im grellen Rampenlicht des Ruhms, nach ein paar Jahren aussehen wird? Indessen dürfen wir wieder in die Dachkammer übersiedeln, in unser stilles altes Deutschland zurück, ins Goethe-Deutschland, und so wird es jetzt wieder an uns sein, den neuen Geist zu bereiten!

6. Juli.

Thomas von Aquin in der Summa: „objectum voluntatis est universale bonum; sicut objectum intellectus est universale verum; unde solus Deus voluntatem hominis implere potest, in solo igitur Deo beatitudo hominis consistit."

7. Juli.

Viel in Nietzsche, der, ganz wie Goethe, so nebenher auch ein Politiker war, ein wirklicher, der der Gegenwart die Zukunft aus der Hand liest. Er hat nicht bloß den Sieg der Demokratie, sondern auch schon den Völkerbund prophezeit, und mit einem Vorgefühl, dessen Klarheit uns heute noch fehlt. Im „Wanderer und sein Schatten" heißt es: „Es versuchen jetzt alle politischen Mächte die Angst vor dem Sozialismus auszubeuten, um sich zu stärken. Aber auf die Dauer hat doch allein die Demokratie den Vorteil davon: denn alle Parteien sind jetzt genötigt, dem „Volke" zu schmeicheln und ihm Erleichterungen und Freiheiten aller Art zu geben, wodurch es endlich omnipotent wird. Das Volk ist vom Sozialismus, als einer Lehre von der Veränderung des Eigentumerwerbes, am entferntesten: und wenn es erst einmal die Steuerschraube in den Händen hat, durch die großen Majoritäten seiner Parlamente, dann wird es mit der Progressivsteuer dem Kapitalisten-, Kaufmanns- und Börsenfürstentum an den Leib gehen und in der Tat einen Mittelstand schaffen, der den Sozialismus wie eine überstandene Krankheit vergessen darf. — Das praktische Ergebnis dieser um sich greifenden Demokratisierung wird zunächst ein europäischer Völkerbund sein, in welchem

jedes einzelne Volk, nach geographiſchen Zweckmäßigkeiten abgegrenzt, die Stellung eines Kantons und deſſen Sonderrechte innehat; mit den hiſtoriſchen Erinnerungen der bisherigen Völker wird dabei wenig noch gerechnet werden, weil der pietätvolle Sinn für dieſelben unter der neuerungsſüchtigen und verſuchslüſternen Herrſchaft des demokratiſchen Prinzips allmählich von Grund aus entwurzelt wird. Die Korrekturen der Grenzen, welche dabei ſich nötig zeigen, werden ſo ausgeführt, daß ſie dem Nutzen der großen Kantone und zugleich dem des Geſamtverbandes dienen, nicht aber dem Gedächtnis irgendwelcher vergrauten Vergangenheit; die Geſichtspunkte für dieſe Korrekturen zu finden, wird die Aufgabe der zukünftigen Diplomaten ſein, die zugleich Kulturforſcher, Landwirte, Verkehrskenner ſein müſſen und keine Heere, ſondern Gründe und Nützlichkeiten hinter ſich haben. Dann erſt iſt die äußere Politik mit der inneren unzertrennbar verknüpft: während jetzt immer noch die letztere ihrer ſtolzen Gebieterin nachläuft und im erbärmlichen Körbchen die Stoppelähren ſammelt, die bei der Ernte der erſteren übrigbleiben."

8. Juli.

Das allen Expreſſionismus in Wort und Bild zugleich treibende wie lenkende Motiv hat Charles Louis Philippe ſchon 1897 vorahnend ausgeſprochen. Er ſchrieb damals an den Belgier Elskamp (ich zitiere nach Curtius' „Literariſchen Wegbereitern des neuen Frankreich", bei Kiepenheuer, Potsdam): „Man muß nicht zu viele Dinge kennen, oder man muß ſchon einen teufelmäßig mächtigen Geiſt haben. Anatole France iſt wundervoll, er weiß alles, er drückt alles aus, ja er iſt ein Gelehrter: deswegen gehört er zu einer Raſſe von Schriftſtellern, die zu Ende geht, damit beſchließt er die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Jetzt tun Barbaren not. Es tut not, ſehr nahe bei Gott gelebt zu haben, ohne ihn in den Büchern ſtudiert zu haben. Es tut not, daß man eine Viſion des natürlichen Lebens habe, daß man Kraft habe, Wut ſogar. Die Zeit der Milde und des Dilettantismus iſt vorbei.

Jetzt beginnt die Zeit der Paſſion. Ich weiß nicht, ob wir beide große Schriftſteller ſein werden, aber was ich wohl weiß, iſt, daß wir dem Geſchlecht angehören, das jetzt geboren werden wird, daß wir wenigſtens einer von den ſehr zahlreichen Propheten ſein werden, die kurz vor ſeinem Kommen Chriſtus ankündigten und ſchon nach ſeiner Lehre predigten." Geſchrieben 1897! Und dieſer Barbar aus Gottes Nähe, mit Wut und Paſſion, ringt er nicht in jedem expreſſioniſtiſchen Gedicht, in jedem expreſſioniſtiſchen Bilde nach Luft? Klingt es nicht, als müßte Philippe ſchon Kornfeld gekannt haben? Und mir wird dabei wieder einmal ſo klar, daß Goethes „Weltliteratur" durchaus nicht, wie man gern meint, erſt eine Forderung, ein erſt von der Zukunft zu beglaubigender Wunſch iſt, ſondern einfach Ausſpruch der Wirklichkeit ſelbſt, daß es überhaupt gar keine Literatur gibt, die nicht Weltliteratur wäre, daß alle Völker des Abendlandes, und nicht bloß des Abendlandes, unabläſſig denſelben Teppich weben! So hat Ernſt Caſſirer in ſeiner Biographie des „Erkenntnisproblems" gezeigt, wie ſtets ein Volk dem anderen aufs Stichwort den Gedanken aus dem Munde nimmt, ſo zeigen es Nadler und Burdach überall und nur die Tagesgeſchichten der Literatur wiſſen das noch immer nicht.

9. Juli.

„Aber, Moiſſi, was fällt Ihnen ein, wie kann man Verleumdern antworten, liebes, unverbeſſerliches Kind Gottes? Ich weiß ſchon: in Ihrer Argloſigkeit glauben Sie ſich mißverſtanden und glauben es ſich ſelber und den anderen ſchuldig, das Mißverſtändnis aufzuklären. Es iſt aber gar kein Mißverſtändnis, ſondern Neid. Natürlich ſind Sie kein Kommuniſt, oder doch jedenfalls nicht mehr als davon in jedem echten Chriſten ſteckt! Aber das meint auch gar niemand, das Ärgernis, das Sie geben, iſt ein ganz anderes, nämlich, daß ein Schauſpieler, man denke: ein Schauſpieler!, alſo Höfling, Spaßmacher und Lakai des Publikums, ſich überhaupt einer Geſinnung erdreiſten und, ſtatt alle Kraft für den Abenddienſt zu

ſchonen, auch noch ſelber leben und an der Welt auch unmittelbar teilnehmen will. Wenn Ihre Kollegen ein bißchen Gemeinſinn hätten, ſtünden ſie ſämtlich ein für Sie, denn zu welcher Partei ſich einer auch immer insgeheim bekennen mag, jedem muß daran liegen, daß dem Schauſpieler das Recht, außerdem auch noch ein Menſch zu ſein, gewahrt bleibt . . . Und lieber Freund, laſſen Sie ſich doch auch den ſchönen Enthuſiasmus nicht verleiden, der Sie, wie Wegener, wie unſeren Paulſen 1914 mitriß! Enthuſiasmus hat immer recht, ſelbſt am falſchen Ort. Wir glaubten damals alle, ruchlos überfallen zu ſein, wir glaubten unſer Heim in Gefahr. Wenn wir betrogen wurden, haben nicht wir uns zu ſchämen. Viktor Adler iſt auch betrogen worden, und die ganze Sozialdemokratie mit ihm, überall. Abſeits ſtand von Anfang an nur das Fähnchen der gebornen Miesmacher; unſer Freund Kahane nennt ſie „Samumiſten", weil ihr Geiſt wie der Samum wirkt, alles verdürrend. Die glauben keiner reinen Empfindung, darum behalten ſie ja ſchließlich meiſtens recht, die armen Leute; doch will ich lieber niemals recht behalten, wenn ich nur immer wieder glauben kann! Und in dieſer innigen Nötigung, an das Wahre, Gute, Schöne glauben zu müſſen und es immer wieder bezeugen zu müſſen mit jedem Atemzug, wurzelt doch auch die Wunderkraft Ihrer Kunſt. Da ſpüren dann, im Bann Ihres „Lebenden Leichnams", ſelbſt die Samumiſten einen Hauch der Menſchheit. Aber wehe, wenn dann einem einfällt, daß es Ihnen am End ernſt ſein könnte mit dem Tolſtoi, mit der Kunſt! Nein, das müſſen Sie ſich abgewöhnen, lieber Alleſſandro, das haben die braven Leute nicht gern!"

10. Juli.

„Bolſchewismus", eine kritiſche Unterſuchung über die amtlichen Veröffentlichungen der Sowjet-Republik, von Dr. Max Hirſchberg (Verlag von Duncker und Humblot, München und Leipzig). Der Verfaſſer verſucht, „das Weſen des Bolſchewismus ausſchließlich aus den eigenen Veröffentlichungen der Sowjet-Republik und ihrer

Führer zu entwickeln". Die russische Sozialdemokratie, die 1898 in Minsk unter Plechanow und Axelrod begann, enthielt von Anfang an den Gegensatz zwischen Revisionisten und Radikalen. Auf dem Londoner Kongreß von 1903 hatten die Radikalen die Mehrheit, und so heißen sie seitdem Bolschewiki, „Mehrheitler". Sie sind seit dem 7. November 1917 an der Macht und glauben den Augenblick gekommen, den kapitalistischen Staat in die kommunistische Gesellschaft umzubilden, den vom kommunistischen Manifest prophezeiten Augenblick der revolutionären Umwandlung durch die Diktatur des Proletariats. Der Kapitalismus scheint ihnen „reif", vom Baum zu fallen; das Proletariat scheint ihnen „reif", die Frucht zu nehmen. Und nur darin unterscheiden sie sich im Grunde von unserer Sozialdemokratie, daß diese noch warten will, sie aber nicht mehr; Ziel und Weg sind beiden gemein. „Der Grundgedanke ist die sozialistische Aktion, das heißt, die Überzeugung, daß die sofortige Durchführung des Kommunismus notwendig und objektiv wie subjektiv möglich ist. Die Diktatur des Proletariats ist nicht der Inhalt, sondern nur das Mittel dieser unmittelbaren Verwirklichung. Nicht ein Gedanke hieran ist, wie Lenin, Trotzki und die anderen Führer des Bolschewismus selbst betonen, völlig neu; die Lehren von Marx und Engels sind nur präzisiert und mit einer entschlossenen revolutionären Geste von den revisionistischen Fortsetzungen auf ihre ursprüngliche Form zurückgeführt." Auch den Bolschewiken ist die Diktatur nicht das Ziel, sondern nur der Durchgang zur wahren Demokratie und dieser Durchgang durch die Diktatur scheint auch unseren Sozialdemokraten unvermeidlich. Auch die Bolschewisten sind keine Anarchisten, nicht eine Föderation freier Wirtschaftsgemeinden ist es, was sie wollen, sondern auch sie wollen den Staat, nur freilich einen unbureaukratischen, einen Staat mit wählbaren, den üblichen Arbeitslohn empfangenden Beamten unter allgemeiner Aufsicht. Die Diktatur ist ihnen nur ein notwendiges Übel, um die Klassen aufzuheben und dadurch erst die wahre Demokratie möglich zu machen,

in der es dann keinen Entrechteten mehr geben soll. Da nur freilich einen unbureaukratischen, einen Staat mit die Bolschewiken sich also von unseren Sozialdemokraten nur dadurch unterscheiden, daß sie heute schon versuchen, was unsere vorderhand noch auf morgen verschieben, kann uns ihre Herrschaft wirklich, wie Kautsky gesagt hat, als „Anschauungsunterricht" dienen. Was lehrt er? Der Verfasser mahnt uns, nicht zu vergessen, „daß die Bolschewiken das Land in einem Zustand unbeschreiblicher wirtschaftlicher Verwüstung übernommen haben." Immerhin zeige sich eine „Neigung, die kompliziertesten Probleme mit einem entschlossenen Federstrich zu lösen." Doch gesteht der Verfasser zum Beispiel dem Justizprogramm zu, daß es „neben manchem nach unseren Begriffen Unmöglichen Dinge verwirklicht hat, die bei uns seit Jahrzehnten der unerfüllbare Traum der freiheitlich denkenden Juristen sind." Dagegen habe die Agrarpolitik „ohne Zweifel ein schweres Fiasko erlitten", und zwar aus „einer falschen Psychologie des Bauern", einer „unzulänglichen Einschätzung des Bauern und seines Widerstandes." Trotzkis Rede „Arbeit, Disziplin und Ordnung" wird zitiert, in der es vom Bauern heißt: „Er ist bestrebt, alles, was er kann, für sich zu nehmen, er denkt nur an sich und ist nicht geneigt, mit dem allgemeinen Klassenstandpunkt zu rechnen." Der Verfasser schließt daraus: „Jede Vollsozialisierung ohne Verständigung mit den bäuerlichen Führern ist unverantwortlich; die Städte ohne das Land bekommen bald Luftmangel wie die Fische, die man aufs Trockene wirft . . . Die in der Großstadt aufgewachsenen Putschisten vergessen oft, daß sie allein, ohne das Land, machtlos sind und bringen die Städte mit verbrecherischer Leichtfertigkeit in die Gefahr der Hungersnot. Daß weder Dekrete noch Gewalt das Getreide wirklich erfassen können, hat nicht erst die bolschewistische Revolution erwiesen, sondern schon die deutsche Höchstpreispolitik im Kriege. Besonders die deutschen Spartakisten begreifen dies noch immer nicht." Über die Lage der Industrie fehlen dem Verfasser zuverlässige

Nachrichten, aber die Nationalisierung des Kredits und Geldverkehrs „scheint sich ohne allzuschwere Erschütterungen zu entwickeln". Jedenfalls hält der Verfasser alle „Angaben von einem totalen Zusammenbruch der Wirtschaft" für unrichtig und er glaubt, „neben bedrohlichen Faktoren vielfach eine zunehmende Ordnung und Produktivität" zu sehen. Eins aber ergibt sich jedenfalls: es war ein Irrtum, wenn man anfangs dachte, „daß die Fortführung und Umgestaltung des Produktionsprozesses von der industriellen und bäuerlichen Arbeiterschaft allein, ohne Mitwirkung der Unternehmer und sogenannten Intellektuellen, bewältigt werden könne . . . Die bolschewistische Theorie unterschätzt erheblich das Maß von Wissen, Überblick, Berechnung und geistiger Konzentration, das zur Leitung eines Großbetriebes, zur dauernden Anpassung des Unternehmens an die Fortschritte des Produktionsprozesses erforderlich ist . . . Es leuchtet ein, daß hier die marxistische Lehre zu einem unlösbaren Widerspruch führt. Die Durchführung des Sozialismus soll nach Ansicht der Revisionisten erst möglich sein, wenn nicht nur die objektive Reife des Kapitalismus, sondern auch die subjektive Reife des Proletariats eingetreten ist. Andrerseits kann aber das Proletariat die Reife zur Durchführung des Sozialismus unter dem Kapitalismus überhaupt nicht erlangen, da hiefür nicht bloß die Fähigkeit zur Durchsetzung der wirtschaftlichen Demokratie, sondern auch die Fähigkeit zur maßgebenden Mitbestimmung des Produktionsprozesses vorausgesetzt wird. Die für den Sozialismus vorausgesetzte Reife des Proletariats kann dieses also erst nach Durchführung des Sozialismus erlangen." Darin sieht der Verfasser auch den Grund der „Kompromißpolitik", zu der selbst Lenin schließlich doch gezwungen war, mit „Anstellung qualifizierter Kräfte gegen erhöhte Bezahlung", mit Betriebsleitern, denen eine „Diktatur des Einzelnen" eingeräumt wird, ja mit Gewährung von Prämien für besondere Leistungen oder Lieferungen, was schließlich doch alles auf das Eingeständnis hinausläuft, daß das Proletariat zum Kommunismus noch nicht „reif"

iſt . . . Aufmerkſamkeit verdient auch, was der Verfaſſer über die „latente Diktatur des Proletariats" ſagt, jene nämlich, die gar nicht erſt Gewalt braucht, weil das Bürgertum ſchon aus Angſt, daß Gewalt gebraucht werden könnte, lieber gleich den Willen des Proletariats anzunehmen vorzieht. Auf ſie ſetzt der Verfaſſer ſeine Hoffnung, es würden ſich „im Falle der Welterpanſion des Bolſchewismus neue, höhere Formen des revolutionären Sozialismus bilden, die aus den Erfahrungen der Sowjetrepublik lernen und den halbaſiatiſchen Terror entbehrlich machen." Ich aber meine freilich, daß der Unterſchied zwiſchen der deutſchen Sozialdemokratie und dem Bolſchewismus nicht bloß in der Frage nach dem Zeitpunkt liegt, und nicht bloß in der Methode, ſondern mir kommt vor, daß im Herzen ſeines Herzens der deutſche Sozialdemokrat im Grunde doch eigentlich nur auch den Arbeiter mit der Zeit zum Bourgeois zu machen wünſcht, während Lenin den Untergang des bürgerlichen Menſchen will und ſich vom Proletariat den Anfang einer neuen Menſchheit erhofft. Im erſten Heft der von Otto Kaus, dem wir bedeutende Schriften über Strindberg und Doſtojewski verdanken, herausgegebenen Wiener kommuniſtiſchen Monatsſchrift „Sowjet" wird dieſe Wahl geſtellt: „Verbourgeoiſierung des Proletariats oder Proletariſierung der Bourgeoiſie", mit der Entſcheidung zu dieſer als der wahren weltgeſchichtlichen Sendung des Kommunismus: „Denn ihre Unfähigkeit, einheitlich und wirklich zu erleben und zu ſein, iſt das kraſſeſte Merkmal der Bourgeoiſie. Schlechte und gute Menſchen ſind gewiß in ihr wie zu allen Zeiten und in allen Bevölkerungsſchichten verſtreut. Aber die guten wie die ſchlechten hat ſie verdorben, ſie ihres beſten Menſchentums, des ſtarken inneren Vorhandenſeins beraubt. Der Bürger tut genau wie der Proletarier Schlechtes und Gutes, aber beim Guten wie beim Schlechten iſt er gewiſſermaßen nicht ganz dabei, ſondern irgendwo im Hinterhalt . . . Auch die geiſtige Erlöſung der Welt kann nur vom Proletariat kommen, nicht deshalb vom Proletariat, weil es zur herrſchenden

Klasse wird, sondern weil es den unverdorbenen Teil der Menschheit in sich schließt, der noch erlösbar ist, weil er auf dem Boden unzerfressener Realität steht . . . Der Sowjetstaat ist nur eine Etappe auf dem Wege zur Wiedergeburt des Menschen, aber eine notwendige Etappe für jeden, der den guten Menschen will. Die Herrschaft des Proletariats bringt nicht sofort die neue Geistigkeit, aber sie schafft die Vorbedingung, unter der allein sie entstehen und sich entwickeln kann." Wogegen nur das eine doch einzuwenden ist, ob nicht diese „Vorbedingung" der neuen Geistigkeit dem abendländischen Menschen unerträglich sein wird, weil er, welcher Nation immer, besonders aber der lateinische und angelsächsische gar, innerlich immer noch ein Bauer ist und bleibt, mit dem eingeborenen unvergeßlichen Verlangen, von der weiten Welt irgend ein, wenn auch noch so winziges Stück an sich zu nehmen und für sich zu haben, für sich allein, als seine Welt, die durch ihn erst wird und an der auch er wieder erst wird, als seine Fülle wie seine Grenze zugleich, als äußere Gestalt seiner inneren, einmaligen, niemals wiederkehrenden Existenz, die nichts von sich zurückläßt (es sei denn, daß er Künstler ist, der weiß sich anders zu helfen) als dieses eine Zeichen, dieses aber fortwirkend und noch den Tod überwindend. Mißbrauch hat Eigentum um seinen Sinn und in Verruf gebracht. Man kann daraus schließen, daß es abgeschafft, oder aber auch, daß es wieder richtig gebraucht werden soll. Property, sagt Chesterton einmal, means that every man should have something that he can shape in his own image, as he is shaped in the image of Heaven. Und als ob auch er selbst Angst hätte vor dem verrufenen Wort, nennt er es ein anderes Mal die old idea of having an ordinary home. Was wird schließlich stärker sein: die Verheißung einer neuen Geistigkeit oder Erinnerung an das Glück of having an ordinary home? Das ist die Frage, Lenin oder Wilson ist die Frage, wenn nicht etwa gar irgendein beherztes Volk dereinst den Mut faßt, beiden ja zu sagen, den Mut zur Synthese von Lenin

und Wilson, einer beide zugleich erfüllenden, aber eben dadurch auch beide schon wieder überwindenden Synthese, den Mut oder doch zunächst wenigstens den Traum davon.

12. Juli.

Walt Whitman, im Song of the open road: „Now understand me well — It is provided in the essence of things, that from any fruition of success, no matter what, shall come forth something to make a greater struggle necessary." Es ergeht eben der ganzen Menschheit wie jedem von uns: wir sehen immer nur den Berg vor uns, über den wir müssen, ahnen nicht, daß auch drüben wieder einer ist, und sind immer gefoppt.

14. Juli.

Pascal vergleicht einmal die Christen der ersten Zeit mit den heutigen. Jene zogen sich vor der Welt in die Kirche zurück, während man jetzt fast zugleich zur Welt und in die Kirche kommt. Jene fühlten daher sehr stark den Gegensatz von Welt und Kirche; wer damals in die Kirche trat, war schon nicht mehr von der Welt und eben um hinfort vor der Welt sicher zu sein, trat er aus der Welt aus, eben um Zuflucht vor der Welt und Freiheit von der Welt zu finden, trat er in die Kirche ein. Dieses Gefühl der Unversöhnlichkeit von Welt und Kirche hat sich seitdem abgeschwächt, durch die merkwürdige Lage der Kirche, die ja nämlich ihre Sendung nicht von dieser Welt zu sein, doch in dieser Welt zu verrichten hat. Das hat ihr Wesen keineswegs verändert: elle n'a pas changé d'esprit, quoiqu' elle ait changé de conduite. In ihren ersten Zeiten hatte sie bloß mit Menschen zu tun, die schon ihr irdisches Leben hinter sich, die das Leben schon durchschaut und überwunden hatten; sie hat es jetzt mit Menschen zu tun, die das ganze Leben noch vor sich haben und eben erst von ihr es erkennen und überwinden lernen sollen: daher jene veränderte Konduite. Denn vor einer ganz neuen Aufgabe steht so der Mensch auf einmal, nämlich: noch in der Welt schon nicht mehr von der

Welt zu ſein, und indem er die Welt überwindet, ſich doch aber noch in der Welt zu behaupten; gerade die Welt wird ja jetzt das Kreuz, das der Menſch auf ſich zu nehmen hat! Pascal ſkizziert das bloß, er deutet den Gedanken nur an, läßt ihn dann aber unausgeführt, faſt als ob ihm plötzlich Angſt davor geworden wäre; hauptſächlich vielleicht Angſt, daß er eben von dieſem Gedanken aus die Jeſuiten beſſer verſtehen lernen und genötigt würde, ſein Verhältnis zu den Jeſuiten zu berichtigen. Denn auch in dieſem ungeheuren Geiſteskampf haben ja natürlich beide recht, die Wahrheit liegt über beiden: zwiſchen der Gefahr, in der Welt zu leben, als wären wir noch von ihr, da wir es doch nicht mehr, da wir jetzt doch des Geiſtes ſind, und der noch gewaltiger, noch trügeriſcher lockenden Gefahr, die Welt, von der wir nicht mehr, aber in der wir ja noch immer ſind, ſo zu behandeln, als wäre ſie nicht mehr, als könnte durch unſere Verwandlung auch ſie ſchon verwandelt ſein, und alſo, während wir uns eben an ihr, durch unſeren Widerſtand gegen ſie, durch unſer frohgemutes Leiden in ihr, auf uns ſelbſt, auf den Himmel zu bereiten haben, ungeduldig zu verſuchen, ob ſich nicht doch vielleicht auch die Welt ſelber ſchon verhimmeln ließe, geht der ſchmale, drangvoll verwachſene Dornenweg zur Wahrheit. Denn der irdiſche Menſch will, vom Geiſte berührt, ihn zur Erde niederziehen und ſo genügt es ihm nicht, recht zu ſein, noch genügt ihm, Recht zu tun, ſondern das Rechte ſoll auch geſchehen! Und wenn jenes Verlangen, recht zu ſein, ihn aus der Welt treibt, ſo führt dieſes Verlangen, Recht zu tun, ihn wieder in die Welt als den Schauplatz der Tat zurück und wenn das Rechte geſchehen ſoll, muß er ſich erſt der Welt bemächtigt haben, wenn auch im Grunde freilich nur, um ſich dadurch allein der Welt dann in Wahrheit erſt entledigen zu können. So wird gerade der weltüberwindende Geiſt immer wieder zur Weltherrſchaft verlockt, dazu braucht er Macht, irdiſche Macht, und dies iſt der Augenblick, wo der Geiſt nun immer vor der Frage ſteht, wie weit er ſich, um die Welt zu beherrſchen, mit der Welt einlaſſen muß, wie weit er

ihr nachgeben, auf wieviel von sich er verzichten darf, um es gegen Macht über die Welt umzutauschen. Da sagen dann die Reinen, der ganz unvermischte Geist an sich sei stärker, als wenn er mit der Welt kompromittiert. Und es erwidern die Tätigen, was es denn aber dem Geiste helfe, stark zu sein, wenn er nicht verwirklicht wird. Und es erkennen die Weisen, daß er, wenn er verwirklicht wird, aufhört, Geist zu sein, aber freilich, solang er Geist ist, immer verlangen muß, sich zu verwirklichen. „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt!", sagt die Manto. Fügte sie noch hinzu: der, wissend, daß es unmöglich ist, Unmögliches mit der Zuversicht unternimmt, daß er es ermöglichen wird, so hätte sie das Parador ausgesprochen, auf dem des Christen Dasein in der Welt beruht, dieses notwendig heroische, wesentlich tragische Dasein, das damit vergeht, der erkannten Sinnlosigkeit, Wertlosigkeit und Nichtigkeit unseres Augenscheins Sinn, Wert und Ewigkeit zu geben. Beispiele davon sind allerdings, seit das Barock erloschen ist, nicht mehr sehr häufig. „To me earthly life is the drama", sagt Chesterton einmal und wirklich: christlich leben ist ein dramatischer Beruf.

15. Juli.

Graf Hermann Keyserling, der Philosoph des „Reisetagebuchs" (Dunker und Humblot, München), das, neben Friedlaenders „Schöpferischer Indifferenz" (Georg Müller, München), vielleicht die schönste Frucht des deutschen Geistes im letzten Jahrzehnt ist, spricht nun in einer kleinen Schrift über „Deutschlands wahre politische Mission" (Otto Reichl, Darmstadt). Er sieht den Sinn des Krieges darin, daß die Deutschen ihren Beruf wieder gefunden haben. Der war nie die Politik: „Die Deutschen sind das unpolitischeste Volk Europas." Und gerade darin liegt ihm nun ihre Bedeutung. Gar für die Zukunft, in der er eine Tendenz sieht, Politik überhaupt überflüssig zu machen. „Wir tendieren, aktuell ausgedrückt, offenbar über den Parlamentarismus hinaus zu einem neuen Obrigkeitsstaat, dessen Regierung zwar aus

dem Willen der Regierten hervorginge, alle Klassenherrschaft ausschlösse und allen vorhandenen Kräften sowohl gerecht würde als diese voll zum Ausdruck brächte, von der wechselnden Stimmung der Massen jedoch unabhängig wäre, über dem Ganzen stände und eine wesentlich neutrale Instanz bedeutete; wir tendieren über alle Dilettantenexperimente hinweg, zu einer Organisation, in der Kompetenz allein als Regierungsfähigkeitsnachweis akzeptiert würde, in der wissenschaftliche Erkenntnis in letzter Instanz entschiede und das objektiv Richtige und Zweckmäßige über dem Gewünschten und Gewollten den endgültig anerkannten Vorrang hätte." Keyserling meint, daß dies gerade dem Sinn des Deutschen entspricht, dessen Revolution im Grunde nur eine „Fassade" weggeräumt und den „eigentlichen Bau" bloßgelegt hat, den „einer sozialen Republik". Ist diese mit allen ihren Behörden, Räten und Betriebsleitern erst richtig im Gang, so werde der Deutsche „desto zufriedener sein, je weniger er davon bewußt in Anspruch genommen wird", und so den anderen Völkern ein Beispiel geben. „Alle wollen ja hinaus über die Politiknotwendigkeit, alle wollen sich letzthin dem Leben selber widmen und nicht den Mitteln zu seiner äußeren Ermöglichung." Den anderen wird das aber schwerer sein als dem Deutschen, der, „solange politische Befähigung, Machtstellung, Überlegenheit, Herrentum überschwenglich geschätzt und Tiefe, Geist und der Sinn für die Problematik des Lebens gering geachtet wurden", immer zu kurz kam, jetzt aber „Wegweiser" werden kann, wofern er nur seiner Bestimmung allein gehorchen, auf alles andere aber verzichten lernt. „Auch für die Völker sind die Zeiten eines ersprießlichen Tausendkünstlertums vorüber. Je mehr sich die Menschheit zu solidarischer Einheit zusammenschließt, desto mehr kommt es auch zwischen den großen Gemeinschaften, wie unter deren Einzelgliedern längst, zur Arbeitsteilung; bald wird es keinerlei Prestigeverlust mehr nach sich ziehen, wenn ein Volk in irgendeiner Hinsicht auf Geltung verzichtet — es wird im Gegenteil als wunderlich beurteilt werden, wenn es irgend

etwas anſtrebt, wozu das Talent ihm fehlt. Es war ein Mißverſtändnis, vom Menſchheitsſtandpunkt aus beurteilt, daß die Deutſchen ſich vorzüglich als Herrenmenſchen, Macht- und Geldaſpiranten darſtellen wollten, denn nur ihren unbedeutenderen und ſchlechteren Eigenſchaften verhalf dies zur Ausbildung; es verlegte den Bedeutſamkeitsakzent von den beſten fort auf die geringwertigſten Typen. Jedes Volk kann gewiß als jedes Geiſtes Kind erſcheinen, inſofern als innerhalb jedes alle nur möglichen Typen vertreten ſind, aber in jedem Fall iſt die Geſtaltung, der Anlage entſprechend, von verſchiedenem Wert. Deutſchlands tiefſtem Begriff entſpricht nur eine Aufgabe: das dauernde Weltgewiſſen zu werden — das Wort Gewiſſen ſowohl im Sinne geiſtiger Bewußtheit als in dem moraliſchen Verantwortungsgefühls verſtanden; ſeinen beſten praktiſchen Möglichkeiten nur ein Ehrgeiz: das objektiv als richtig Erkannte in immer beſſeren Objektivationen des Geiſtes zu realiſieren. Dieſe an ſich ewigen Menſchheitsaufgaben ſind nun zufällig die akuten Aufgaben der Zeit. Für äußerliche großartige Ambitionen wird innerhalb Europas nicht viel Raum übrig bleiben; was der Deutſche nicht kann, wird fortſchreitend weniger bedeuten müſſen, was er allein oder am beſten kann, fortſchreitend mehr. Deshalb winkt Deutſchland, wenn es ſich rechtzeitig erkennt und den Akzent ſeines Bedeutungswillens, im Gegenſatz zu dem verfloſſenen halben Jahrhundert, unbeirrbar auf ſeinen gottgewollten Zielen ruhen läßt; wenn es einſieht, daß ſeine wahre politiſche Miſſion in den Aufgaben beſteht, die ſoziale Frage zu löſen, die ideale Demokratie zu begründen, den Weg über die Politiknotwendigkeit hinaus zu weiſen; wenn es nicht vorzeitig an Anarchie zergeht — denn Selbſtmord zu üben, hat das Schickſal noch keinem verwehrt —, eine größere und hiſtoriſch wichtigere Stellung, als es ſich je ſolche erträumt." Sie ſetzt freilich voraus, daß es ihm gelingt, den Sozialismus loszuſchälen von „aller Parteiprogrammatik", ſo daß nur ſein Kern übrig bleibt, zu dem ſich alle Deutſchen bekennen könnten. Auch

an ihm also müßte das deutsche Volk seine Kraft des Entpolitisierens bewähren, die freilich daran schuld ist, daß es bisher noch immer öffentlich versagt hat. „Wie der Mythos im allgemeinen den menschlichwahrsten Ausdruck der Wirklichkeit darstellt, so liegt das ganze Tragikbestimmende des deutschen Volkes im Nibelungenliede vorgebildet. Gewaltigstes Heldentum, das fruchtlos verdirbt. Treue, die Trug zeitigt, Größe, schuldig durch Kleinheit gefällt, Tiefe, in Leichtsinn zuschanden werdend, Geist, der zuletzt nur den Zielen des Ungeists dient. Wie Siegfrieds großartige und doch sinnlose Laufbahn deutsches Heldentum ewig symbolisiert, so nimmt der Nibelungenzug an den Donaustrand aller deutschen Erobererzüge Sinn für immer vorweg. Das deutsche Heldentum war immer und ist wesentlich zwecklos, dies aber beweist nicht allein politische Unfähigkeit — es beweist, daß dieses Heldentum ein absolutes ist, letzter Selbstzweck gleich der Wahrheit und der Kunst."

26. Juli.

In John Galsworthys Roman „The Patrician" verblüfft mich eine Stelle. Galsworthy, der spätere Wells, der von Tono-Bungay und The new Machiavelli, zuweilen auch Arnold Benett, die sämtlich ja von Samuel Butler kommen, von Shaws Stammesvater, dem Dichter Erewhons, sie suchen alle dasselbe wie meine österreichischen Romane, nämlich: Typisches an ganz besonderen Fällen darzustellen, Atmosphären zu gestalten und uns jenen anonymen Hauch fühlen zu lassen, zu dem sich an jedem Einzelnen seine Umwelt verdichtet, ihn immer mehr einspinnend und umhüllend, bis am Ende keiner mehr sagen kann, wieviel von ihm eigentlich ihm selber gehört und wieviel ihr, wenn freilich gleich eben an ihrer beharrlich fortwirkenden Macht dann doch auch erst das Unzerstörbare seiner Eigenart mit Entschiedenheit hervortritt. So bestätigen mir diese Schriftsteller mich selbst, trösten mich, wenn ich auch sie zuweilen immer wieder versagen sehe, und ermutigen mich, wie sie das nie ganz glückende Wagnis mit unabschrecklicher Zuversicht zu be-

stehen, gewiß, daß an allen Enden der Welt in alten Zeiten die Geistigen, jeder nach seiner Kraft, der Größte selbst ungenügend, auch der Kleinste noch unentbehrlich, immer demselben ewigen Werke nur dienen. So bin ich in den Pausen der eigenen Arbeit immer gern mit jenen Schriftstellern zusammen, und so fand ich nun in jenem Roman die mich erst bestürzende, bald beseligende Stelle. Sein Held, Lord Miltoun, ist der Typus des Politikers, der von den Konservativen als Revolutionär und wieder von den Liberalen oder Sozialisten als Reaktionär verabscheut wird. Wir finden ihn in allen Ländern. In England war Disraeli das größte Beispiel. Frankreich hatte noch ganz zuletzt den rührenden Peguy, der von der Jeanne d'Arc, aber auch von Jaurès nicht lassen konnte. So hat Dostojewski, so hat Walt Whitman nach Zukunft verlangt, aber nach einer, die die Vergangenheit nicht verleugnet, nein, sondern selbst alle Vergangenheit schon in sich enthält, ja nun erst recht erfüllt. Und im Grunde ist unser alter Alois Liechtenstein doch auch, wenngleich in unseren bescheideneren Maßen, von derselben geistigen Rasse (gerade beim Lesen des Patrician fällt mir übrigens immer wieder auf, daß sich England jetzt um dieselben Probleme bemüht wie bei uns schon in den Siebzigerjahren der Kreis um Vogelsang). In Deutschland beginnt die Reihe dieser die Zukunft nicht aus dem Ärmel schüttelnden, sondern als reife Frucht der Vergangenheit erntenden Politik mit Justus Möser, dem Freiherrn von Stein und Arndt, in ihr stehen Goethe und Stifter, die Romantik setzt sie fort, von Novalis und Görres bis auf den noch immer in seiner ganzen Größe nicht erkannten Radowitz und auf Lagarde, dann aber über Nietzsche zu Rudolf Pannwitz, Ernst Bloch und auch Thomas Mann, wie denn jener Lord Miltoun Galsworthys wirklich auch aus einem Roman Manns sein könnte. Das freute mich die ganze Zeit schon, auch bevor ich noch an die mich anhaltende Stelle gelangt war. An dieser wandert der Held, liebend aufgeregt, durch die Stadt, mit den Augen des Geistes ein anderes London,

ein anderes England erblickend, different from this flatulent hurly-burly, this omnium gatherum, this great discordant symphony of sharps and flats, ein sich selbst achtendes England, rein gefegt von slums and plutocrats, advertisement and jerry-building, of sensationalism, vulgarity, vice and unemployment, ein England, wo jedermann seinen Platz kennt und ihn niemals verläßt, but serve in it loyally in his own caste, wo jedermann, vom Edelmann bis zum Arbeitsmann, should be an oligarch by faith and a gentleman by practice! Da war es, daß ich wieder an Thomas Mann dachte. Denn das könnte doch Wort für Wort in einem Berliner Roman Thomas Manns stehen, nicht? (Bei Heinrich klänge die Mundart anders.) Aber es könnte ja genau so, Wort für Wort, auch in einem Pariser Roman Rollands stehen, und eigentlich stehts ja schon im „Jean Christophe". Und wenns in meiner „Rotte Korahs" nicht stehen sollte, so muß ich's rein vergessen haben. Und wenn es nicht schon in einem tschechischen Roman steht, so wird der morgen geschrieben werden. Denn dies ist es ja, worum allein doch im ganzen Abendland jetzt überall alles geht. Überall im ganzen Abendland ist von den Vätern her ein Erbe da: der Besitz eines ganz unmittelbar einleuchtenden Glaubens an ein gar nicht erst zu beweisendes Wahres, Gutes, Schönes, das wir schon vorfinden auf der Welt und einst wieder zurücklassen in der Welt, das älter ist als wir und wichtiger ist als wir, und von dem unser Leben überhaupt erst Grund und Ziel, Zusammenhang und Folge, Sinn und Wert erhält. Und überall im Abendland ist aber dieses Erbe jetzt bedroht. Es ist bedroht von Maschinen, von Erfindungen des Menschen, die dann aber dem Menschen entwachsen sind, sich entmenscht haben und jetzt auch ihn selber entmenschen wollen. Vom Maschinengeist ist der Menschengeist bedroht. Und den Menschengeist vor dem Maschinengeist zu retten, danach schreit in allen Nationen die Menschlichkeit auf. Und da hätten sich also, sollte man meinen, doch bloß alle menschlich ge-

bliebenen, noch menſchlich unverſehrten Menſchen aller Völker des Abendlands zuſammenzutun, um den Aufſtand der Maſchinen zu bewältigen. Denn jener Lord Miltoun Galsworthys und etwa der Olivier Rollands oder auch mein Domherr Zingerl, alle dieſe Romanfiguren, aber ebenſo doch auch ihre Gefährten in der Wirklichkeit: Walter Rathenau, Konrad Burdach, Joſef Nadler, Ernſt Caſſirer, Hermann Keyſerling oder Heinrich Lammaſch und Joſef Redlich oder Maſaryk und Smodlaka oder wer immer irgendwo als Fährmann der Vergangenheit zur Zukunft lebt, ſie ſind doch alle geiſtig desſelben Volkes, ſie haben im Geiſte dasſelbe Vaterland, das ſie zuſammen gegen den gemeinſamen Feind, gegen den Anſturm der Unmenſchen aller Völker, gegen den Ausbruch der raſend gewordenen Maſchinen zu verteidigen hätten! Urlaut der Ewigkeit, chineſiſch, babyloniſch, ägyptiſch angeſtimmt, vom alläugigen Hellenen nun auch noch erblickt, aus verhallendem Laut zum verweilenden Bild geworden, dann aber in der katholiſchen Kirche von dieſem Rundgeſang, dieſer Rundgeſtalt des Geiſtes das ganze tägliche Leben eingefaßt, jeder Atemzug der Zeit als Abbild, Gleichnis und Gewähr des Unvergänglichen verewigt, alles Daſein verſeelt, Erdenluſt und Erdenleid ein einziger ununterbrochener Gottesdienſt: dies, auf uns vererbt, iſt es, was wir zu bewahren haben als Lebenskeim und Weſenskern der Menſchheit, wir alle, die wir vom Volke des Abendlandes ſind. Aber ſtatt uns bejahenden Menſchen zu verſammeln gegen die ſchlechte Raſſe der Verneiner, mißtrauen wir einander, weil wir zwar desſelben Willens, aber nicht derſelben Mundart ſind und weil uns, ſcheints, dieſe wichtiger iſt, als daß die Wahrheit geſchehe. In jeder Nation ſind jetzt Todfeinde beiſammen, die bloß die Sprache miteinander gemein haben; und auch das iſt doch eine Selbſttäuſchung, denn mit demſelben Wort meinen ſie ja niemals dasſelbe: die Sprachen, urſprünglich überall eine Seelengemeinſchaft bezeugend, haben dieſe längſt verleugnet, ſie ſind heute nur noch etwas Phonetiſches. Aber zwiſchen den Nationen und über den Nationen ſind

neue Seelengemeinschaften, es ist aus allen Nationen des Abendlandes insgeheim eine neue Nation entstanden, eine Nation von Menschen, die nicht ihr Blut lenkt, sondern der Geist und die sich darum zutrauen können, ihr Irdisches durch Erkenntnis und Liebe beherrschen und gestalten zu lernen. Der eigenen Nation, in der sie wurzeln, bleiben sie auch als Entwachsene treu, wie der Bayer oder der Schwabe, wenn er zum Deutschen wird, der Burgunder, wenn er Franzose, der Normanne, wenn er Engländer wird, seine Stammesart nicht verläßt, aber ein Höheres ist von ihnen erreicht, mit Ausblick in Weiten, mit einer neuen Freiheit, der aus den Tiefen alter Erinnerungen immer wieder Kraft zuströmt.

27. Juli.

Jeder meint halt, es gehe den andern besser, und jeder meint, ihm sei von außen zu helfen. Das sind die beiden großen Irrtümer. Denn alle leiden gleich und allen kann nur von innen geholfen werden.

28. Juli.

Lagarde: „Religion ist nicht Vorstellung von, nicht Gedanke über, sondern persönliche Beziehung des Frommen auf Gott, Leben mit ihm. Das Meßopfer ist die Stärke des Katholizismus, weil erst durch das Meßopfer das Christentum (ich sage nicht: das Evangelium) Religion wird und nur Religion, nicht aber Surrogat der Religion, Menschenherzen an sich fesseln kann." Sehr merkwürdig, daß ein Protestant, ein Gegner der katholischen Kirche, dies erkennen konnte.

28. Juli.

Fontenelle, mit neunzig Jahren befragt, was denn die beste Zeit seines Lebens gewesen, besann sich erst ein wenig, denn die Wahl sei nicht leicht, weil doch einer jeden ihr besonderer Gehalt ein eigenes Glück verleiht, entschied sich aber dann schließlich für die Jahre der reiferen Jugend, nämlich die vom fünfundfünfzigsten bis zum fünfundsiebzigsten; in meinem Alter ist man geneigt, derlei gern zu hören.

29. Juli.

Otto Weiningers „Taſchenbuch und Briefe an einen Freund", herausgegeben von Artur Gerber (E. P. Tal Verlag, Wien). Weininger hat offenbar jeden Schritt aufwärts mit einem Sklavenaufſtand ſeines empiriſchen Ichs büßen müſſen. An manchen Menſchen ſcheint, je reiner ſie werden, das Böſe, ſtatt erſchreckt zu weichen, immer erſt recht mit rächender Gewalt hervorzubrechen. Gerade ſie ſind es freilich, die gerade dadurch zur tiefſten Kenntnis der Erbſünde kommen. „Nur das Gute iſt", ſagt er einmal. Man ſollte meinen, wer erſt ſo weit iſt, wäre befreit. Aber auch Strindberg war damit noch immer nicht befreit . . . Sehr merkwürdig der zweite der im Anhang mitgeteilten Briefe Strindbergs. „Ich bin auch wie Weininger religiös geworden aus Furcht, ein Unmenſch zu werden", ſchreibt er, und legt damit vielleicht den Nerv aller Konverſionen bloß: wir verſuchten alle, mit dem Leben aus eigener Kraft fertig zu werden, bis wir gewahrten, daß es ohne Gott unmöglich iſt, Menſch zu ſein.

30. Juli.

Das Juliheft von „Kunſt und Künſtler" (Bruno Caſſirer, Berlin) enthält eine bemerkenswerte „Gloſſe" Karl Schefflers. Sie warnt die Künſtler, die ſich aus Gründen, deren Berechtigung nicht verkannt wird, von Berlin losſagen, vor der Gefahr, jenem „Betrieb", der ſie von dort vertrieben hat, nun ſelber auch wieder zu verfallen. „Was der rapid gewachſenen Großſtadt Berlin im Reich Schlechtes nachgeſagt wird, iſt im weſentlichen richtig; ſchlimm iſt es nur, daß auch die Dezentraliſationsbeſtrebungen ſozuſagen nach Berliner Methoden betrieben werden." Und mit grimmigem Humor ſchildert er nun, wie jetzt in jeder kleinen Stadt Kunſt ungeduldig drauf los gegründet wird. „Es bilde ſich Berlin nicht ein, weiter fortgeſchritten zu ſein; im Gegenteil, man malt, meißelt und baut viel freier, man macht die Ausſtellungen viel konſequenter expreſſioniſtiſch in der Provinzzentrale. Vom

akademiſchen Kitſch ſpringt man mit einem kühnen Satz zum Ganzmodernen; alles was in Werten dazwiſchen liegt, das eigentlich Bedeutende, das in den letzten Jahrzehnten geſchaffen worden iſt und wovon man in dieſer Stadt von fern doch erſt gehört hat, wird behandelt, als ſei es nicht vorhanden." Auf dieſe Warnung ſollten auch wir in Öſterreich hören. Auch in unſerer Kunſt läßt ſich jetzt ein Heiltrieb zur Großſtadtflucht vernehmen, zur Entwienerung, der aber gleich auch ſchon wieder in eine neue, nur ländlich maskierte Verwienerung umzuſchlagen droht. Wenn wir für das eine Großwien ein halbes Dutzend es gierig kopierender Kleinwiens eintauſchen, was wäre gewonnen? Die Großſtadt wird nicht beſſer in Lederhoſen. Jenes „Überſpringen" von Entwicklungen, Schielen nach der Großſtadt, immer um die Wette mit ihr, gar aber dasſelbe Haranguieren des Publikums mit Kunſt, wodurch der Künſtler in der Großſtadt ſeine Seele verliert, bedroht alle jungen Bemühungen der Provinz an der Wurzel. Warum will denn der Künſtler aus der Großſtadt fort? Um zu ſich zu kommen. Dazu gehört über vor allem, daß er ſich Zeit laſſen lerne. Die Gefahr der Großſtadt für den Künſtler iſt, daß es dort keiner erwarten kann, daß keiner warten kann, bis es aus ihm ſelber ſtill zu wachſen und zu blühen beginnt, daß keiner bis zur eigenen Ernte warten kann. Vor der geſchäftigen Haſt, die jeden aufkeimenden Einfall dem Künſtler entreißt und auf den Markt wirft, flieht er in die Stille der noch unerwachten Provinz, bloß weil er nämlich hofft, dieſe kümmere ſich nicht um Kunſt und Künſtler, denn das iſt es, was er braucht: die große Gleichgültigkeit gegen Kunſt und Künſtler, in der allein die große Kunſt und der große Künſtler reifen können, der ungeheure Druck der tiefen Einſamkeit, die den Künſtler zu ſich ſelber zwingt. Wenn er aber erſt auch in der Provinz nicht mehr unerkannt und unverſtanden ſein kann, iſt's wahrhaftig beſſer, er bleibt gleich in der Großſtadt!

1. Auguſt.

Da ſchreibt mir einer namenlos: „Hier, Hermann Bahr, haſt du die drei ſchönſten Liebeslieder der neuen deutſchen Dichtung. Mein Lebenswerk! Jetzt kann ich ruhig ſchlafen gehn. Wer ich bin? Was geht's dich an — was geht's die Welt an!" Dieſes pochende Hochgefühl machte mich neugierig, doch leider iſt er von ſeinen Liedern mehr ergriffen als in ihnen. Die lieben Jungen meinen immer wieder, mit dem Gefühl ſei's getan. Aber nein, Kinder, mit dem Gefühl fängt's erſt an! Daß es euch überwältigt, iſt nicht die Frage, ſondern wie nun ihr es bewältigen könnt!

2. Auguſt.

Soll ich oder ſoll ich nicht? Soll ich wirklich, wie mir mancher, vielleicht ganz aufrichtig, rät, mein Leben erzählen? Es lohnte ſich ſchon. Nicht meinetwegen. Ich bin nicht ſo wichtig, als man nach dem Widerſpruch, den ich fand, eigentlich annehmen müßte. Selber bin ich gar nicht ſo viel, wenn auch immerhin wahrſcheinlich mehr, als ich mir eingeſtehen mag. Aber ich hatte das Glück, in der Nähe bedeutender Menſchen und Dinge zu leben und bisweilen zu großen Ereigniſſen des Geiſtes gerade zurecht zu kommen. Auch darf ich ſagen: ich habe das redlich genutzt. Dies verdiente wohl den Nachkommen aufbewahrt zu werden, die dann auch in meinen Werken die Spuren der Zeit fänden, und damit erſt ein rechtes Verhältnis zu mir. So war ich jetzt ſchon faſt daran zu beginnen, als ich mich verleiten ließ, mir einmal anzuſehen, wie derlei denn von anderen angepackt worden iſt: ich las nach mehr als dreißig Jahren wieder Rouſſeaus „Confessions", das unerträgliche Buch! Indem er ſich immer nur um ſich dreht, alles nur auf ſich bezieht und überhaupt nur von ſich weiß, iſt es er gerade, den er uns ſchuldig bleibt, denn der Hintergrund, von dem er ſich erſt abheben könnte, fehlt, und indem er die Welt verſchlingt, verſchwindet ſo mit ihr auch er ſelbſt und nichts mehr als ein Nichts, das einen Monolog mit ſich hält, bleibt übrig. Nur an ſeiner Welt wird doch ein Menſch erſt offenbar, er entſteht erſt

dadurch, wie das, was er mitbringt, ſich der Welt ergibt oder widerſetzt, ſie freundlich in ſich aufnimmt oder ſich ihr heftig aufdrängt und, ſo oder ſo, bald empfangend, bald erzeugend, mit ihr und an ihr und aus ihr Geſtalt wird. Wie wir Geſtalt ebenſo der Welt geben als von ihr nehmen, das macht den Gehalt unſeres Lebens aus, und dies allein kann einer von ſich erzählen. An einer Stelle, die Goethen ſo ſehr intereſſierte, daß er ſie für Zelter auszog, übertrug und abſchrieb, vergleicht Plotin einen rohen Stein mit dem einer Statue. Was unterſcheidet ſie? Die Geſtalt! Aber von wem erhält der Stein die Geſtalt, die ihn zur Statue macht? Vom Künſtler. „Die Materie hatte eine ſolche Geſtalt nicht, ſondern dieſe war in dem Erſinnenden früher, als ſie zum Stein gelangte. Denn nicht die Geſtalt, die in der Kunſt ruhet, gelangt in den Stein, ſondern dorten bleibt ſie und gehet indeſſen eine andere geringere hervor, die nicht rein in ſich ſelbſt verharrt, noch auch wie ſie der Künſtler wünſchte, ſondern inſofern der Stoff der Kunſt gehorchte . . . Indem die Form, in die Materie hervorſchreitend, ſchon ausgedehnt wird, ſo wird ſie ſchwächer als jene, welche im einen verharrt. Denn was in ſich eine Entfernung erduldet, tritt von ſich ſelbſt weg, Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft, ſo auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher ſein als das Gewirkte." Das iſt platoniſch gedacht, und echt griechiſch, doch eigentlich ganz ungoethiſch, wie Goethe ſelbſt bezeugt, wenn er ſagt: „Freilich iſt das belebende und ordnende Prinzip in der Erſcheinung dergeſtalt bedrängt, daß es ſich kaum zu retten weiß . . . Eine geiſtige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn ſie in der Erſcheinung hervortritt, vorausgeſetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung ſei. Das Gezeugte iſt nicht geringer als das Zeugende; ja, es iſt der Vorteil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher ſein kann als das Zeugende." Aber dieſer tiefe Begriff einer „lebendigen Zeugung" läßt uns nun erſt noch fragen, ob es denn Urzeugung aus dem Nichts iſt? Ob ſich denn der

Stein dabei wirklich nur empfangend verhält, ob die Gestalt wirklich aus dem Ersinnenden zum Stein gelangt, ob der Künstler, ohne den Stein erst zu fragen, ihm jede Gestalt antun kann, jedem Stein jede Gestalt? Oder ob nicht vielleicht auch der rohe Block, lange vor dem Künstler, selbst in sich schon Gestalt hat, nur eine noch schlafende, noch unerlöste Gestalt, oder aber doch Sehnsucht, Heimweh, Herzweh nach Gestalt, und nicht etwa nach irgendeiner Gestalt, die jeder Künstler ihm antun kann, sondern nach einer einzigen, ganz besonderen, unersetzlichen und unvertauschbaren Gestalt, für die ganz allein dieser eine Block recht eigentlich bestimmt und eigens auf der Welt ist, so daß er warten muß, bis der eine Künstler kommt, in dem auch wieder dieselbe Gestalt träumend schläft? Und die beiden müßten einander begegnen, dieser eine Block diesem einen Künstler, damit ein echtes Kunstwerk entsteht: Erscheinung der einen in jenen Block wie in jenen Künstler verzauberten und erst wenn die beiden einander finden, zur Gestalt erwachenden Idee! Und so hätte Mona Lisa vielleicht erst im Bildnis Leonardos ihre wahren Züge gefunden und Leonardo in ihrem Anblick erst sein inneres Gesicht erkannt? (Rodin muß dies einmal fast wörtlich so gesagt haben, ich kann nur im Augenblick nicht finden wo.) Aber dies hätte nicht bloß vom Künstler zu gelten, sondern es kommt ja mit jedem Menschen eine Idee zur Welt, und diese Idee darzustellen, der Welt darzutun ist er hergeschickt, doch er bringt sie nicht erst, sondern auch schon vor ihm ist sie da, sie steckt schon in der Welt, harrend, bis er kommt, und wenn die beiden zusammenkommen, ist ein Menschenleben erfüllt und wenn die beiden nicht zusammenkommen, ist ein Menschenleben vertan. Und wer sein Leben erzählen will, kann also doch immer nur erzählen von seiner inneren Gestalt und ob und wann und wie von ihm dann ihr Gleichnis in der äußeren Welt gefunden worden ist. Dazu muß er aber auch die doppelte Kraft haben, selber verzichten zu lernen und die Welt verzichten zu lehren. Denn jeder Künstler ist mehr, als er von sich erscheinen lassen kann;

nicht für alles, was in ihm ſchläft, findet er den Stein, worin es auch ſchläft (wie vielleicht auch im Stein wieder mehr Idee ſchläft, als der Künſtler daraus erwecken kann). Und wie den Künſtler der Stein begrenzt, ſo den Menſchen das Stück Welt, das er ſich zugewieſen, auf das er ſich angewieſen ſieht. Es kann ſein, daß er mehr innere Geſtalt enthält, als ſich an ſeiner Welt äußern läßt, und es kann ebenſo ſein, daß ſeine Welt mehr Geſtalt von ihm verlangt, als er ihr zu geben hat. Dort ſelber entſagen, hier hinwieder ſich der Welt erwehren zu lernen, dies gibt jedem ſein Leben auf. Und wie er dieſe Schulaufgabe löſt, daran allein kann er ſich zeigen. Und er zeigt aber ſeine Kraft durch Gewinn ebenſo wie durch Verzicht. Denn eben, indem er ſich für ſich entſcheidet, muß er ſchon entſagen, zuweilen gerade dem Beſten, was er hat. Denn gerade wer ſich wahrhaft vollendet, kann es nur, indem er verarmt. All unſer Wachſen iſt ein Verarmen, denn es iſt Wahl, Geſtalten heißt auswählen aus der Fülle, Geſtalt iſt Verarmung. Auch dies bezeugt Goethe, der die Summe ſeines Lebens zieht, wenn er an Schloſſer ſchreibt, es werde dem Alternden ſchwer „ſich wieder zu vergegenwärtigen, wie man gehaltlos, roh und ungebildet mehr könne geweſen ſein, als da man ſich gehaltvoll, ausgearbeitet und ausgebildet antrifft". Womit denn ſchließlich der Wert aller Arbeit an uns ſelbſt, ja das ganze Leben auch wieder im tiefſten fragwürdig wäre, wenn wir alles, was wir erringen, ſo teuer bezahlen, recht eigentlich mit uns ſelbſt. Und vielleicht kann alſo Selbſterzählung, Selbſtdarſtellung nur den einen Sinn haben, abzurechnen, was uns das Leben gegeben und was uns das Leben genommen hat, damit wir am Ende ſehen, ob es denn überhaupt dafürſtand, ſich auf den ganzen Handel einzulaſſen.

4. Auguſt.

Künſtlerhaus, Ausſtellung der neuen Vereinigung bildender Künſtler Salzburgs „Der Waſſermann". Das iſt weit mehr als eine ſchöne Verheißung, ich kann mich ſeit

Jahren keines reineren Eindrucks erinnern. Ohne Tumult und die jetzt übliche Kraftmeierei. Kein unnützer Aufwand, kein Getue, nichts von Aufmachung, sondern die ruhige Haltung, Anmut und Würde selbstvertrauender Kraft, wie weiland in den ersten Ausstellungen der Wiener Sezession. Kein Experiment, kein bloßer Witz, keine Paraden. Weder Unkunst noch Überkunst. Ein großer Wille, selbst die kleinen Begabungen noch adelnd, auch in den stärksten Leistungen anspruchslos. Und über dem Ganzen ein so hoher Ernst, daß das Publikum unwillkürlich verstummt; es fühlt, daß hier nicht nach ihm gefragt wird. Große Namen, wie Karl Anton Reichel, Alfred Kubin und Paris Gütersloh, bescheiden sich in Ecken. Anton Faistauer und Felix Albrecht Harta herrschen, jener durch den Seelenreiz seiner Innigkeit, dieser durch die Kraft seiner Zauberhand. Der Münchener Karl Caspar, längst bekannt, erscheint seltsam verjüngt: seine „Passion" kommt, für mein Gefühl, der jetzt überall mit solcher Leidenschaft erstrebten „religiösen Kunst" am nächsten. Denn auch Faistauers wunderbarer Altar wie die heiligen drei Könige Hartas sind mir doch noch eher Bekenntnisse der Inbrunst, die hier um den Glauben gerungen, oder des Glücks, das der Künstler im Glauben gefunden, oder der Verzückung, die ihn beseligt hat, immer also noch Zeugen eines ungeheuren Erlebens, das aber doch noch ganz persönlich, ganz subjektiv bleibt, während, was ich religiöse Kunst nenne, zuvor erst jede Person, alles Subjekt schon überwunden haben muß, um uns jenes Reich aufzutun, das hinter den Personen und Subjekten liegt, das der Kinder Gottes. Dort ist von den heute lebenden deutschen Malern freilich nur Desiderius Lenz daheim. Lenz mit den malerischen Mitteln Faistauers und Hartas oder aber diese mit seiner inneren Vollendung, das wär's: dann hätten wir wieder eine religiöse Kunst! Caspar ist vielleicht auf dem Wege (den Harta sich von seinem Bruder zeigen lassen könnte, denn auch über Gotamo Buddho kommt man hin).

Jemand ſchickt mir ein Schauſpiel „mit der Bitte um Begutachtung" in der „Überzeugung, daß ein großer Künſtler auch ein großer Menſch ſein und immer für junge Talente Zeit haben muß". Der gute Herr vergißt nur, daß ich unbeſcheiden genug bin, auch leben zu wollen, daß ich mir mein tägliches Brot verdienen muß und daß mir dazu keine Zeit übrig bliebe, wenn ich auch nur die Hälfte der Sendungen läſe, mit denen mich das Vertrauen der jungen Talente beglückt. Es ſchmerzt mich, ihnen nicht helfen zu können. Ich verſtehe ja ſo gut, was ſie quält. Wenn irgendein junger Menſch fühlt, daß es ſich in ihm regt, wenn der Anblick eines Bildes, der Liebreiz einer Stimme, die Macht eines Gedichtes in ihm die nachahmenden Kräfte weckt und er nun ſelber zu formen, zu tönen, zu reimen beginnt, wenn aber der jähen erſten Freude des überraſchenden Gelingens bald Entmutigung, Zweifel und Verzagen folgen, was ſoll er tun, an wen will er ſich wenden, wer kann ihm ſagen, ob jener plötzlich aufwallende Drang zur Kunſt echt oder Trug war, ob, wovon er überſchwillt, bloß ein Nachhall, Widerhall ſeiner Erregung durch fremde Kunſt oder aber ein Zeichen eigener Schaffenskraft iſt, ob er wirklich Talent hat? In ſeiner Umgebung ſtößt er entweder auf höhniſchen Unverſtand oder gar auf die noch ſchlimmere Begeiſterung verhimmelnder Couſinen, und niemand iſt da, dem er vertrauen, an den er ſich halten, der ihn weiſen könnte! Was bleibt ihm übrig, als an irgendeinen in der Kunſt, zu der es ihn lockt, „berühmten" Mann zu ſchreiben? Wenn dieſer berühmte Mann, der ja täglich ein Dutzend ſolcher Briefe kriegt, ſehr gutmütig oder aber auch nur auf Anhänger bedacht iſt, hat er längſt eine höfliche Redensart ein für allemal bereit, mit der er ſich, ohne das ärgerliche Ding auch nur anzuſehen, aus der Verlegenheit zieht. Die lieber unhöflich gar nicht antworten, ſind ehrlicher. Es iſt ein ganz unwürdiger Zuſtand, der die Zukunft junger Begabungen dem Belieben, der Laune, dem Unmut, der augenblicklichen Gefälligkeit, Verdroſſenheit oder

Eitelkeit einzelner preisgibt, die ja noch dazu meistens überhaupt gar keines Urteils fähig sind, da gerade den stärksten Begabungen es doch fast immer an Kritik fehlt. Darüber sprach ich neulich mit Paul Prechner, mein Leid klagend, und Prechner, der Sekretär unseres Landesbildungsamts, jung, noch unverbraucht, tatkräftig, tatfreudig, ehrgeizig und ein guter Kopf, der noch durch die Wand rennt, ließ es sich nicht erst zweimal sagen: sein Landesbildungsamt hat jetzt wirklich einen entscheidenden Versuch gewagt, der, wenn er gelingt, weit über unser liebes Salzburg hinaus, ein Beispiel geben kann. „Auskunftsstelle für Wortkunst" nennt er's: da werden Einsendungen gelesen, zunächst die sichtlich ungenügenden, rettungslos dilettantischen ausgeschieden, die verheißungsvollen von Sachverständigen geprüft, alles aber was irgendwie noch ungewiß, strittig oder sonst in seiner Art auffällig scheint, einer höchsten Instanz vorgelegt.

6. August.

„Der Geist der Tschechen" von Rudolf Pannwitz (Wien, 1919, Verlag: „Der Friede"). Zur Gabe, Phänomene ganz rein aufzufassen, ohne das eigene Subjekt einzumischen, hat Pannwitz überdies, was noch weitaus seltener ist: Ideenvermögen, die Kraft, in allen Erscheinungen Symptome zu sehen, die zu deuten, auf ihren Ursprung heimzuführen und daraus ihren Ursinn wieder herzustellen er mit einer oft bis zur Verwegenheit schöpferischen Phantasie zuweilen so gewaltsam unternimmt, daß einem dabei bange werden kann, einer Art allerdings auf die höchste Stufe gehobenen, ja fast erhabenen, aber doch zuletzt auch wieder ins Wesenlose verrauchenden Kannegießerns zu verfallen. Sein Blick für die Bedeutung des Einzelnen im Ganzen, sein überall den Zusammenhang aufspürendes Gefühl, seine Witterung für die geheimen Beziehungen selbst augenscheinlicher Widersprüche sind außerordentlich, gar aber der ihn beherrschende, freilich oft auch berauschende Bausinn, der Synthesen, wo sie sich nicht von selbst zusammenfügen, erzwingt. So scheint

er zum Politiker, und von der höchſten Art, geboren; denn ganz gelingt dieſer immer nur erſt, wenn er einen heimlichen Dichter in ſich trägt, der allein das doch überall zwiſchen der Erſcheinung und ihrer Idee klaffende Loch geſtaltend auszufüllen oder auch geradezu frech hinüberzuſpringen wagt. Nur gehört dies freilich in das Reich der Tat, und was uns an Pannwitz immer wieder als fragwürdig befremdend ſtört, iſt vielleicht nur, daß er, ſtatt zu tun, bloß ſchreibt. So ſtellt er dar, nicht was iſt, ſondern was geſchehen muß, und gerät dadurch in ein falſches Verhältnis zum Leſer, der ihn an der Wirklichkeit kontrolliert, die wir gern vom Täter überwunden ſehen, nicht aber vom Schreiber; es iſt das falſche Verhältnis aller Propheten zur Gegenwart; ſie waren alle vielleicht eigentlich Täter, die man nur nicht zur Tat kommen ließ. Gar aber in unſerer Zeit, wo die Tat, das Schickſal der Völker, unſere Zukunft Oberlehrern anvertraut iſt, deren bloß regiſtrierender ohnmächtiger Verſtand höchſtens allenfalls genügt, nachträglich Begebenheiten gehorſam erſtaunend aufzuzeichnen, iſt es kein Wunder, wenn ein Geiſt der Tat, zum bloßen Schreiben verdammt, zuweilen eher faſt lächerlich wirkt. Wäre, was Pannwitz hier ſchreibt, geſchehen, als er es ſchrieb, unſer altes Vaterland hätte noch die Vorhut des neuen Europa werden können, ſtatt zu zerfallen. Und noch jetzt, wenn dies getan würde, ſtatt bloß gedruckt, könnten wir wieder hoffen. Alles Entſcheidende wird hier ausgeſprochen: „Der Zuſammenbruch eines Staates bedeutet nicht die Auflöſung eines Zuſammenhangs. Öſterreich-Ungarn war einerſeits ein ſchwacher, gewaltſamer und geſpaltener Einheitsſtaat, anderſeits ein hiſtoriſch, geographiſch, wirtſchaftlich natürlicher Föderalismus aller Imponderabilien. Der gänzliche Zuſammenbruch des erſten iſt nötig geweſen, um den endlichen Zuſammenſchluß des zweiten möglich zu machen. Die Gefahr aber, die nunmehr droht, iſt die der ‚Reaktion‘ in einem volleren Sinne, als welchen Demokraten, Nationaliſten und Sozialiſten faſſen können. Die neuen Staatsweſen, in der Freude ihrer errungenen Freiheit,

deren Laſt ſie noch nicht fühlen, deren Ziel ſie noch nicht kennen, die ihnen noch mehr Rechte als Pflichten gibt: glauben zu ſchieben und werden geſchoben, ſie glauben neue Wege zu gehen und gehen alte Wege, ſie handeln nach dem Geſetz des Gegendrucks und Gegenpendelſchlags und nicht im geringſten als aus ſich ſelbſt rollende Räder. Es beſteht die ernſte Gefahr, daß die Slawen in Neuöſterreich als Jugendfriſche in die Rolle treten werden, in welcher die Deutſchen in Altöſterreich als faſt ſchon Ergreifende verſagt haben. Sie ſchicken ſich an, und das nicht ganz ohne Reſſentiment, zu ſlawiſieren und zentraliſieren, wie ihre Vorgänger germaniſiert und zentraliſiert haben, Nationalismus und Staatsprinzip aufeinander zu ſtützen und miteinander auszuwechſeln und für einen noch gar nicht fertigen Staat die Loyalität als Rechtslage in Anſpruch zu nehmen — ſie ſind mehr Öſterreicher geblieben, als ſie gern glauben werden . . . Für die Zukunft beſteht eine größere Gefahr, daß emporkommende Weſtſlawen, am erſten alſo die Tſchechen, auf einer höheren Spirale den typiſchen Ablauf der preußiſch-deutſchen Geſchichte wiederholen, als daß die Preußen und andern Deutſchen noch einmal eine Macht wie bisher entfalten. Altöſterreich war ein Nationalitätenreich mit organiſchem deutſchen Übergewicht: es durfte nicht wie ein deutſcher Nationalſtaat eine deutſche Politik und einen deutſchen Krieg führen; daß es dies dennoch getan hat, hat die geſchichtliche Folge gehabt, daß unter der Form eines vorläufigen Reichszerfalles in ihm ſelber die Deutſchen von den Slawen beſiegt worden ſind. Neuöſterreich wird ein Nationalitätenſtaat mit organiſchem ſlawiſchen Übergewicht ſein: es wird nicht erſt mit den übrigen Weſtſlawen, dann mit den Ruſſen ſich gegen die Deutſchen einigen dürfen; wird es dies dennoch tun, ſo wird es noch einmal ein Alldeutſchtum zum Endkampfe gegen ſich haben und, falls es als Sieger hervorgeht, ſei es einem ruſſiſchen Imperialismus, ſei es einem ruſſiſchen Sozialismus, jedenfalls dem als Maſſe und Dämonie überlegenen Oſteuropa ſelbſt anheimfallen, anſtatt, in einer Integration mit den anderen

zentral- und südosteuropäischen Völkern und Staaten, Wächter und Mittler der großen westeuropäischen Kultur gegenüber Osteuropa zu werden . . . Die Gefahr einer übereilten slawischen Entwicklung, welche um jeden Preis zu verhüten das Interesse aller guten Europäer, also auch aller klaren Slawen ist, ist ungeheuer groß, einmal wegen der langen, gewaltsamen Zurückhaltung der slawischen Entwicklungen, alsdann wegen der westlichen Übersteigertheit der slawischen Hochkulturen, zuletzt wegen des geschichtlichen Postulats eines neuen Erdvolkes. Es gehört die größte Weisheit der größten Führer dazu, eine apokalyptische Katastrophe Europas zu verhüten. Darum brauchen wir auch: erstens das Imperium des besonnenen, erfahrenen England; zweitens die zentraleuropäische Vorherrschaft der Tschechen als der Westlich-Nördlichsten, der Fortgeschrittensten, der Politisch-Römischsten, der Gemäßigtsten von allen Slawen; drittens die neue Rolle Preußens in engerer Verbindung mit Polen und Kurland und weiterer Verbindung mit Tschechien; viertens eine neue Rolle des deutschen Volkes zur Ermöglichung einer mehr als staatlichen Integration Europas . . . Wären Deutschland und Österreich vor hundert Jahren mit Napoleon gegangen, wären sie späterhin mit England gegangen, hätten sie je dem zum Primat Berufenen den Primat eingeräumt, wie anders wäre ihr Schicksal gewesen! Aber die kommishafte Angst, der Kommis eines Größeren zu werden, trieb sie stets zu halb hinterhältigem, halb offenem Widerstand, oft zu einem sinnlosen Kampf gegen unnötige Gegner; wo sie doch bei mehr Selbstbewußtsein gerade unter einem Primat ihre Parität am entschiedensten hätten durchsetzen können. Heute nun gehört es zu den ideologischen Dogmen fast aller Gebildet-Ungebildeten, daß eine Föderation ohne einen Primat im Bereiche des geschichtlich Denkbaren oder auch nur Wünschenswerten liege; gegen solche Massenerkrankung der Gehirne hülfe vielleicht das Irrenhaus — doch in dem leben wir ja alle. Der englische Primat in unserem Weltsystem, der tschechische Primat in Südosteuropa, die

Deutschen aber die geistig-politischen Stützen dieser Primate: dies bleibt die einzige Zukunft." Was hilft's aber, daß das hier geschrieben steht, als Ausdruck höchster Einsicht ins Notwendige? Pannwitz mißversteht sich selbst: er hat weit mehr vom Handelnden als vom Erkennenden; auch in seiner Erkenntnis ist immer schon ein aktiver Zug. Und dieser geborene Täter überläßt die Tat aber geborenen Kanzlisten!

15. August.

Ich bin doch sehr froh, den Isenheimer Altar noch gesehen zu haben, bevor wir ihn verlieren. Auch die besten Reproduktionen geben kaum einen leisen Vorgeschmack des ungeheuren Eindrucks (wie denn Reproduktionen ja stets eigentlich das Werk fälschen, selbst dem, der das Original kennt; sie lassen nämlich das Leben weg). Nur etwa der ersten Begegnung mit Phidias, mit Greco, mit Velasquez, mit Bernini, mit Rembrandt gleicht dieses Erlebnis. Und es hat mir auch wieder meinen Begriff der religiösen Kunst bestätigt und erhärtet, den ich mir schon voriges Jahr einmal gegen Max Fischers Schrift über den rheinischen Maler Josef Eberz, von dessen Empfindung für die „gluterfüllte Not der eigenen Zeit" Fischer sich eine neue „religiöse Malerei" verspricht, und erst neulich wieder vor Faistauers und Hartas groß gewollten Bildern in der schönen Ausstellung des Salzburger „Wassermann" darzutun versuchte. Diese Künstler bekennen in diesen Werken die Verzückungen, mit denen ihr Glaube sie begnadet hat. Das ist gewiß sehr schön, aber ich muß doch sagen: im Anblick des Gekreuzigten oder der heiligen Jungfrau hören die frommen Wallungen Faistauers oder Hartas auf, mir besonders interessant zu sein, ja, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, sie stören mich eher; ich will vor dem für mich blutenden Gott gar nicht daran erinnert werden, daß es noch irgend etwas anderes gibt, denn es gibt ja dann auch nichts mehr, er allein ist die Wahrheit. In solchen Augenblicken ist es dann immer die Beuroner Kunst des ehrwürdigen P. Desiderius Lenz allein, die mir wieder die Verheißung einer

religiösen Kunst gibt, einer Kunst, die nicht nur Sehnsucht nach einer anderen Welt wäre, sondern ihre Gewähr. Dennoch muß ich aber ja gestehen, daß mir doch auch diese Beuroner Kunst eben nur eine Verheißung ist, der zur Erfüllung ihrer selbst noch irgend etwas fehlt. Die Gegenwart fehlt ihr, ihre eigene Gegenwart! Denn sie ist im Grunde ja nur als Idee, nur als Intention da, der ich, der Betrachter, aus mir selbst, aus meiner eigenen Empfindung erst noch etwas supplieren muß: sie wirkt auf den Betenden, sie setzt aber sein Gebet schon voraus, sie zwingt es ihm nicht auf; und das ist es eben: sie zwingt keinen Ungläubigen auf die Knie. Dies ergab mir denn meinen Begriff einer religiösen Kunst, die nicht bloß Bericht von den religiösen Erlebnissen ihrer Künstler (dann wären auch meine „Himmelfahrt" und „Die Stimme" Werke religiöser Kunst; sie sind es mir nicht), aber auch nicht bloß Zeichen der anderen Welt, des Reiches Gottes, zu geben hätte, sondern dieses Reich selbst in unmittelbarer, den Betrachter überwältigender Gegenwart, einer Kunst also, die, wie gesagt, mit der Evidenz ihres Glaubens auf die Knie zwingt. So mag auf den Griechen der Parthenonfries gewirkt haben, auf den barocken Menschen Berninis heilige Teresa, auf den strengen Lutheraner die Chromatische Fuge. Werken dieser religiösen Kunst ist es auch gemein, daß ihnen, wie die Welt des Augenscheins vor der ewigen, eigentlich auch ihr Künstler selbst verschwindet, sie löschen ihn aus, er zehrt sich in ihnen auf. Weshalb sie auch, im höchsten Sinne des Wortes, uninteressant sind, denn in ihnen ist aller Unterschied aufgehoben, sie leben wieder über der Individuation. Beim Meister des Isenheimer Altars ging das so weit, daß sein eigenes Leben förmlich von seinem Werk verschlungen worden ist, als wenn er gleichsam nur in den Stunden der Inspiration vorhanden gewesen, dann aber, das Werk getan, gleich wieder ins Nichts zurückgesunken wäre, ins Nichts seiner „üblen" Heirat. Man kann Tage lang vor dem Altar sitzen, im Anblick Gottes, ohne jemals auf einen Gedanken an den

Maler zu kommen; ja daß es überhaupt einen Menſchen gegeben haben ſoll, der dies gemalt hat, iſt eine Vorſtellung, vor der man faſt erſchrickt. Jedenfalls iſt, nachdem er dieſe Bilder gemalt hatte, nichts mehr von ihm ſelber übrig geweſen und leer hat er ſich ins Dunkel zurückgeſtürzt; denn wie jemand nach der Empfängnis ſolcher Geſichte dann wieder im Irdiſchen ſich zurechtfinden ſollte, dies wäre kaum auszudenken. Die Forſchung hat zur Not ſeinen Namen und einiges über ſein ja wirklich ſo gleichgültiges äußeres Schickſal halbwegs ſichergeſtellt; und ſelbſt die geiſtreichen Mutmaßungen Oskar Hagens in ſeiner dankenswerten, an guten Abbildungen reichen Schrift (A. Piper, Verlag, München 1919), als Proben konjekturalen Scharfſinns bewundernswert, helfen uns wenig. Er geht uns auch im Grunde nicht an, denn ſein Werk iſt nicht von ihm. Und daran erkennt man die Werke wahrer religiöſer Kunſt: Sie ſind niemals von ihrem Künſtler, ſondern bedienen ſich ſeiner nur. „Der Autor meiner Werke", hat William Blake geſagt, „iſt in der Ewigkeit, ich bin nur der Sekretär."

1. September.

Trakls Jugendfreund, Erhard Buſchbeck, mein Beiſtand auf dem Untersberg und in der Burgtheaternot, ſchickt mir ſeinen erſten Roman: „Wolf Dietrich" (Verlag „Der Kentaur" in Leipzig und Wolgaſt). Man erlebt da, wie der junge Dichter mitten im Dichten ahnungslos vom Expreſſionismus überraſcht worden iſt; er hat offenbar, als er begann, nur an den Wolf Dietrich gedacht und von dem erzählt er zunächſt in der hergebrachten Art darauf los, als ihm auf einmal unverſehens der Sinn ſeiner eigenen Generation über die Schulter blickt und das Konzert ſtört, ſo zudringlich, daß ihm nun allmählich der Ausdruck der eigenen Zeit viel wichtiger wird als die Geſchichte des ſtolzen Erzbiſchofs; und unter der Hand entſteht ihm ſo zwar noch nicht gerade die neue Form des geſchichtlichen Romans, aber doch ein Anſatz dazu, etwas wie eine Vorform davon: die

Möglichkeit, Geſchichte mit den Mitteln des Expreſſionismus zu geſtalten, iſt zum erſtenmal dargetan. Die Frage wird nun nur ſein, ob Buſchbeck auch die Kraft hat, was ihm hier ſozuſagen nachtwandleriſch gelang, das nächſtemal bewußt, ja vorſätzlich zu verrichten. Wozu freilich aber vor allem auch ein anderer Stoff gehörte! Jeder Salzburger, der es ſich beikommen läßt, einen Roman oder ein Drama zu ſchreiben, beginnt ja zunächſt immer mit einem Wolf Dietrich; es iſt unvermeidlich. Auch ich war als Knabe ſchon von Wolf Dietrich faſziniert, und obwohl ich ſeitdem immer wieder, in Romanen oder dramatiſiert, Wolf Dietriche junger Salzburger leſen muß (der letzte war von dem unvergeßlichen Alexander v. Mörk, der dann in Galizien fiel), bin ich's noch heute, nur weiß ich jetzt, warum dieſer Wolf Dietrich jedem, der nicht gerade Shakeſpeare iſt, mißglücken muß: weil Wolf Dietrich, der ſo tragiſch endet, eine rein komiſche Geſtalt iſt, nämlich ein braver Deutſcher, dem Rom ſo den Kopf verwirrt, daß er ſich anmaßt, dann daheim den Borgia zu ſpielen. Das Schauſpiel eines Rom nicht gewachſenen Deutſchen bietet auch Luther, doch freilich anders: ſein Unvermögen, ſich in die geiſtigen Dimenſionen Roms zu ſtrecken, ſetzt ſich in ſchöpferiſches Reſſentiment um. Wolf Dietrich, gutmütiger und treuherziger als Luther, im Grunde deutſcher, nämlich der gewiſſe, alles Fremde voll Bewunderung anſtaunende Deutſche mit den blauen Augen aber hat nichts Eiligeres zu tun, als zu zeigen, daß auch er ein Römer iſt. Auch er gewahrt an dieſer hellſten, heiterſten, höchſten aller Kulturen, die je bisher auf Erden erſchienen ſind, daß ſie, wie jede wahre Kultur, auf einer furchtbaren Einſicht in den Trug, die Nichtigkeit, das Scheinhafte des Irdiſchen beruht, auf der Erkenntnis, daß alles Leben hier nur ein Traum iſt, und auf der Zuverſicht, dieſen Traum, ſobald man ihn erſt einmal durchſchaut hat, dadurch ſpielend beherrſchen zu lernen. Ei das, denkt dieſer junge Herr von Raitenau nun, ei das kann ich auch! und kehrt als entſchloſſener Renaiſſancemenſch heim, wie einer, der zu viel Nietzſche

gelesen hätte. Und an Nietzsche geht er auch zugrunde, wirklich: es ist ja genau das Mißverhältnis Nietzsches zur Renaissance. Sie verkannten beide, daß zum heroischen Bösewicht dann auch noch das Gefühl der eigenen Unschuld gehört. Sie verkannten, daß das Leben als ein grandioses Schauspiel zu behandeln aber nur jenen gebornen Schauspielern erlaubt ist, denen es mit ihrer Rolle völlig ernst ist, die selber so durchaus in ihre Rolle verwachsen, daß ihr Spiel zuletzt für sie durchaus kein Spiel mehr, sondern Notdurft ist, die, wenn sie spielen, eben daran erst werden, was sie sind. Wie sich Nietzsche den Cesare Borgia vorstellt, das hätte der Cesare ganz ehrlich als die schwerste Verleumdung empfunden. Alle geborenen Verbrecher haben den guten Glauben an sich, und nur der darf sich erlauben, unrecht zu tun, der die Gabe hat, sich dabei stets in Recht zu fühlen. Und es war nun das Verhängnis des guten Wolf Dietrich, daß auch er in seiner nordischen Arglosigkeit es sich zu leicht dachte, Renaissancemensch zu sein; mit ein paar Meineiden ist da noch nichts getan, man muß auch selber daran glauben. Vor allem aber muß man es selber aushalten. Wie wenig er das konnte, zeigt rührend schon gleich sein Debüt als Verführer. Er fängt am ersten Tag gut italienisch an, raubt sofort des Bürgermeisters Töchterlein, vergewaltigt es und — läßt sich dann baldigst heimlich trauen, um fortan ein zärtlicher Ehemann und der bravste Hausvater zu sein! Und ebenso dilettantisch wie als Don Juan stellt er sich in der Politik an: er wäre stets auch da so gern ein Schurke, doch diesem Biedermann gelingt es nie (während umgekehrt Friedrich der Große mit einem Antimachiavell begann, das ist der Unterschied). Nein, kein Shakespeare, sondern man müßte Cervantes sein, um das Märchen von diesem lieben deutschen Jungen erzählen zu können, der auszog, die Welt das Gruseln zu lehren.

3. September.

In „L'oeil crevé" von Hervé, einer berühmten Bouffonerie des zweiten Empire, die 1789 spielt, kommt ein



TAYLOR IN
OXFORD

braver Gendarm vor, der jetzt der jetzigen Regierung mit demselben Eifer dient, wie früher der früheren: „Denn sehen Sie", erklärt er, „es gehen jetzt in diesem Jahre des Heils 1789 merkwürdige Sachen vor! Sie verstehen das nicht? Ich auch nicht. Das ist eben die Politik! Mich geht sie nichts an. Mais paraîtrait, enfin, que l'on voudrait, à Paris, que les nobles, ils deviendraient les vilains, et les vilains, ils deviendraient les nobles. Voilà." Und dann kommt aber auch noch ein Amtmann vor. Und der Amtmann erklärt seine Stellung zu den „neuen Ideen" so: „Wenn die neuen Ideen triumphieren sollten, möchte ich mit ihnen triumphieren. Wenn aber die neuen Ideen nicht triumphieren sollten, möchte ich sie bekämpfen. Werden sie oder werden sie nicht? Faut-il marcher? Faut-il stopper? Ciel, inspire-moi!" Früher hätte ich diesen Amtmann für übertrieben gehalten, doch er begegnet mir jetzt jeden Tag . . . Lemaître bemerkt zu dem Stück: „Seit die Menschheit besteht und Geschichte geschieht, vollziehen sich die größten Revolutionen, ohne daß neunhundertneunundneunzig Tausendstel der Menschen daran teilnehmen, meistens ohne daß sie sich sie wünschen, fast immer ohne daß sie was davon haben, immer ohne daß sie sie verstehen." Die Weltgeschichte ist immer ein Privatgeschäft von ein paar Spitzbuben.

6. September.

Ich kann noch immer von der Erinnerung an den Isenheimer Altar nicht los, in die sich freilich der widrige Nachgeschmack des vor ihm gaffenden, sich in Begeisterung blähenden, Bildung schwitzenden Publikums mischt. Der Deutsche, fähig, immer wieder Künstler der höchsten Kunst hervorzubringen, bleibt, scheint's, in allen Zeiten unfähig, ein Kunstwerk aufzunehmen (o wie oft bin ich in der Akademie zu Venedig, wie oft in der Tate-Galerie vor den Turners fortgerannt, sobald Landsleute in Sicht kamen!) Ja vielleicht hängt jene Begabung mit diesem Unvermögen irgendwie geheimnisvoll zusammen, vielleicht wurzelt die Kraft deutscher Künstler

in der furchtbaren Einſamkeit, zu der ſie, niemals Antwort oder auch nur Gehör erlebend, ewig verdammt ſind. Es iſt noch ärger geworden, ſeit der deutſche Bürger ſich einreden ließ, Kunſtverſtändnis ſei pflichtgemäß. Als ob es eine Schande wäre, taub oder blind zu ſein! Und als ob der Taube jemals durch Zeichen über Töne, der Blinde mit Worten über Farben belehrt werden könnte! Der Irrtum ſtammt aus dem Aberglauben an den Drill, dem in ſeiner Allmacht zugetraut wird, ſelbſt Natur erſetzen zu können, aus dem liberalen Aberglauben, daß man mit dem richtigen Büchl in der Hand alles vermag. Liberaler Unterricht iſt das Gegenteil jeder wahren Erziehung, die ſtets damit beginnt, daß der Schüler ſich ſelber kennen lernt, ſeine Grenzen findet und zunächſt erfährt, was ihm von der Natur verſagt iſt und worauf er ein für alle Mal alſo zu verzichten hat. Dann erſt wird er fähig ſein, ſtatt ſeine Kraft an Unerreichbares zu vergeuden, ſie geſammelt für das aufzuſparen, was ihm vom Schickſal zugewieſen iſt. Wir aber verlieren die Hälfte des Lebens mit Bemühungen, die nichts fruchten können, und verlieren die zweite damit, von ihnen endlich wieder loszukommen; wir leben ſo lange von uns weg, bis keine Zeit mehr übrig iſt, zu uns zurückzuleben. Wahre Bildung beſteht darin, zu wiſſen, was man kann, und ein- für allemal zu laſſen, was man nicht kann. Und der beſte Schüler iſt, wer ſich am tapferſten allem zu widerſetzen weiß, was ihm nicht gemäß iſt (meine einzige Rettung war, daß ich als Bub ein ſo herrliches Talent hatte, ſtets gerade nur für den Tag zu lernen, ſchon am nächſten aber ſogleich wieder alles zu vergeſſen; vergeſſen können, was ſich nicht ſofort in eigene Tat umſetzen läßt, iſt eine Vorbedingung ſchaffenden Lebens). Ein gräßlicher Anblick, dieſe glotzäugigen Menſchen vor dem Iſenheimer, von Angſt gepeinigt, daß man ihnen anſehen könnte, wie furchtbar gleichgültig ihnen eigentlich die ganze Geſchichte doch iſt, und immer wieder eilig im Büchl nachleſend, was ſie denn zu bewundern haben! Und iſt es nicht im Grund überhaupt barbariſch, einen Altar, ein Glied im Gottesdienſt, als

Prunkstück der Augenlust zur Schau zu stellen? — Wenn es sich durchführen ließe, daß, wer, ohne das innerlich nötig zu haben, in ein Konzert geht, ein Bild ansieht oder ein Gedicht liest, dafür jedesmal eine Mark Strafe zu zahlen hätte, in einem Jahr wären unsere ganzen Kriegsschulden gedeckt. Und überdies: ist es denn durchaus notwendig, daß jetzt auch das Proletariat wieder die sämtlichen Dummheiten des Bürgertums noch einmal macht? War das der Sinn der Revolution, daß das Proletariat durchaus zum Affen des Bürgertums wird?

8. September.

Es wird jetzt so viel gestohlen, daß uns bald der ganze Staat gestohlen werden kann! Der Eifer der Einbrecher und Diebe bewirkt nämlich, daß, indem sich jetzt jedermann, durch Schaden klug geworden, genötigt sieht, Hab und Gut gegen Diebstahl zu versichern und den Schutz, zu dem die Polizei nicht mehr ausreicht, bei Wach- und Schließgesellschaften zu suchen, daß dadurch immer mehr der Staat als unzulänglich, darum entbehrlich und auch tatsächlich schon überholt dargetan wird. Je bessere Geschäfte die privaten Gesellschaften machen werden, die jetzt allmählich die frühere Tätigkeit des Staates übernehmen, desto mehr werden sie, bei wachsender Konkurrenz, nicht bloß billiger arbeiten, sondern, eben darum, auch trachten lernen, den Schaden, den sie sonst ersetzen müssen, lieber gleich zu verhüten und es gehört gar nicht so viel Phantasie dazu, vorauszusehen, daß in einigen Jahren, sobald diese privaten Gesellschaften erst ausgebaut sind, die sogenannte Justiz mit ihren Perücken und sonstigen Feierlichkeiten doch eigentlich nur noch gewissermaßen einen historischen Reiz haben wird. Die Würde einer göttlichen Einrichtung spricht ja der moderne Staat selbst nicht mehr an. Was ihn eigentlich die Sittlichkeit angeht, läßt sich so wenig sagen als ob es denn, seit, von Staats wegen wenigstens, Gott ausgeschaltet worden ist, Sittlichkeit überhaupt noch geben kann und womit sie dann aus dem Nichts begründet werden soll.

Wenn ſich alſo nun noch herausſtellt, daß auch für die Sicherheit des Lebens, des Eigentums und des bürgerlichen Behagens jene privaten Geſellſchaften in ihrer Geriſſenheit mehr leiſten als die doch immer etwas umſtändliche, ſich meiſtens verſpätende Juſtiz, wird man ſich dieſer leicht entwöhnen. Vorausgeſetzt, wie geſagt, daß jene privaten Geſellſchaften erſt völlig ausgebaut ſein werden. Das iſt freilich noch ein weites Feld. So wundert mich zum Beiſpiel, daß es noch keine Verſicherung gegen Ehebruch gibt. Einſt hatte der betrogene Gatte das Duell; Ehebruch wurde mit Blut geſühnt. Blut iſt aber heutzutage ſehr im Kurs geſunken; heute wird alles mit Geld abgemacht. Es wäre doch eigentlich alſo nur konſequent, ſich auch darüber lieber mit Geld zu tröſten. Der Gatte ließe ſich ſcheiden und fände mit den dreimalhunderttauſend Kronen, auf die er gegen Ehebruch verſichert war, leicht eine neue Gemahlin, die ihm vielleicht mehr Glück bringt, oder aber doch in paar Jahren nochmals dreimalhunderttauſend Kronen. Und vielleicht würden auch von den findigen Agenten jener wachſam um ihren Vorteil beſorgten Geſellſchaften mehr Ehebrüche verhütet werden als bisher durch die Furcht vor der Rache. Wenn aber, bevor dieſe „Idee" von einer Geſellſchaft aufgegriffen wird, ſie zunächſt ein Librettiſt ausbauen will, der melde ſich bei mir.

10. September.

Wer da klagt, wie wenig ein Öſterreicher vom anderen weiß, ſehe ſich vor, daß es ihm nicht ergeht wie mir, der ſich immer wieder dabei ſelbſt ertappt! Ich glaubte doch Feuchtersleben zu kennen. Er war mir von klein auf durch meinen Onkel Anaſtas vertraut, einen wunderlichen, mit ſich und der Welt zerfallenen Hofrat, der in ſeinen alten Tagen ein für jene Zeit, Ende der ſechziger Jahre, merkwürdig tolſtoiſierendes Buch ſchrieb (und mir, nachdem ich eben buchſtabieren gelernt, zur erſten Übung meiner Kunſt zunächſt den — „Fauſt" zu leſen gab; es iſt immerhin doch noch ganz leidlich abgelaufen!) Die „Diätetik der Seele" blieb mir ſeither auf allen meinen

Seitenwegen immer ein lieber Gefährte, den ich freilich erst alternd ganz verstehen lernte. Nun geriet aber jüngst ein stockiges müffelndes Büchl Feuchterslebens in meine Hand: „Beiträge zur Literatur, Kunst und Lebenstheorie", 1837 in Wien bei J. G. Ritter v. Mösles Witwe und Braumüller, Graben 1144, erschienen; das kannt ich nicht. Es enthält einen eigenen Abschnitt über Goethe und gleich der erste dieser Aufsätze handelt von Goethes (der aber konsequent Göthe geschrieben wird) „naturwissenschaftlichen Ansichten". Und siehe, dies, im Vormärz von einem Österreicher verfaßt und 1837 in Wien gedruckt, ist das Klarste, Reifste, Beste, was noch jemals über die Farbenlehre gesagt worden ist. Von den Zeitgenossen haben sie ja nur Johannes Müller, Seebeck, der Staatsrat Schultz und Purkinje, dann ein paar Maler, Runge, Johann Karl Bähr und Eastlake, der Übersetzer ins Englische, vor allem, und endlich Schopenhauer, Schelling und Hegel überhaupt halbwegs verstanden; „die Wissenschaft" war dagegen, wie ja „die Wissenschaft" immer zunächst gegen jedes neue Wissen ist, das scheint ihre Hauptbeschäftigung zu sein. Ein Stolz unserere Generation aber ist es, daß sie glauben darf, zuerst die Farbenlehre nicht bloß in ihrer Bedeutung für das Farbenwesen, sondern als Weltanschauung, aber auch als symbolischen Ausdruck aller Goetheschen Kunst, ja seines ganzen Lebens erkannt zu haben, so daß wir heute fast zuweilen geneigt sind, in ihr Goethes höchstes Werk zu sehen, worin die sämtlichen übrigen enthalten sind. Man ermesse nun mein Erstaunen, als ich jetzt auch dies alles schon bei Feuchterslcben schwarz auf weiß fand! In einer Zeit, die noch durchaus Goethes Bemühungen um die Natur im besten Fall als den liebenswürdigen Irrtum eines Schöngeists, als eine verzeihliche Laune dichterischer Phantasie hinzunehmen gewohnt war, weist er ihnen gleich eingangs den richtigen Platz an: in der Mitte seines inneren Lebens. Sie sind es, „worin sich Goethes Wert und Eigenheit am reinsten und vollkommensten ausspricht, wofür er eigentlich geboren zu sein schien, so daß

uns, wenn wir in diese Betrachtungen aufmerksam eingehen, selbst seine dichterischen Hervorbringungen wie Werke erscheinen, die aus Naturforschung hervorgegangen sind". Das hat mit solcher Deutlichkeit erst wieder Chamberlain ausgesprochen, in jenem vierten Kapitel seiner unvergleichlichen Schrift über Goethe, das, „Der Naturforscher" überschrieben, den „erhöhten leidenschaftlichen Sinn" dartut, den Urgrund jener „ideellen Denkweise", die Goethen, wie er selber sagt, „das Ewige im Vorübergehen schauen läßt". Keine Marotte, sondern „Notwendigkeit" also, führt Feuchtersleben aus, hat ihn zur Naturwissenschaft gebracht, „der Keim ist in Goethes Naturell zu finden" und die Kunst war „die Pforte, durch welche Goethe in den Isistempel trat". Weshalb Feuchtersleben auch das Naturstudium Goethes von der italienischen Reise datiert. Nun aber sich zur Farbenlehre wendend, trifft er sofort ihr Wesen: „Die Methode" ist es da, die „allein schon, ein ewiges Muster wissenschaftlichen Verfahrens, den Dank der Unsterblichkeit verdienen würde". Ein knapper Abriß der Farbenlehre folgt, auf sieben Seiten, ein Meisterstück an Kürze, Prägnanz und Eindringlichkeit, und mit dem höchsten Gefühl für die symbolischen Bezüge, die das Farbenwesen überall mit dem Urgeheimnis verbinden, so daß, wer es erkennt, sich daran der ewigen Formel des Daseins bemächtigt und, einmal den mittleren Zustand des Menschen zwischen Licht und Nacht inne, das Gesetz selber förmlich zu greifen meint. Das ist so wunderschön, daß es sich schon um dieser sieben Seiten allein lohnte, das verschollene Büchl neu herauszugeben. Ihr Wiener Verleger auf, Eduard Strache, Schroll, E. P. Tal, auf! — Aber auch Goethes morphologisches und botanisches Studium wird mit derselben liebevoll gedrängten Fülle dargestellt: „Wie sich nun so die Botanik, zu der ein fröhliches Jagdleben den ersten Impuls gab, den übrigen Naturanschauungen anschloß, ward dem Geiste das Gesetz offenbar, welches, wie Goethes roter Faden, alle Reiche der Natur durchwaltet; und indem der edle Herder

gleichzeitig nach seiner Weise von innen heraus dieselbe große Pulsader des Weltalls entdeckte, so daß man nicht sagen kann, wem man hierin die Priorität zugestehen sollte, ward die Idee der Naturwissenschaft zur Welt geboren. Es ist die Lehre von der Metamorphose, und ich wiederhole: ehe diese Idee ausgesprochen war, hat es keine Naturwissenschaft gegeben." Und dies alles, von Feuchtersleben schon klar erkannt und meisterhaft ausgesagt, ist dann aber wieder so vergessen worden, daß es nach zwei Generationen erst von der dritten aufs neue hat entdeckt werden müssen! Wozu forscht man, wozu sucht man, wozu schreibt man also denn eigentlich? Ja wer forscht und sucht und schreibt, obwohl er es auch lassen könnte, der ist wirklich ein heilloser Narr. Nur wer vom Wahn des Forschens, Suchens, Schreibens so besessen ist, daß er es halt durchaus nicht lassen kann, nur dem mag es, wie lächerlich er sich auch dadurch macht, in Gottes Namen verziehen sein!

11. September.

Die Wut, durchaus den Schuldigen zu finden, ist mir unverständlich. Mir kommt vor: alle sind schuld. Wer in Europa kann denn ruhigen Gewissens sagen, er habe sich die letzten zehn Jahre vor dem Krieg ganz frei, ganz rein von allem Betriebssinn bewahrt? Ich haßte den „Betrieb", ich kann das schwarz auf weiß nachweisen; ich zog herum und warnte vor dem „Betrieb". Aber ich lebte selber doch auch mitten im „Betrieb", lebte vom „Betrieb", im Herzen freilich nach einer einsamen Insel verlangend, aber mit dem Verstande doch eben auch vorderhand den „Betrieb" hinnehmend, ja mich ihm hingebend. Es erging uns allen wie der Frau Wahrheit in jenem Märchen Tolstois, die sich verleiten läßt, einmal mit dem Unrecht Tee zu trinken. Wer von uns kann sich denn rühmen, daß er wirklich nie, gar nie mit dem „Betrieb" ein bißchen Tee getrunken hat? Und seien wir doch ehrlich: ob es gerade bloß eine Tasse Tee war oder man dann gleich auch zum Diner blieb, der Unterschied ist wirklich ethisch nicht gar so groß. Wer nicht dereinst beim jüngsten

Gericht ruhig vortreten kann, um zu beteuern, er habe den Wunsch, auch einmal „schön zu verdienen", nie gekannt, der ist mit an allem schuld. Und wenn nur erst jeder diese Schuld begriffe, diese Schuld bereute, wäre der erste Schritt zur Sühne schon getan. Man zieht indessen aber vor, lieber „den Schuldigen" zu suchen, und da findet sich jeder einen anderen Sündenbock, dem dann gleich alles aufgeladen wird. Für Adalbert Sternberg ist es Montenuovo, der letzte Obersthofmeister Franz Josefs. Sternberg hat das unvergängliche Verdienst, daß er sich in einer Zeit, wo bei uns nur die Lüge möglich war, fortwährend unmöglich gemacht hat. Damals bestand in Österreich eine nicht unbeträchtliche, ja nach außen hin zuweilen fast blendende Freiheit, wenigstens Redefreiheit, aber unter der einen Bedingung, von ihr nur generell Gebrauch zu machen, doch niemals gegen gewisse Personen. Man konnte sich in den wildesten Anarchismen ergehen, doch mit einem Kompliment an den Bezirkshauptmann; Tiraden gegen Bestechung waren willkommen, so lange man den Takt besaß, keinen Namen zu nennen. Namen waren überhaupt eher unerwünscht, aber gewissen Personen war völlige Namenlosigkeit durch ein stillschweigendes Übereinkommen noch besonders garantiert. Die Treue, mit der dieses Übereinkommen von allen Parteien gewahrt und überhaupt daran festgehalten wurde, rücksichtslos über alles zu reden, nur im Hause des Gehenkten nie vom Strick, bleibt für alle Zeit bewundernswert. Das Österreich Franz Josefs war schon sehr merkwürdig: da wurden ungeheure Kämpfe geführt, doch immer nur um allen Kämpfern ganz gleichgültige Dinge; da gingen unablässig die größten Veränderungen vor, die nur nicht das Geringste änderten; da stand alles in Frage, nur das, worauf es angekommen wäre, nie. Ja diese Gewohnheit, immer um alles nicht bloß herumzureden, sondern auch herumzudenken, ja herumzuleben, auch um sich selber herum, war uns so zur zweiten Natur geworden, daß, wer in den Verdacht geriet, mit dem, was er sprach, am Ende gar etwa doch das zu meinen, was

er ſagte, oder wenigſtens etwas Ähnliches, ſich ſogleich allgemeines Erſtaunen und ein faſt pathologiſches Intereſſe zuzog. Die Dinge, gar aber Perſonen beim richtigen Namen zu nennen, ſchien damals ein Zeichen ſolcher Tapferkeit, ſolcher Unbeſonnenheit, ſo verwegener Abweichung von der allgemeinen Menſchenart, daß derlei verruchte Leute dadurch allein zu hohem, mit Grauen vermiſchtem Ruhm gelangten. So Kronawetter, ſo Schönerer, ſo Pernerſtorfer; ſie waren Verräter an unſerer Politik, immer von etwas anderem zu reden. Sternberg iſt nun in dieſer Reihe von Verrätern der Letzte. Auch er wurde, wie die wirklichen Menſchen in Öſterreich immer, niemals ernſt genommen; das war noch ſein Glück, da Wahrheit unter uns nur ſolange geduldet wird, als man ſie für einen Spaß hält. Ein echter Öſterreicher, im Guten wie im Schlimmen; ſehr begabt, ja weit mehr, als er ſelber weiß, aber im Gebrauch ſeiner Begabung ungeſchickt; immer mit der richtigen Witterung, immer auf der richtigen Fährte, doch leichtſinnig, ganz unkritiſch gegen ſich und andere, dabei noch mit einer gefährlichen Luſt, um jeden Preis den verfluchten Kerl zu ſpielen, vielleicht auch aus einer auch ſehr öſterreichiſchen Scham, ſich ja ſeinen inneren Ernſt, ſeine Redlichkeit, überhaupt alle ſeine guten Eigenſchaften nicht merken zu laſſen; durchaus aufrichtig, bis zum Zyniſchen, durchaus ehrlich, auch gegen ſich ſelbſt, durchaus zuverläſſig, bis zum Eigenſinn, aber mit Launen, mit Intervallen, mit Zwiſchenfällen; Gentleman, der aber mehr Phantaſie hat, als ſich eigentlich damit verträgt; überhaupt halt einer, dem es immer wieder zuweilen bei ſich ſelber auf einmal zu fad wird und der dann ausſchlägt, und eben doch immer noch von ſeinem Schickſal, ſo ſehr es ſich ehrlich Mühe mit ihm gibt, nicht ganz zugeritten; immer wieder überraſchend, auch ſich ſelbſt, ja dies ſchon ſo gewohnt, daß er dabei zur Not auch einmal künſtlich nachhilft und ſich gleichſam noch überbietet; unbeherrſcht, ungeduldig, unerſättlich, überhaupt mit zuviel des Guten, gar wenn er in Wut gerät, in eine faſt immer berechtigte

Wut, in der er aber gelegentlich ungerecht, immer jedenfalls maßlos wird. Das kann ihm auch hier, mit Montenuovo, passiert sein. Mir scheint es ja, wie gesagt, überhaupt falsch, auf einen einzelnen mit dem Finger zu zeigen: Seht den Schuldigen, hier ist er! Gar in Österreich. Hier war die furchtbare Schuld so gerecht auf so viele verteilt, daß es jeder leicht auf seinen schwachen Schultern trug. Unsere Neigung, alles so lange zu verschieben, bis es dann übereilt werden muß, aus Schwäche plötzlich starrsinnig, aus Übermut verzagt und in der Angst aber dreist zu werden, alles gern von oben herab zu behandeln, als Kavalier, den man aber doch eigentlich mehr nur spielt, und ziemlich dilettantisch; unsere Gewohnheit, uns keine Sorgen zu machen, dann aber auf einmal bange der billige Trost: „ist es bisher so gegangen, wird's auch weiter noch gehen!" und: „unsere Politik ist doch seit je die dümmste gewesen und es hat uns aber ja noch nie geschadet!"; unser Hochmut gegen die „kleinen" Völker, die „nun auch schon dreinreden wollen"; der Stolz auf unsere Vergangenheit, der uns nicht dazu kommen ließ, die Zukunft vorzusehen; Anmaßung als Ersatz des Selbstgefühls, in öffentlicher Not Schadenfreude statt eigener Reue, dazu der alte Wahn, mit Raunzen und Schimpfen allen staatsbürgerlichen Pflichten genügt zu haben — reicht das nicht, braucht's da wirklich erst noch den „Hauptschuldigen", den Sternberg in Montenuovo sieht? Es wäre, denk ich, auch ohne Montenuovo schief gegangen, dem dadurch sein Anteil ja nicht verkleinert werden soll. Polonius, und an einem doch immerhin größeren Hofe, mit einem weniger entschiedenen König. „Einen herrschsüchtigen, äußerst phantasielosen Mann" nennt ihn Sternberg. Die Herrschsucht wäre gar nicht nötig gewesen, die „Phantasielosigkeit" genügte für unser Unheil. Er hatte nicht die Phantasie, sich vorzustellen, irgendein Mensch auf der ganzen Welt könnte anders sein als er; er dachte sich jedenfalls ganz Österreich durchaus von lauter Montenuovos bewohnt, wenn auch natürlich Montenuovos eines geringeren Grades, sozusagen ersten

Verſuchen, die noch erſt einige Seelenwanderungen brauchen würden, um zu vollen Montenuovos zu werden. Wer damit nicht ganz ſtimmte, zog ſich, gleichſam als Erſcheinung wider die Natur, ſeinen Unwillen zu, der, da er, wie alle phantaſieloſen Menſchen, ein Pedant war, ausgab. Einmal ſcheint er ſein menſchliches Ideal erlebt zu haben: Gregor. Franz Ferdinand hat er haſſen müſſen als ſeinen Gegenpol. In den „Tagesfragen", einer Monatsſchrift, die Adalbert Sternberg jetzt herausgibt, wird Montenuovo der „Hauptſchuld" am Weltkrieg geziehen, nicht bloß weil er den friedfertigen Franz Joſef zum Kriege verlocken geholfen, ſondern weil er den Anlaß, den Mord an Franz Ferdinand, den zu verhindern in ſeiner Macht geweſen wäre, habe geſchehen laſſen. Sternberg drückt das ſo aus: der Oberſthofmeiſter habe „zumindeſt durch ſeine Fahrläſſigkeit den Erzherzog ermordet." Aus Sparſamkeit nämlich. In einem Aufſatz, der am 9. Juli 1914 im „Neuen Wiener Journal" erſchien und den Sternberg jetzt im vierten Heft jener „Tagesfragen" wieder abdruckt, erzählt er, die dreißig oder vierzig Detektivs, die der Stadthauptmann von Budapeſt zur Bewachung Franz Ferdinands in Sarajevo gefordert, ſeien ihm nicht bewilligt worden, weil ſie ſiebentauſend Kronen gekoſtet hätten, zu viel für einen Thronfolger. Sternberg glaubt auch die Methode zu kennen, durch die Montenuovo den Kaiſer zum Kriege zu bewegen verſtand: „Das konnte man nur dadurch erreichen, daß man ihm einredete, es käme nicht zum Kriege." Das klingt echt. Die damals vor der ſerbiſchen Geſandtſchaft nach Krieg ſchrien, wären auch ſogleich verſtummt, wenn man ihnen geſagt hätte, daß es am Ende wirklich zum Krieg kommen könnte. Unſer nächſter Grillparzer hat's leicht!

12. September.

In einem „Berliner Monolog" klagt Stephan Großmann: „Wie im Leben zeigt ſich auch im Film der für Deutſchland ſo charakteriſtiſche Zuſtand, daß es eine Menge elegante, gut gekleidete, körperlich wohlgeratene

männliche Hauptdarsteller gibt und fast keine reizvolle Frau." Nein, lieber Großmann, das ist ein Irrtum, den ich aus eigener Erfahrung kenne; es macht ihn, scheint's, jeder Wiener in Berlin einmal durch. Als ich 1907 zu Reinhardt ans Deutsche Theater kam, fing ich auch bald zu fragen an: Warum gibt es in diesem so reich ausgerüsteten Deutschen Theater fast keine reizvolle Frau? Nach kaum einer Woche fuhr ich sogar zu fragen fort: Warum gibt es in sämtlichen Berliner Theatern fast keine reizvolle Frau? Noch eine Woche später aber dehnte sich die Frage dahin aus: Warum gibt es überhaupt in Berlin fast keine reizvolle Frau? Mein Glück war nur, daß ich mich damals in Kreisen bewegte, wo man auf Fragen durch Umkehrung antworten lernt. Ich fragte nun also wieder zurück: Gibt es denn in Berlin fast keine reizvolle Frau?, gibt es denn in sämtlichen Berliner Theatern fast keine reizvolle Frau?, gibt es denn im Deutschen Theater fast keine reizvolle Frau? Und siehe da! ich entdeckte, daß es eine ganze Menge gab, überall; ich hatte sie nur nicht bemerkt. Und Freunde, von mir eingeladen, an meiner Entdeckung teilzunehmen, wollten es mir erst gar nicht glauben, mußten dann aber erstaunend eingestehen, welche Menge reizvoller Frauen und Mädchen es in Berlin gibt, und von allen Nuancen; sie hatten sie bloß noch nie bemerkt. Und ich wette, daß es auch Großmann, sobald er sich einmal umsieht, an derselben Überraschung nicht fehlen wird; auch er hat sie nur bisher nicht bemerkt. Aber freilich, damit ist das Problem ja nicht gelöst, es ist nur versetzt! Denn wenn es in Berlin, und gar in Deutschland, ebenso reizvolle Frauen gibt wie in Paris, Venedig oder Wien, warum ist es in Paris, Venedig oder Wien noch keinem passiert, sie nicht zu bemerken, und nur in Berlin aber bemerkt man sie nicht? Es fehlt sicher auch fürs Kino nicht an reizvollen Frauen in Deutschland, sondern was in Deutschland fehlt, auch beim Kino, das ist der Mann, der sie bemerkt. Und weil kein Mann in Deutschland auf die reizvollen Frauen aufpaßt und es also kaum bemerkt, keinesfalls geschätzt

wird, reizvoll zu ſein, machen die deutſchen Frauen keinen Gebrauch davon, es lohnt ſich ja nicht: ſie legen auf ihren Reiz keinen Akzent. Das iſt es, was Großmann an ihnen vermißt: nicht der Reiz fehlt, ſondern er bleibt nur unbetont. Die Wienerin, Pariſerin, Venezianerin erwächſt in einer erotiſchen Atmoſphäre, ſo lernt ſie von klein auf: Reiz iſt Macht! Die Berlinerin aber mag noch ſo reizend ſein, der Mann bleibt ungereizt. Nicht aus beſonderer Tugend des Deutſchen etwa; gar nicht, ſondern eher umgekehrt: er iſt in der Umbildung des Seruellen ins Erotiſche nur noch nicht ſo weit wie der Pariſer, Venezianer oder Wiener, an denen ſich das in gelungenen Fällen zuweilen bis zur völligen Läuterung des Triebs und ſeiner Vergeiſtigung ins rein Äſthetiſche ſteigern kann.

13. September.

Der erſte „Feind", der ſich, als der Poſtverkehr mit uns wieder begann, meiner erinnerte, war ein alter Fiſcher in Chioggia. Es folgten Londoner Freunde. Die Pariſer ſchweigen noch immer (und ich habe doch das Gefühl, uns zieme nicht, anzufangen). Eben aber kam ein Brief aus Amerika, der erzählt, was mir im Krieg dort widerfuhr. Ich konnte ja nicht ahnen, daß, während wir unſere Bühnen lebenden Franzoſen und Engländern verſchloſſen, ich, ein immerhin noch halbwegs lebendiger Öſterreicher, indeſſen in New-York engliſch geſpielt wurde: „Der arme Narr" 1917 mit einem, wie der Freund mir ſchreibt, „für ein Stück ſeiner ernſten Art ganz erſtaunlichen Erfolg" (den Hugo, den einſt im Burgtheater und dann auch in Berlin Kainz mit unvergeßlicher Gewalt geſpielt hat, gab Ruben, ein Franzoſe, der dann auch als Oswald und in dem japaniſchen Stück „Buſhido" ſehr gefiel); dann 1918 „Joſephine", in einer „geradezu glänzenden Aufführung" mit Arnold Daly als Napoleon, der beſonders in der Szene mit Talma nach der Schilderung des Freundes hinreißend geweſen ſein muß, doch ohne jeden Erfolg, ja Mißvergnügen erregend, und da man darin den großen Kaiſer verſpottet

meinte, ſogar „arger deutſcher Propaganda" verdächtig, ſo daß das Stück ſchon nach drei Wochen abgeſetzt werden mußte; und ſchließlich auch noch „Der Meiſter", wieder mit Daly in der Hauptrolle, der ſie ſchon vor dem Krieg geſpielt hatte. Freilich miſchte ſich dann der „Alien Property Custodian" ein und nahm mir meine Tantiemen weg; ſie jemals zu kriegen, ſei zunächſt wenig Ausſicht. Doch das kann meine Freude nicht ſchmälern: mich beſeligt die Gewißheit, daß es auch drüben wirkliche Menſchen gibt, die das Kriegsſpiel nicht ſehr ernſt nahmen und ſich dadurch in ihrem Innern nicht behelligen ließen. Dieſe Menſchen, die wirklichen, hier und dort, müſſen jetzt trachten, allmählich mit Geduld die Menſchheit zur Not wieder auszuflicken. Ich möchte doch gern, bevor ich ſterben muß, einmal noch im April im jardin du Luxembourg gehen, einmal auf dem Lido noch im durchſonnten Winde liegen und einmal, wenn es möglich wäre, doch auch auf der Höhe zwiſchen Gravoſa und Raguſa noch an jener ſchiefen Agave ſtehen! Vielleicht iſt das aber zuviel vom Schickſal verlangt, zuviel des Glücks.

14. September.

Ein gelbes Buch, unheimlich dick: „Der Friedensvertrag zwiſchen Deutſchland und den alliierten und aſſoziierten Mächten nebſt dem Schlußprotokoll und der Vereinigung betreffend die militäriſche Beſetzung der Rheinlande. Amtlicher Text der Entente und amtliche deutſche Übertragung, Volksausgabe in drei Sprachen. Im Auftrag des Auswärtigen Amtes." (Charlottenburg 1919, Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte G. m. b. H.) Ein wahrhaft tragiſches Buch, mit einer einzigen aufheiternden Stelle: doch auch dieſe Heiterkeit iſt etwas zweifelhaft. Der franzöſiſche Text hat nämlich einmal eine ſtiliſtiſch nicht ſehr glückliche Wendung, er iſt da ſprachlich nicht ganz korrekt. Der engliſche folgt ihm darin. Der Überſetzer ins Deutſche hätte die Wahl gehabt, entweder dasſelbe zu tun wie der Engländer oder aber, wenn er es ſchon grammatikaliſch ſo genau nahm, den Fehler

stillschweigend auszubessern. Er tut mehr: er kreidet ihn an, er zeigt mit dem Finger auf ihn, er hebt den Bakel. Er versieht hier den internationalen Text mit einer eigenen deutschen Anmerkung und erklärt: „In dem französischen Text, dem der englische folgt — hat sich anscheinend das Zeitwort „sind übereingekommen" ursprünglich auf die „Hohen vertragschließenden Teile" (Seite 2 bis 3) bezogen, ist aber später auf die „Vertreter" als Subjekt bezogen worden, als deren Namen und Titel nachträglich in den Text eingeschoben worden waren. In der Übersetzung ist die anscheinende ursprüngliche Beziehung zur Ermöglichung der Bildung eines formrichtigen Satzes wiederhergestellt." Ist es bewundernswert, dem „formrichtigen Satz" solche Wichtigkeit beizumessen? Ich weiß nicht recht. Es beweist jedenfalls: wie viel wir auch verloren haben, das Gefühl, zum Weltschulmeister auserwählt zu sein, ist uns offenbar unversehrt geblieben.

15. September.

Nach Grafenhof. Sehr lustig die Fahrt in dem überdrängten Coupé: niemals hat sich der Mensch weniger geniert; so lernt man sich endlich kennen, und von Grund aus. Und ich muß offen sagen: mir ist in dieser unverhohlenen Rüpelei bei weitem wohler als in jener angetünchten, polizeilich aufgetragenen Höflichkeit, die, wie sich zeigt, gar nicht in unserer Natur war. Das ist vielleicht auch der Grund der ungemessenen Heiterkeit, die die Leute seit dem Zusammenbruch beherrscht. Niemals ist soviel getanzt, niemals soviel gejuchezt worden, unsere Republik ist ein ununterbrochenes Freudenfest. — Die Coupémusik wird auf der Zither besorgt. Der Invalide, der sie spielt, ist auf beiden Augen blind. Warum eigentlich? Wofür eigentlich? Niemand fragt danach. Es scheint, er selbst auch nicht. Er dankt noch demütig, als für ihn gesammelt wird. Diese tiefe Demut, diese sprachlose Güte, diese, noch so oft mißbrauchte, unerschöpfliche Geduld unseres dumpfergeben in ungetrübter Heiterkeit leidenden Volkes ist so sublim, daß mich eigentlich davor schaudert, wie vor etwas

Unmenſchlichem. Es ſcheint nichts zu geben, was dieſes Volk nicht ruhig ertragen könnte; das hat etwas Herausforderndes geradezu. Hier wäre Stoff zur Ausbildung der edelſten, der reinſten, der innigſten Menſchen, wirklich einer Stiftermenſchheit; nur der Bildner fehlt. Wenn dieſes Volk einmal geformt würde, ſtatt immer nur wieder gefoppt zu werden! Aber vielleicht braucht es dieſen leiſen Leidenszug gerade zur Vollendung, zur Verklärung ſeiner lächelnd duldenden Schönheit. — Ein uralter Mann erzählt immer wieder, daß ſo eine Lederne wie ſeine, die damals drei Gulden gekoſtet hat, jetzt für vierhundert Kronen nirgends zu haben iſt; das beglückt ihn ſo, daß er es jedem von uns wieder noch eigens erzählen muß. Und es erklingt von neuem die Zither des Blinden. Und dann ſpricht ſich eine Bäuerin über den Arbeiterrat aus, und gehörig! Überhaupt ſollten unſere Gebieter bisweilen reiſen, aber lieber doch auch einmal dritter Klaſſe; da ſieht das Volk erſtaunlich aus. — In Schwarzach ſteht ein Stein zum Gedächtnis des edlen Fürſten Schwarzenberg, der in ſo jungen Jahren ſchon den Hut des heiligen Rupertus trug, daß er in der Familie der „Kardinal Bubi" hieß; rührend iſt ſein Tagebuch, worin auch jedesmal ſorgſam vermerkt ſteht, wenn er aus ſeinem geliebten Aigen über unſeren leuchtenden Gaisberg ging. Nun nach einem Stoßgebet in der alten Kirche die weißen Serpentinen empor und von Sankt Veit auf die friedlich am Waldesrand in der Sonne hingeſtreckte Heilanſtalt zu, von der mich ein blondbärtiger junger Oberleutnant, von der Hochſchule weg in den Krieg geriſſen, Germaniſt, Deutſchböhme, hier in Grafenhof eben ausgeheilt, freundlich zur Alm geleitet, ſanft hinauf, faſt einen Parkweg, deſſen gelinde Steigung mich der Eifer des freudigen Erzählers kaum gewahren läßt, immer den Blick über das beſonnte Tal mit ſeinen hier von roten Äpfeln, dort von gelben Birnen glänzenden Fluren hin zum breitgelagerten Maſſiv des Heukareck, auf dem ich einſt die ſchönſte Dänin meines Lebens den Hirſch jagen ſah. Da lichtet ſich's auf einmal und ich ſchreie freudigen Erſtaunens, faſt Erſchreckens auf:

denn wirklich, auf einmal ſind wir wie mitten im Märchen! Eine richtige Alm; ein Schweindl hopſt uns grunzend entgegen; und, die gebräunten Stirnen bekränzt, Blumen in Händen, ſelber lebende Blumen, heißt uns der Reigen verlegen zwitſchender Kinder, von der gütigen Schweſter geſchickt, lachend willkommen. Sechs kleine Damen ſind's, nußbraune Mädchen, Proletarierkinder aus der Salzburger Vorſtadt, lungenkrank, hier in Liegekur am Waldesſaum durch Höhenluft und Sonnenglanz geneſen — für wie lange? Das Häuschen iſt entzückend; nur ſtatt der Knuſperhexe die fromme Schweſter mit den milden Augen; und eigentlich doch nicht ganz echt, doch keine richtige Alm von der Landesart, ſondern man meint eher faſt in Holland irgendwo zu ſein: ſo blitzblank und unwahrſcheinlich ſpiegelrein ſtrahlt alles von phantaſtiſcher Sauberkeit! Drei Räume nur: die Küche, die Schlafſtätte für die Kinder und noch ein Gemach, das zugleich Empfangsſalon, Speiſeſaal und das Boudoir der ſanften Schweſter iſt; alles ſo winzig, alles ſo lieblich, alles ſo freudig und gleichſam von ſeinem eigenen Lichte hell, von irgendeinem geheimen Geiſt hell, halt von Liebe hell! — Der Salzburger Primarius Dr. Adler, der Gründer von Grafenhof, hatte den Einfall dieſer Alm für Kinder, noch ein paar hundert Meter über der alten Anſtalt. Heuer zum erſtenmal. Dies iſt ſchon der zweite Schub. Macht alſo zuſammen zwölf. Zwölf von Tauſenden! Aber „die Mittel reichen eben nicht". Die Mittel reichen bei uns bekanntlich für Notwendiges nie. Nur für alles Unnötige reichen ſie ſtets. Und dann ſagt einem doch auch der warnende Verſtand: dieſe Kinder ſind hier geneſen, dann kehren ſie heim, dort werden ſie natürlich wieder krank. Allerdings eine merkwürdige Lebensordnung, in der der Menſch daheim natürlich krank wird. Man ſollte denken, wenn man ſchon durchaus ſo was wie den „Staat" haben muß, ſo wäre der nur dadurch noch allenfalls zu rechtfertigen, daß er es auf ſich nimmt, für jeden Kranken und jeden Alten zu ſorgen. Er überläßt dies aber der Barmherzigkeit einzelner. Und

dieſe müſſen ſich halt ſagen: wenn von allen lungenkranken Kindern im Lande Salzburg jedes Jahr hier nur zwölf gepflegt werden können, ſo ſind von den Tauſenden wenigſtens dieſe zwölf einmal in ihrem Leben ein paar Wochen glücklich geweſen. Mehr zu verlangen, ſcheint eben unbeſcheiden. — Unten klagt mir dann noch der Oberbaurat Gutenberg, der Erbauer und jetzt auch Verwalter Grafenhofs, ſeine Sorgen. Er muß vergrößern, das Bedürfnis wächſt, unſer Land iſt arm und Wien hilft nicht. Er ſpricht dies nicht ſo deutlich aus, er ſucht ſogar noch Entſchuldigungen für Wien. Ich aber, eingedenk, wieviel ich Wien innerlich ſchuldig geworden bin, ich, der ich immer ein Wiener von Wahl bleiben will, ich denke ſtill darüber nach, wie traurig es iſt, daß dieſe holde Stadt ſtets für jede Dummheit, Willkür und Schlamperei der darin wetteifernden öſterreichiſchen Regierungen zu büßen hat, obwohl ſie doch ſelbſt darunter ganz ebenſo leidet.

16. September.

Aufregung in den Zeitungen über ein Bild, das Ebert und Noske, man denke: Miniſter!, in Schwimmhöschen zeigt. Das ſcheint draußen als eine Art Entweihung empfunden zu werden. Warum eigentlich? Was wird damit dem Volk verraten, das es nicht ahnen ſoll? Daß ſie baden? Daß es geſchehen kann, daß ſelbſt der Miniſter einen Bauch hat? Auch dem erſten Napoleon hat das weiter nicht viel geſchadet, „und er war mehr als du!" Doch ſcheint es den deutſchen Untertan in ſeiner angeſtammten Ehrfurcht zu verletzen, wenn er daran erinnert wird, daß ſelbſt Miniſter in ſchwachen Augenblicken zuweilen menſchlich gebaut ſind. Das Heldenideal der deutſchen Nation verlangt noch immer preußiſches Grenadiermaß. Woran man jetzt erſt ſieht, wie ſehr die Siegesallee doch eigentlich unſerem Gemüt entſprach. Ohne das Wilhelmiſch Heroiſche tun wir's einmal nicht. Der alte Kant hatte Glück, daß es damals noch keinen Kodak gab, der ihn, mit ſeiner Hühnerbruſt, beim Baden erwiſcht hätte, ſonſt —? Und gar aber der große Fritz!

Seltsam: bald dreißig Jahre bin ich nun auf der Flucht zur Einsamkeit! Oder ganz genau: seit 1893. Damals begann der Zudrang der Menschheit, der mich sonst eher belustigt hatte, mir lästig zu werden und ich empfand das Bedürfnis, doch auch einmal mit mir zusammen zu sein. Sehr einfach, sagt ich mir: du nimmst dir eine Köchin, da brauchst du dann nicht mehr ins Gasthaus zu gehen. Die Köchin muß aber doch nicht ausgereicht haben, so nahm ich, um Schutz vor dem Nachlauf der Welt zu finden, zwei Jahre darauf eine Frau. Doch wieder vergeblich. Also verließ ich vor den Menschen die Stadt und verkroch mich im Olbrichhäuschen, weit draußen in Ober-Sankt Veit, über der Kirche, hart an der Tiergartenmauer, in der so herrlich unwegsamen Veitlissengasse, wo jeder Wagen umschmiß oder stecken blieb, Gott sei Dank. Aber auch das schreckte den Zuzug der Neugierigen nicht ab. Ich floh wieder, in eine schwere Krankheit. Vergeblich: denn dies machte mich den Verfolgern nur noch interessanter; sie wollten meinen Tod nicht versäumen. Ich heiratete zum zweitenmal, und noch entschiedener; aber da hatte ich nun auch die Bewunderer meiner Frau noch auf dem Halse! Das traute Häuschen war mir verleidet: ich wurde doch immer älter, es war höchste Zeit für mich, endlich meine Bekanntschaft zu machen. Ich floh nach Salzburg. Das stand mir aus meiner Jugend so still in Erinnerung. Auch ein Irrtum. Es gibt offenbar, an der Bahn gelegen, keine Stille mehr. Wer sich jemals einen Sitz zur Vorstellung eines meiner Stücke gekauft hat, glaubt damit das Recht, mich lebenslänglich zu langweilen, bezahlt zu haben. Oder wissen die Menschen nicht, wie tödlich langweilig sie sind? In meinen Jahren hat man darüber zu lachen verlernt. Aber soll ich nochmals flüchten? Und wohin denn? Oft denk ich, die einzige Rettung wäre vielleicht noch, überhaupt nicht mehr zu wohnen, nirgends, sondern die paar Jahre, die mir vielleicht der liebe Gott noch läßt, nur mehr zu wandern, mit mir in die Weite zu wandern, mit

mir und einem kleinen Handkoffer, für einen zweiten Anzug, Hemden, ein zweites Paar Schuhe, ein missale Romanum und etwas Goethe, zu wandern und überall nur so lange zu bleiben, bis man auch dort wieder einen kennen gelernt; oder vielleicht überhaupt grundsätzlich niemals über den dritten Tag, wie die Verbündeten im Wilhelm Meister. Und jedenfalls aber mit einem falschen Paß! Denn das wär's doch vor allem: nicht mehr eingesperrt zu sein, eingesperrt in seinen Namen, eingesperrt in das, was man vorstellt in der Welt! Ich halte diese Verpflichtung, für alle Zeit festgelegt auf mich selbst und immer um jeden Preis derselbe zu sein und niemals ich, ich halte das wirklich nicht mehr aus. Cras ingens iterabimus aequor! Das summt mir heute schon den ganzen Tag im Ohr und läßt mich nicht los, bis der Vers gefunden ist: in der siebenten Ode des ersten Buches, die mit dieser überwältigenden letzten Strophe sich, echt horazisch, selber widerruft; eigentlich will Horaz durch sie noch dem Manutius Planius, einem angesehenen, auch mit Cäsar und Cicero befreundeten und dem Augustus werten, aber unruhvollen, halt auch von sich geplagten Mann, der auf einmal, vielleicht auch der Geselligkeit satt und nach seiner eigenen Gesellschaft verlangend, sich von Rom weg nach Griechenland sehnt, ja dies ausreden, aber mitten aus dem Lobgesang auf Tibur mit der Villa des Planius und die milde Kraft des jede Lebensnot besänftigenden Weins steigt auf einmal wie eine Rakete die Leuchtgestalt des vom Vater aus der Heimat verwiesenen, landflüchtig überm Meer sein neues Vaterland suchenden Teukros empor, die gute Lehre schlägt um, vergessen ist das Vaterland, denn wo unser Glück ist, dort, heißt es jetzt, dort ist unser Vaterland, auf nach ihm!, cras ingens iterabimus aequor! Dieser Teukros war ein richtiges Beispiel des mittelländischen Menschen, dessen wahre Heimat kein Land ist, sondern das Meer, die Fahrt, die schweifende Sehnsucht selbst, der immer unsichtbar die populea corona trägt, den Kranz von Pappelzweigen; die Pappel war dem Herakles geweiht,

dem Schutzgott der Wanderseelen, und Wanderseelen sind diese mittelländischen Menschen alle! Niemand hat sie reiner erkannt, niemand ihr inneres Geheimnis inniger ausgespürt und deutlicher aufgezeigt, als mein selber mittelländisch angehauchter Freund Oskar A. H. Schmitz in seinem wunderbaren Disraeli-Buch. Denn auch Disraeli kann doch aus dem Jüdischen allein nicht ganz erklärt werden, er war mehr, er hatte noch einen Zusatz zum Juden; und gerade wodurch er über den Juden hinauswächst, gerade das macht ihn unvergeßlich. Diese mittelländischen Menschen sind eine Rasse für sich, über allen Rassen, der Gewalt des Bluts spottend durch eine nachtwandlerisch sichere Macht ihres Geistes. Sie kommen in allen Zonen vor und manch einer von ihnen stirbt und hat das Meer nie gesehen; und das Meer war doch immer in ihm und sein ganzes Leben war nichts als Sehnsucht nach dem Meer, er weiß es nur nicht; so schritt unser Stelzhamer zwischen Inn und Donau durch Wälder in Bergen und sang sich eins und das war doch immer nur Sehnsucht; und aus dieser Sehnsucht, unserer uralten Sehnsucht nach dem Meer dort unten am Sonnenland, ist die Stadt Salzburg so lateinisch erbaut und wer auf dem Untersberg steht, mit dem Blick auf sie, wie sie still unterm gelben Kapuzinerkirchl leuchtend in der weiten Tiefe liegt, der muß schon stocktaub sein, wenn er dann nicht das Meer rauschen hört und da schreit er halt vor seliger Sehnsucht auf: Cras ingens iterabimus aequor!

20. September.

Korrekturen! Ich werde nämlich „draußen" gedruckt und dort ist auch der Setzer unfehlbar. Was er nicht versteht, muß falsch sein und Gott hat ihn auserwählt, stets recht zu behalten. Da schrieb ich das Wort: Wuzzerl. Nun kenn ich ihn ja, den deutschen Setzer, und weiß aus Erfahrung, daß er alles besser weiß, was er nicht weiß. Ich schrieb es also gleich so schön als nur möglich, ich schrieb es rührend schön, ich schrieb es malerisch: Wuzzerl. Aber nein! Alles umsonst. Er setzt: Wurzel. Ich male

wieder: Wuzzerl. Doch meine Malerei wird immer vergeblich sein! Er wird Würstchen, Würze, Würfel, Wuchtig, Wunibald, Wunsiedel setzen, aber er wird niemals auf die Vermutung kommen, daß es ein Wort geben könnte, das er nicht kennt, denn er kennt doch alles und was er nicht kennt, kann nicht so sein, das ist dann eben falsch!

22. September.

Unheimlich die wachsende Verwirrung des sittlichen Gefühls! Wer bewußt schlecht zu handeln wagt, erschreckt mich weniger als wer überhaupt den Unterschied zwischen Gut und Böse gar nicht mehr spürt. — Wenn sich jemand, den ich um hundert Mark anpumpe, dafür ausbedingt, daß ich ihm versprechen muß, sie nach einem Jahr zurückzuzahlen, so darf ich sie nicht nehmen, wenn ich weiß, daß ich das nicht kann. Ja, der Rigorist wird noch mehr fordern, er wird sagen, ich darf es nur dann, wenn ich weiß, daß ich es kann. Sehr milde wäre schon, wer sich damit begnügt, wenn ich mir zwar eingestehen muß, heute noch selber ahnungslos zu sein, wie denn das übers Jahr möglich sein soll, aber halt auf mein gutes Glück vertraue, das mir noch immer geholfen hat, und auf die doch oft Wunder wirkende Zeit. Und es kann sogar Optimisten geben, die mir auch dann verzeihen, wenn ich eigentlich ganz genau weiß, daß ich das in einem Jahr gewiß nicht kann, aber mich doch redlich und mit Erfolg bemühe, mir selber vorzulügen, daß ich es kann. Man wird einwenden, daß ich dann ein Heuchler bin. Aber auch der Heuchler steht immerhin irgendwie noch innerhalb der sittlichen Region; eben indem er heuchelt, anerkennt er noch das Sittengebot, um das er nur sich selber zu drücken sucht. Unter uns aber kommt neuestens ein Begriff von Ehrlichkeit oder Aufrichtigkeit gegen sich selber auf, durch den man sich verführen läßt zu wähnen, eine schlechte Tat, zu der man sich bekennt, werde dadurch besser. Da gilt jetzt, wer, unfähig seiner bösen Lust zu widerstehen, stiehlt, obwohl er weiß, daß er nicht stehlen soll, und obwohl es ihn, eben indem er stiehlt, schon

wieder reut, für verächtlich, während der gewissenlose Dieb aus Prinzip, der das Stehlen zu seiner Weltanschauung macht, Bewunderung erregt. Ich möchte da doch bemerken dürfen, daß mir dafür der Name einer ethischen Bewegung doch vielleicht nicht ganz glücklich gewählt scheint. Auch ich bin intellektuell schon weit genug, um die Frage würdigen zu können, warum eigentlich nicht zwei mal zwei zur Abwechslung auch einmal fünf sein soll, und muß gestehen, solchem Geistesspiel manche schöne Stunde zu verdanken, aber für den Tagesbedarf möcht ich es doch eher dabei lassen, daß zwei mal zwei vier bleibt, weil es doch, wenn es auch im Grunde nicht bewiesen werden kann, eine so liebe Gewohnheit von uns ist.

24. September.

Jemand glaubt, schwimmen zu können, versucht es und geht unter. Einer der's sieht, sagt: „Trottel, Sie können ja nicht schwimmen", springt ihm nach und rettet ihn. Ein anderer sagt: „Sie schwimmen ja ganz ausgezeichnet" und läßt ihn ersaufen. Im ersten Falle würde der sein ganzes Leben dem Retter bös sein, weil er so grob mit ihm war, aber noch der letzte Blick des Ertrinkenden würde dem Schmeichler für seine liebe Lüge danken! So sind wir.

26. September.

„Und so oft man den Menschen als ein Mittel zum Zweck der Gesellschaft benutzt und opfert, trauert alle höhere Menschlichkeit darüber", sagt Nietzsche. Ob es die „höhere Menschlichkeit" je dazu bringen wird, ihre Trauer abzulegen?

30. September.

Das „Neue Reich" enthält im letzten Heft einen Aufsatz des Alois Liechtenstein, worin mich eine Wendung befremdet. Liechtenstein schreibt in dieser Wochenschrift, deren Unerschrockenheit, Zuversicht und Beharrlichkeit auch dann noch bewundernswert bleiben, wenn sie, zuweilen, in ihrem schönen, oft wirklich an Görres erinnernden Furor übers Ziel schießt, Anmerkungen zu den Er-

eigniſſen der Zeit und die helle Stimme ſeines geſunden Menſchenverſtandes iſt in dem Schwall ſich auf dem Markt der Pöbelgunſt in Todesangſt ums Geſchäft überbietender Lohnſchwätzer ein wahres Labſal. Dieſer alte Mann hat noch eine Meinung. Das ſchien früher nichts Beſonderes, wie man es wohl auch nicht beſonders hervorhebt, wenn einer mit ſeinen Augen zu ſehen, mit ſeinen Ohren zu hören weiß, aber unter Blinden und Tauben lernt man die Gabe des Sehens und Hörens erſt ſchätzen; es iſt alles relativ, und wenn das Einmaleins in Verluſt gerät, wird ſich, wer es wiederfindet, den Dank der Menſchheit verdienen. So wächſt in einer Zeit, wo kein Menſch mehr ſagt, was er denkt, erſtens weil der Menſch es meiſtens ſelber nicht weiß, und zweitens weil er Furcht hat, wenn es nicht gerade die letzte Meinung des Tages iſt, gehenkt zu werden, da wächſt ein Mann mächtig empor, der noch unverſchämt genug iſt, ſeiner Meinung zu ſein, und des Mutes, ſie zu ſagen. Er war immer ſchon, was in Öſterreich ſo ſelten iſt: konſervativ. Wahrhaft konſervativ nämlich. Nicht was bei uns früher ſo hieß und doch eigentlich nur aus griesgrämiger Bequemlichkeit, Unluſt an allem Werden und einer fataliſtiſchen Ergebenheit in jedes Herkommen, auch das dümmſte, das ſchlechteſte, das längſt wirklich gar nicht mehr vorhandene, beſtand. Nein, ſondern konſervativ mehr nach engliſchem Zuſchnitt. Dort fürchtet der Konſervative Veränderung nicht, er weiß, daß Politik die Kunſt der rechtzeitigen Veränderung iſt, und ſo denkt er nicht daran, Veränderung zu hemmen, er will ihr vielmehr zuvorkommen, damit ſie nicht ſich ſelbſt überlaſſen, ſondern in ſeiner Macht bleibe (Lloyd George iſt, wenn auch maskiert, ein Beiſpiel dafür, denn dieſe großen Konſervativen haben immer die Sendung, eine Revolution durchzuführen, ihre zerſtörende Kraft in eine befruchtende verwandelnd), weil er weiß, daß alles Lebendige nur wachſend, nur unabläſſig ſich umbildend, ewig Goethes „Stirb und werde!" wiederholend, allein ſich erhalten kann und es alſo gilt, nicht den unaufhaltſamen Fluß zu ſtauen, ſondern, ſein

Gefälle mäßigend, ihn in ein breites Bett zu leiten, wachſam, daß in der Veränderung nicht durch ihre ungebändigte Kraft am Ende das ſich Verändernde ſelber in Verluſt oder doch zu Schaden komme. Konſervativ in dieſer Art (die dem deutſchen Sinn beſonders ſchwer zu werden ſcheint; denn eigentlich nur Goethe, der Freiherr von Stein und ſein Kreis, dann Radowitz und zuletzt noch Rodbertus mit ſeinen Radien waren ſolche Konſervative der Bewegung) iſt Liechtenſtein ſchon in jüngeren Jahren geweſen und er hatte nun damals aber auch noch das Glück, in die Geiſtesnähe Vogelſangs zu kommen, dieſes edlen, alle perſönlichen Probleme ſeiner Zeit um ſich verſammelnden, Zukunft ahnenden Mannes. Der junge Fürſt Alois war unter den erſten in Öſterreich, die den Mut zum Sozialismus hatten, in einer Zeit, wo man dafür noch nicht Staatskanzler wurde, ſondern ins Zuchthaus kam oder ins Narrenhaus. Aber noch ein zweites Glück war dem „roten Prinzen" beſtimmt: das Erlebnis Luegers, das ihn lehren konnte, wieviel ein einzelner einfacher Mann durch Willenskraft und Mutterwitz gegen eine Welt von Phraſen vermag. Auch war Lueger ja das erſte große Beiſpiel eines Demagogen in Öſterreich. Max Weber hat neulich, in ſeinem erſtaunlich gedrängten Vortrag über „Politik als Beruf" (Duncker & Humblot, München und Leipzig 1919), daran erinnert, daß dieſes Wort den Tadel gar nicht enthält, den unwillkürlich hineinzuhören wir gewohnt ſind: der erſte Demagog iſt Perikles geweſen. An unſerem Wiener Perikles ſtechen drei Züge hervor: zunächſt ſcheint mit ihm ſozuſagen der Wiener ſelbſt in Perſon aufzutreten, und gewiſſermaßen auf die Grundform reduziert, nichts Eigenes, nichts Beſonderes enthaltend, wodurch gerade dieſes Exemplar ſich irgendwie von irgendeinem andern unterſcheiden würde, nein, ein reiner nichts als Wiener, an dem alſo jeder Wiener ſich ſelber wiederfand; und dann iſt dieſer Wiener auch noch ein geborner Schauſpieler ſeiner ſelbſt, mit ihm kommt nicht bloß Wien, ſondern gleich auch ſein eigenes Spiegelbild, es kommt das Wiener Theater in einem

urwüchsigen Prachtexemplar herein; und schließlich ist dieser erste und letzte große Wiener Demagog einer, der diesen Namen auch wirklich erfüllt: der das Volk führt, nicht führt, wohin es will, sondern wohin er will, ein schöpferischer Demagog, der der ganzen Stadt seine Gestalt gibt, während der späteren, gar der heutigen ganze Kunst sich darin erschöpft, höchstens dem Volke den Wind abzuwittern und selber von der Stadt ihre Gestalt anzunehmen, stündlich eine andere. Lueger mag für die damaligen Gewohnheiten ein rechter Windhund gewesen sein, aber doch, an den heutigen gemessen, ein Windhund aus Erz. Und wenn er, wie seine Feinde sagten, voll Ehrgeiz war, so glaubte damals Ehrgeiz noch sich einer Sache nicht besser bedienen zu können, als indem er ihr diente, was auch nur in der Idee, nur als Denkmöglichkeit zuzugeben seine Nachfahren unfähig sind. Also: wahrhaft konservativ von Natur, im Geiste Vogelsangs für die sozialen Fragen erzogen, an Lueger dann das Beispiel eines echten Demagogen und Stadtpolitik grandiosen Stils erlebend, selber in Landtag und Reichsrat Zeuge jenes himmlisch heiteren Fortwurstelns auf den Abgrund los, das für den zurückbleibenden Enkel dereinst etwas wie von dämonischer Verzauberung haben wird, endlich als Landmarschall jahrelang an mitten in jenem Höllenspuk Tag um Tag mit redlichem Bürgersinn und Bürgerfleiß unbeirrt wie für die Ewigkeit aufbauender Arbeit teilnehmend, hat er alle diese Gelegenheiten gründlich ausgenutzt, reif zu werden, und, jetzt auch noch von der sanften Hand des begütigenden Alters leis berührt, steht er, der einst, als der rote Prinz mit den langen Beinen eines Schimmers gelinder Lächerlichkeit nicht entbehrte, nun im milden Abendlicht des Weisen da. Nein, das Wort ist nicht zu stark: er hat jetzt einen Grad von Einsicht ins Menschenwesen, Überblick über das Welttreiben, Erkenntnis des Notwendigen erreicht, die man, nimmt man noch seinen sittlichen Takt, sein Gefühl für das Unwägbare, sein stilles Vertrauen auf die Macht des Guten dazu, schon geradezu Weisheit nennen darf, praktische

Lebensweisheit von der Art etwa, deren schönstes Beispiel Gracians Handorakel ist. Sie gibt den Worten des alten Herrn, so gravitätisch er sie zuweilen setzt, auch einen Ton von solcher Urbanität, so guter Laune bei hoher Würde, so beherzter Sinnesfreudigkeit, daß oft seine Rede dahin geht, wie der ruhige Fluß einer Ode des Horaz. Und der Reiz ist so groß, daß man vor Freude darüber es gar nicht merkt, wenn er gelegentlich Behauptungen wagt, die man sich von jedem anderen verbitten würde; es gibt eben eine Art, unrecht zu haben, die es im selben Augenblick selber wieder gutmacht. Aber ich will ja den Satz notieren, der mich in seinem letzten Aufsatz so befremdet. Er lautet: „Die Sozialdemokratie hat den Umsturz auf dem Gewissen, sie allein; die andern Parteien haben kopfschüttelnd zugeschaut." Nach meiner Erinnerung ist das unrichtig. Die Sozialdemokratie war überall immer republikanisch; die Republik stand als altes Prunkstück in ihrem Programm. Aber noch acht Tage vor dem Umsturz hat unsere Sozialdemokratie ganz andere Sorgen gehabt als Habsburg zu stürzen. Die Sozialdemokratie war nicht schuld, daß unser Heer auseinanderlief. Sie hat nur eine Stimmung gegen Habsburg dann ausgenutzt, die von anderen längst insgeheim gehegt und unablässig geschürt worden war. Die Hetze gegen den Kaiser und die Kaiserin begann mit der Amnestie, sie war die alldeutsche Antwort auf den Wunsch des Kaisers, um jeden Preis Frieden zu machen. Die Sozialdemokratie fand diese Stimmung schon vor; daß sie sich ihrer bediente, kann ihr wahrhaftig niemand verdenken. Und auch das stimmt nicht, wenn Liechtenstein von den „anderen Parteien" sagt, sie hätten „kopfschüttelnd zugeschaut". O nein, so kuragiert, den Kopf dazu zu schütteln, war in Wien damals kein Mensch! Ich sah's mit eigenen Augen von meinem Burgtheaterkammerl aus, mit welcher Eile sich damals draußen auf dem Ring Stabsoffiziere gar nicht geschwind genug ihre Kokarden von der Kappe schneiden konnten. O nein, gar nicht kopfschüttelnd, sondern kopfnickend, und wie leb-

haft, mit welcher Begeisterung! Und kein Hofrat ließ sich auf einmal mehr blicken ohne die „Arbeiterzeitung", ostentativ in der erhobenen Hand! Nein, die anderen Parteien haben keineswegs bloß „zugeschaut", sie haben am die Wette „mitgetan". Diese „anderen Parteien" sind nämlich gar keine „Parteien", es geht ihnen bloß ums Geschäft, daher müssen sie stets überall „dabei" sein, bei dem nämlich, der voraussichtlich in den nächsten vierzehn Tagen das Geschäft zu vergeben haben wird. Sie trauen sich selber keine Kraft zu, darum schielen sie nur unablässig nach allen Seiten, wer es denn sein mag, bei dem jetzt gerade die Macht ist!

2. Oktober.

Es ist heute grad ein Jahr her, daß ich zum erstenmal ahnungsvoll erriet, was dann vier Wochen später geschah. Seit Hybris uns den Krieg mit Amerika zugezogen, war mir ja das Ende klar. Aber auch ich wähnte noch, Deutschland würde das Elsaß und die Kolonien, wir Galizien und Südtirol opfern müssen, und so wäre die Rechnung beglichen. Da fuhr ich, um den Vertrag mit Moissi zu schließen, am 1. Oktober nach Berlin. Im Schlafwagen fand ich einen Deutschen, der, wie das Gespräch ergab, aus Bulgarien kam, offenbar Direktor irgendeiner großen Industrie, Westfale nach seiner Mundart und geistig wie politisch etwa nach Thyssen hin orientiert war, mit dem er auch persönlich in Beziehungen schien. Morgens, nach der Revision an der Grenze, kamen wir zwischen den sächsischen Bergen in ein vages Politisieren und ich horchte doch verwundert auf, als er, auf meine Bemerkung, auch die Persönlichkeit des deutschen Kaisers erschwere den Frieden, gelassen erwiderte, das sei das geringste, der Kaiser werde längst nicht mehr gefragt. In den vierzig Jahren, die's bald sind, daß ich immer wieder diese Strecke fahre, hätt ich nie gedacht, daß ein leibhaftiger Deutscher, ohne mich zu kennen, sich so ruhig seines Kaisers entledigen könnte; man ärgerte sich unablässig über ihn und schalt ihn gelegentlich auch, doch blieb er immer Tabu. Der Gefährte sah mir mein Erstaunen

offenbar an und fuhr achſelzuckend fort: „Nein, die Hohenzollern werden überhaupt kaum mehr zu halten ſein. Na, wir werden uns ſchon auch ohne ſie behelfen lernen!“ Wichtiger ſei jetzt, daß Prinz Max von Baden nicht Reichskanzler werde, dieſer Schwächling, der, wohlmeinend, doch ſchwankend, mit halben Mitteln verſuchen würde, was nur der ganzen Kraft eines ſtarken Mannes mit eiſerner Fauſt gelingen könnte, der bloß im rheiniſch-weſtfäliſchen Revier noch zu finden ſei. Mich wunderte die Zuverſicht, die der Fremdling bei ſolcher Erkenntnis der drohenden Gefahren dennoch zur Schau trug. „England“, fuhr er fort, „muß man kennen, es wird unerbittlich ſein, es will die Zerſtörung unſerer Induſtrie, es wird unſere Fabriken ſchleifen, es gibt nicht nach, bis unſer Land dem Erdboden gleichgemacht iſt. Aber gut! Sollen ſie nur! Sind erſt die Bedingungen gegeben, daß wir wieder arbeiten können, ſo fangen wir eben von vorne an und werden in fünfzig Jahren doch wiederum induſtriell die Welt beherrſchen, es hilft ihnen nichts!“ Mir war der Herr nicht übermäßig angenehm, aber ich konnte doch nicht umhin, ihn in dieſem Augenblick faſt zu bewundern. Und ein paar Stunden ſpäter ſaß ich in Berlin mit Walter Rathenau beim Frühſtück. Dieſer „Mann mit dem lyriſchen Herzen und dem Kaufmannskopf“, wie Bürgermeiſter Reicke die ſeltſame Diphonie des millionären Philoſophen einmal gut gefaßt hat, iſt mir ſehr wert als das reinſte, das feinſte, das reifſte von allen Exemplaren jener Berliner Kultur, in der beſte deutſche Geiſtesart, von Goethe her via Zelter, im Kreiſe der Rahel frauenhaft gehegt, durch leiſen, doch ſteten jüdiſchen Anhauch mit der Zeit eine Beweglichkeit, freilich auch eine Verwegenheit, aber dafür auch wieder ein Kolorit gewonnen hat, das ihr zwar, wird es nicht gedämpft, bisweilen gefährlich werden kann, aber wenn nur der deutſche Bodenſatz ſtark genug iſt, wie bei Fontane, die ſchönſten Blüten treibt. Und gar, was dem Deutſchen ſtets am ſchwerſten wird, was, nach Weimar, ſelbſt an deutſchen Höfen nie ganz gelang (Friedrich dem Großen

fehlten die Frauen dazu): geſellige Kultur, die große Gedanken ins Kleingeld einer heiter bewegten Unterhaltung umzuwechſeln weiß, iſt nach meiner Erfahrung zuweilen bei reizſamen Danzigern, weltläufigen Hamburgern und Bonner Profeſſoren (beſonders ihrer Weiblichkeit!), ganz ſicher aber doch heute nur noch in Berlin zu finden und wirklich auf deutſcher Erde nur noch in Berlin gibts ein „Geſpräch". Im übrigen Deutſchland hält man ja nur noch Monologe, man ſpricht für ſich und allenfalls beſpricht man ſich, aber ein „Geſpräch", dieſes feine, zarte, loſe Ding aus Luſt und Laune, aus Wohlgefühl, Empfindſamkeit und Übermut, aus Geiſt, Scherz, Tücke, Liſt, Bosheit, Anmut und Ironie ſo ſpinnefein gewoben und in das doch auf einmal dann immer unverſehens das Auge der Ewigkeit ernſt hereinſchaut, iſt in der Tat für den Deutſchen nur noch in Berlin zu haben. Und ich weiß kaum einen feineren Künſtler darin als Rathenau. Er ſpricht eigentlich noch beſſer als er ſchreibt, mit mehr Freiheit, ſich unmittelbar an jedem Einfall ſelbſt wieder von neuem belebend. Sein Gedanke der „vertikalen Völkerwanderung" zum Beiſpiel, der auch in ſeinen Schriften wiederkehrt, hat mich erſt überzeugt, als er mich ihn nun, mir gleichſam den Ball zuwerfend, ſozuſagen mit Händen greifen ließ. Was wir jetzt erleben, deutet er nämlich ſo, daß nun in jeder Nation die unterdrückten alten Raſſen der Urbevölkerung über die Herren, von denen ſie damals bezwungen worden ſind, emporkommen: es iſt ein ſiegreicher Aufſtand des homo alpinus. Wie oft habe ich mich ſeitdem jenes Geſpräches erinnert, wenn ich in illuſtrierten Blättern die Köpfe des neuen Deutſchland abgebildet fand! Und alles, was dann kam (in Deutſchland), hat er mir damals, Schritt für Schritt, vorausgeſagt. Ich ſaß horchend und auf einmal fiel mir ein Stück von Björnſon ein, das in meiner Jugend viel geſpielt wurde: „Das Falliſſement". Ja, erwiderte Rathenau, ein Falliſſement! Nun, fuhr ich fort, da ſitzen aber im letzten Akt die guten Leute wieder ganz vergnügt beiſammen, ſie ſind in die Vorſtadt gezogen und finden, daß

es dort eigentlich viel ſchöner iſt. Ja, ſagte Rathenau, wir werden auch in die Vorſtadt ziehen müſſen, aber ob es eigentlich ſchöner ſein wird, weiß man noch nicht!

4. Oktober.

Selten ergriff ich noch ein Buch mit ſolcher Gier wie Houſton Stewart Chamberlains „Lebenswege meines Denkens" (München 1919, bei F. Bruckmann), voll Ungeduld, in dieſer Art Selbſtbiographie vielleicht doch endlich Antwort auf die tauſend Fragen zu finden, die den hochbewunderten, heißgeſchmähten Mann umwölken. Ein gleichgültiges Verhältnis zu ihm ſcheint unmöglich: wer ihn nicht liebt, verabſcheut ihn, ja ſelbſt der Liebe zu ihm ſcheint zuweilen noch Abſcheu beigemengt oder doch ein banges Grauen. Er führt nämlich den Leſer in eine Region, in die, wer ihm überhaupt zu folgen vermag, er nur die Würdigſten zugelaſſen wiſſen will, und unwillkürlich fällt da der Blick dann wieder auf den Führer zurück, ob denn der ſelber ſeiner eigenen Werke wert ſei; ja noch mehr: auch dieſe Werke ſelbſt ſcheinen nicht überall ihrer wert zu ſein. Es ſind Werke, die ja bis ins Sublime gehen, aber mit Rückfällen ins Gemeine: geiſtige Hoffart, Willkür und ſchnöde Liebloſigkeit, die man auf ſolcher Höhe für alle Zeit erloſchen glaubt. Auch Pascal entſtellt ſeinen Gegner und zaudert nicht, falſch zu zitieren, Schopenhauer fängt in reinſter Entrückung dann auf einmal wie ein Kutſcher zu ſchimpfen an und der ſanfte Nietzſche ſelbſt ſchwelgt in Pasquillen: es iſt oft, als hielten gerade die vollendeten Menſchen ihre eigene Höhe nicht aus und müßten ſie durch Selbſterniedrigung bezahlen. Ja vielleicht koſtet es ſie ſo viel, die Tücken des Individuums abzuſchütteln, um des reinen Blicks zur Ewigkeit fähig zu werden, daß ſie, durch dieſen ungeheuren Aufwand an Kraft erſchöpft, ſelber ganz an ihr Werk weggegeben, ja wie verſtört, dann nichts mehr behalten, um den Aufſtänden der doch nur darauf lauernden Gemeinheit zu begegnen. Es iſt alſo nichts Ungewöhnliches, daß gerade nach dem Erhabenen ringende Dichter und Denker Zeichen von

Niedrigkeit geben, und nicht bloß in ihrem empiriſchen Ich, was uns weiter nichts anginge, ſondern bis in die Tiefen ihres Werkes hinein, wo dieſe Selbſtverhöhnung zuweilen ſogar einen gewiſſen artiſtiſchen, wenn auch ſittlich erbitternden Reiz haben kann. Bei Chamberlain aber kommt nun noch dazu, daß es ihm ja niemals bloß um Wahrheit oder um Schönheit allein geht, ſondern überall im Grunde nur um das Gute, denn er iſt Denker und Dichter doch eigentlich nur zur Aushilfe, im Hauptamt aber Moraliſt: als Anweiſungen auf ein wahrhaft heroiſches Leben haben ſeine Bücher, zumal auf die Jugend, mit hinreißender Gewalt gewirkt, und wenn nun in ſolchen großen platoniſchen Klang ſich auf einmal der Mißlaut kleiner Menſchlichkeiten miſcht, muß das Vertrauen irre werden. Ob die Perſon denn auch hält, was ihr Werk verheißt, iſt eine Frage, die ſich der Denker, der Dichter verbitten kann: er weiſt den ungebetenen Frager auf das Werk zurück, das für ſich ſelber einzuſtehen hat. Aber der Moraliſt, Prophet, Erzieher iſt es uns ſchuldig, auch der Mann zu ſeinem Werk zu ſein. Und irgend etwas muß nun in den Werken Chamberlains ſein, irgendein Nebenton, ein ſtörendes Geräuſch, ich weiß nicht, was den bezauberten, hingeriſſenen, überwältigten Leſer zuweilen aus ſeiner Verzückung auffahren, verwundert hinhorchen und zweifelnd fragen läßt, ob denn dieſer mächtige Führer auch ein Recht darauf hat. Jeder Leſer Chamberlains wünſcht ſich darum, ihn einmal von Perſon kennen zu lernen. Und nicht aus müßiger Neugier, ſondern zur Kontrolle ſozuſagen und um ſich durch ihn ſelbſt ſeines Werks erſt zu vergewiſſern. Es gehört aber zu den angenehmſten Überraſchungen, ihn von Perſon kennen zu lernen. Er iſt in Perſon von allem frei, was an ſeinen Werken zuweilen ſtört, und alles, was uns an ſeinen Werken zuweilen fehlt, hat er in Perſon. Niemals vernahm ich von ihm ſelbſt jenen erboſt keuchenden, irgendwie von tiefem Reſſentiment widerhallenden Ton eines ſchwer atmenden, an irgendeiner Wut erſtickenden, gleichſam ſeeliſch aſthmatiſchen Menſchen, der mich oft aus den

reinſten Schönheiten ſeiner Bücher aufgeſcheucht hat, und immer wieder fand ich an ihm beglückt den milden Wohllaut einer ganz ausgeglichenen, feſt in ſich ruhenden, ſtill von ſich beſeligten, ganz reifen, mit ſich im Reinen vor Anker liegenden Perſönlichkeit, die gerade man in ſeinen Büchern, auch an ihren höchſten Stellen, niemals ſpürt. Und ich ſchrie faſt auf vor frohem Schreck, als ich unverſehens nun auch noch gewahr ward, wie viel Humor er hat! Einen ganz ſtillen, verſteckten, heimtückiſchen Humor, ſozuſagen zwiſchen den Zeilen, von der allerfeinſten, einer ganz durchgeiſtigten, im Grunde ſtockengliſchen, aber beweglicheren, helleren, lateiniſch beſonnten Art, der man an kultivierten Engländern, die gern über den Sonntag nach Paris ins Theater fahren, zuweilen begegnet: der Anhauch franzöſiſcher Sitten entſteift ſie, knöpft ſie ſozuſagen auf und läßt erſcheinen, was ſie daheim nicht zeigen, ihre Liebenswürdigkeit. Aber wenn ich nun einen ganz anderen Chamberlain vor Augen fand, als mich ſeine mir ſo teuren Werke zuweilen befürchten ließen, ſo waren mir dieſe dadurch nur noch fragwürdiger geworden: denn der ruhig leuchtende, ſtill in ſich vergnügte Mann voll innerer Anmut, ja faſt mit einem Johanneszug in den hellen Augen, der mir dort oben auf der Bürgerwehr, hinter dem Feſtſpielhauſe, manchen unvergeßlichen Abend gegenüber ſaß, wie ließ ſich der mit jenen Werken reimen? Dann kam noch der Krieg und was er da ſchrieb, verſtand ich gar nicht mehr, es ſtimmte mir weder mit ſeinen Werken noch mit ſeiner Perſon. Jetzt aber ſpricht er zum erſtenmal öffentlich von ſich ſelbſt und erzählt, auf welchen Wegen er ſein Denken erlebt hat. Da zeigt ſich, daß er aus drei Wundmalen blutet: er iſt ein Menſch ohne Vaterland, er wächſt ohne geiſtige Zucht auf, „chaotiſch", wie er ſelbſt es nennt, und nach Jahren irrenden Verlangens nach einer inneren Beſtimmung ſieht er ſich ſpät durch einen Dämon beglückt, den „Schreibdämon". Ein halbes Menſchenleben ſucht er vergeblich, was anderen das Vaterland mitgibt, was wir anderen, lange bevor wir noch einen ſchwankenden Gedanken zu ſtammeln vermögen, mit dem

ersten Augenaufschlag selig ergreifen, die Gewißheit einer uns von den Ahnen her im Blute liegenden, fraglosen, eben durch unser eigenes Dasein, das selber ja nur ein Stück von ihr, schon bewiesenen geistigen Welt, an der wir, wenn wir sie später auch tausendmal verleugnen, im Grunde doch niemals zweifeln, so wenig als unser Auge jemals an der sinnlichen zweifeln wird, auch wenn wir sie für bloßen Schein erkennen. Das Beste von uns gehört niemals uns, das Beste kriegen wir schon mit, es ist das Land der Väter in unserer Seele, das Beste von uns gehört dem Vaterland und unsere eigene Leistung besteht eigentlich nur in dem Gebrauch, den wir davon machen. Chamberlain aber hat es sich erst selber anschaffen müssen, er ist das grandiose Beispiel nicht eines „Entwurzelten", sondern eines Wurzellosen, der sich spät erst selber Wurzeln wählt. Er ist in England geboren, verliert im ersten Jahr die Mutter, verläßt England, sieht seinen Vater nur gelegentlich auf ein paar Wochen, kommt als Knabe noch einmal für drei Jahre nach England zurück, das er haßt, das er „die Insel" nennt, „auf der mir keine Stunde wohl gewesen war", und muß als reifer Mann gestehen, daß er „ohne Heimat durchs Leben gegangen", daß er, „was alle Menschen besitzen, das Gefühl einer naturnotwendig angehörigen, bergenden, allseitig umhegenden, tragenden Heimat nie gekannt", daß er dem Volk, das ihn geboren, „nie angehört", daß er „nicht eine Heimat verloren, sondern eine Heimat niemals besessen", daß er „Engländer nie geworden", dennoch aber überall für das Gefühl der anderen „der Engländer" geblieben, „der Engländer, dem man es auf tausend Schritte ansieht, daß er einer ist". Mit ihm hat Natur ein höchst verwegenes Experiment gemacht, ein Experiment gegen sich selbst, nämlich ob ein vaterlandloser Mensch überhaupt möglich ist und wie. Es kommt noch dazu, daß er, wie die sichernde Hut eines Vaterlandes, auch den festen Schutz einer fügenden Bildung entbehrt: er hat alles mögliche gelernt, aber nichts, was dieses Allerlei von Kenntnissen binden und tragen könnte. Vielleicht, von Benediktinern erzogen

oder als Baccalaureus der Sorbonne, hätte er an dem Halt, den die Zucht des Humanismus gibt, Ersatz fürs Vaterland gefunden. Bloß an sich selber gewiesen, irrt er, vor sich selbst erschreckt, in einer namenlosen Angst umher, von Stadt zu Stadt, von einer Wissenschaft zur andern, in allen Künsten, unstet, krank, auf der Flucht vor sich selbst zu sich selbst, bis ihn, schon auf der Höhe, wo der Weg des Lebens sich wendet, der „Schreibdämon" packt. Dämonisch nennt er diesen Trieb, weil er „Dinge hervorbringt, die ich als mein Eigenes nicht wiedererkenne". Dieses Geständnis läßt vermuten, daß er zu den Schriftstellern von der dichterischen Art gehört, die nicht aus ruhiger Selbstbesinnung, sondern in Krämpfen, fast widerwillig, unter einem eher lästigen, doch unwiderstehlichen Zwange, nicht ihre Gedanken, sondern ein Diktat schreiben, für das sie selber also sich auch eigentlich gar nicht verantwortlich fühlen. Es ist eine Art Trance, in die sie geraten müssen, um produktiv zu werden. Alfred Berger, offenbar ähnlich begabt, hat einmal von seiner Jugend erzählt: „Plötzlich, wie ein Sommergewitter im Hochgebirge, kam die poetische Inspiration über mich und ebenso plötzlich verschwand sie spurlos." Während nämlich der geborene Dichter in einem Grenzgebiet zu leben scheint, wo die schaffende Kraft sich bald nähert, bald entfernt, niemals aber verliert, sondern als Verheißung doch immer dem Gefühle gewiß bleibt, läßt jene der entschwindende Genius, sobald er wieder erlischt, erschöpft in einer nach solcher Seligkeit unerträglichen Schwäche so ratlos zurück, daß es ihnen nicht zu verdenken ist, wenn sie mit aller Gewalt durch jedes Mittel der Erregung den schöpferischen Zustand wieder erzwingen wollen, um jeden Preis, selbst um den ihrer menschlichen, geistigen oder sittlichen Integrität; es geht ihnen wie Morphinisten, die zuletzt auch ein Verbrechen nicht scheuen, um sich das beglückende Gift zu verschaffen. Die Qual ihrer Furcht, der Zustand kehre vielleicht nicht wieder, ist unerträglich; nach dem Segen solcher Fülle welche Leere! In solchen Augenblicken gerade, wenn ein Mensch sich ganz verlassen fühlt, auch von sich

ſelbſt, lernt er erſt, was er an ſeinem Vaterland hat. Das Vaterland verläßt ihn nicht und wenn er ſelber verſtummt, ertönt in ſeiner Bruſt der Väter Sinn noch beſtimmend fort. Wer ein Vaterland hat, iſt niemals ganz allein, der Geiſt der Väter bleibt mit ihm. (Der Ahnenkult der Alten, gar aber der Chineſen macht von dieſen geiſtigen Hilfen der Vergangenheit den ſchönſten Gebrauch.) Wer ein Vaterland hat, lebt ſo viele Leben mit, daß es ſchließlich auf ſein eigenes gar nicht mehr ankommt. Wer aber kein Vaterland hat, wohin flieht der, wenn er mit ſich ſelber nicht mehr auskommt? Wer darf wagen, vaterlandslos zu ſein, der ſich nicht ſeiner Autarkie ganz ſicher weiß? Aber das fühlt Chamberlain offenbar in dem Augenblicke nur, wo der „Schreibdämon" über ihn kommt! Daher das Entzücken, mit dem er das „Glück des Schreibens" preiſt, denn es läßt ihn das Vaterland verſchmerzen. Daher die Wut, mit der er den Dämon herbeizuzwingen ſucht; es iſt der Angſtſchrei nach dem Dämon, was in jenen Stellen ſeiner Werke, Stellen einer ſonſt unbegreiflichen Erbitterung, Ungeduld, ja Liebloſigkeit, ächzt; er heizt ſich gleichſam damit ein, um ſich ſelber zu verbrennen, damit aus ſeiner Aſche der Dämon ſteige. Daher auch die rührende, bis zur tragiſchen Gewalt anwachſende Sehnſucht nach einem Vaterland, die zuletzt ihn den Kopfſprung ins Deutſchtum wagen läßt. Ein erſchütterndes Schauſpiel von einer geiſtigen Größe wie vielleicht kein anderes in unſerer Zeit. Es zeigt, daß ein feſt in ſeinem Volke wurzelnder Mann (wie Kant, Goethe, Stendhal oder auch Nietzſche, vielleicht auch Rodin) ihm entwachſen kann, in eine Höhe, von der aus er dann nach allen Völkern greifen und ſich ihre Gaben aneignen mag, daß aber der Wurzelloſe wieder zurück muß in irgendein Volk, um erſt dort einzuwurzeln, daß man das Vaterland entbehren kann, aber nur, wenn man erſt eins gehabt und es zuvor mit aller Herzensluſt durchgemacht hat (wie denn zum Beiſpiel wir Öſterreicher von einſt ſchon hoffen dürfen, auch ohne Vaterland auszukommen, jetzt, da man uns nichts läßt als die Welt). Und eigentlich iſt

mir nun an Chamberlain nur eins noch nicht ganz klar, nämlich, daß er, der doch Wahnfried hat, überhaupt erſt noch ein anderes Vaterland braucht; mir wäre Bayreuth als Vaterland genug.

7. Oktober.

Eckermanns Geſpräche mit Goethe, ſeit meinen Knabenjahren der treueſte Gefährte, Führer und Freund, ſind mir doch jetzt erſt recht zu voller, ja ſozuſagen leibhaftiger Gegenwart worden, in der erſtaunlichen Ausgabe Caſtles (Deutſches Verlagshaus Bong, Berlin), die, was man ſich ſonſt dazu mühſelig immer erſt aus Tagebüchern, Briefen, anderen Geſprächen zuſammenſuchen mußte, bereit hält, wirklich das Ideal eines immer gewärtigen, niemals zudringlichen Kommentars. Und zum erſtenmal wird hier auch Eckermann ſelber lebendig, „der geprüfte Haus- und Seelenfreund", in ſeiner häuslichen Enge des ewigen Bräutigams, immer wieder enttäuſcht, doch dem gewaltigen Herrn ſeines Lebens, deſſen Nähe zuweilen erdrückend, vernichtend, kaum mehr erträglich geweſen ſein muß, auch nicht in einem Atemzug untreu. Wenn auf ſeiner Gravität zuweilen ein Hauch leiſer Komik ruht, die Rührung, die von dem Bilde des Guten ausgeht, iſt doch ſtärker; mit welcher Andacht, Ehrfurcht und Einfalt ſeine ſchwache Hand zart nach allem Großen greift, das hat bald einen kindlichen, bald einen faſt bibliſchen Zug. „Das Problematiſche an ihm", ſchreibt Goethe Mariannen, „löſt ſich auf, wenn man erkennt, daß er eine einfache Seele iſt, die mit ſich und der Welt ebenfalls gern rein ſein möchte." Der eine Satz ſtellt uns den ganzen Mann hin, und mit ihm die Menſchenart des erwachenden deutſchen Bürgertums, aus deſſen ſtillen Tugenden die Kraft erwuchs, die ſpäter dann ſo ſinnlos vergeudet worden iſt. Und unwillkürlich fragt man ſich jetzt, wo wieder aus der Tiefe neuer Menſchenſtoff emporſtrömt, was denn dieſer einzuſetzen hat, irgendwie jener körnigen Redlichkeit und Treue wert. Das Bürgertum begann entſagend, es hat Ideen und Zwecken gedient; es brachte ſich empor, nicht an ſich denkend, ſondern immer nur um einer Sache willen. Natürlich war das ein

Selbstbetrug; natürlich war in der „Sache" stets der Vorteil der Person und ihrer Klasse versteckt. Aber er blieb ihr selbst versteckt; das war das Geheimnis der bürgerlichen Kraft. Und vielleicht ist eben dieser Selbstbetrug unentbehrlich, weil nur er den guten Glauben gibt, den sieghaften Glauben an das eigene Recht. Auch die Sozialdemokratie hat in ihrer Jugend solche Gläubige gehabt: Bebel, Jaurès, Viktor Adler. Der jetzt fünfundsechzigjährige Karl Kautsky ist noch ein letztes, wunderbar leuchtendes Beispiel davon; er hat sich bis auf den heutigen Tag ein reines Herz bewahrt. Aber die neueren sind alle zu früh defloriert worden. Und das Merkwürdige der Politik ist ja, daß die Lumpereien, aus denen sie hauptsächlich besteht, doch nur dem glücken, der sie selbstlos, arglos, harmlos guten Gewissens in aller Unschuld verübt. Wer aber in unserer Sozialdemokratie hat heute noch Unschuld? Fritz Adler. Ja. Doch das ist ein Fall für sich. Aber sonst? Nur Otto Bauer. Der Unsinn seiner „Anschlußpolitik" hat mich monatelang unglücklich gemacht, und solche Menschen überhaupt, denen der Marxismus, aus einer denkökonomischen Methode sich zur Weltanschauung aufwerfend, jede Seelenkraft verzehrt und den Blick für alle Wirklichkeit verblendet hat, sind mir eher fast unheimlich, doch jetzt, wo jedes Läufl, eben noch vor dem Mächtigen wedelnd, sich an dem Gestürzten hämisch reibt und ihn noch gar als Bolschewisten verdächtigt, ihn gerade, den Einzigen dort, der nicht aus alberner Angst, sondern aus Gründen, äußeren und inneren Gründen, dem Bolschewismus widersteht, erkennend, daß der das Ende der Sozialdemokratie wäre, jetzt heißt mich mein Gewissen doch einmal fragen, wie viele denn in unseren sämtlichen Parteien noch sind, ihm an Reinheit, Sachlichkeit, Selbstlosigkeit, Unerschrockenheit, ja fast dämonischer Besessenheit der Gesinnung gleich? Er ist vielleicht überhaupt kein Mensch, er ist nur ein Gehirn, das, mit Marxismus überheizt, fast bis zur Explosion, dampfend aber hervorbringt, was in diesem Lande seit undenklichen Zeiten unter den Politikern fast ausgestorben schien: Leidenschaft! Und seht ihr denn

nicht, was das für ein Land, wo keiner je seinen Weg bis ans Ende geht, wo jeder immer auch anders kann, wo der Redner im Reden noch, der Täter an der Tat schon wieder vergessen hat, was zu sagen, was zu tun er eben erst aufstand, seht ihr denn nicht, was es für ein solches Land des Handumdrehens in allen Dingen bedeuten muß, wenn da doch wieder einmal an einem Leidenschaft erscheint? Mag es ein böser Dämon sein, der diesen Mann verwirrt, der Anblick des Dämonischen ist so selten geworden und es hat, selbst in seiner Entartung noch, so viel erfrischende, reinigende, belebende Kraft, daß dieser mir innig verhaßte Mann für mich ein wahres Labsal ist . . . Merkwürdig übrigens, daß die drei Politiker männlichen Geschlechts, die sich in die Leitung unserer heiteren Veteranenrepublik verirrt hatten, zur selben Stunde scheiden: Bauer, Schumpeter und Seipel. Die Parteien haben sie sich offenbar gegenseitig zum Geschenk gemacht und atmen jetzt jede selber erleichtert auf, alle Begabung los zu sein; die drei hatten sich an der ererbten Hausordnung unserer Politik versündigt: Talent in der Garderobe draußen abzulegen! Es gibt unter verschiedenen Namen bei uns doch im Grunde noch immer nur eine einzige Partei: die große Verschwörung der Mittelmäßigkeit.

8. Oktober.

In diesen unwirtlichen Tagen des sich verdrossen einwinternden Herbstes lernt man fröstelnd Goethes ferrarischen Seufzer an die Stein erst recht verstehen: „Wenn ich nur wie Dido so viel Klima mitnehmen könnte, als ich mit einer Kuhhaut umspannen könnte, um es um unsere Wohnung zu legen."

16. Oktober.

Max Webers neue Schrift „Politik als Beruf" (Duncker und Humblot, München und Leipzig 1919), in seiner Weitblick und Tiefsinn mit strenger Achtung für das Detail der Erscheinungen verbindenden Art die Veränderungen der politischen Form gelassen und mit einem unterirdischen, zuweilen fast grimmigen Humor erörternd, steht unversehens am Ende vor der höchsten Frage nicht

bloß der Politik, sondern des Lebens in dieser Welt überhaupt, der Frage nach der „wirklichen Beziehung zwischen Ethik und Politik", der Frage, wie denn, wer kein Heiliger ist, sich etwa doch durch das irdische Gedränge winden kann, ohne seine Seele dem ewigen Tod verfallen zu lassen, oder ob das überhaupt unmöglich ist. Pascal macht sich's leicht: der ist unbedingt, wie das Sittengebot selbst unbedingt ist. Pascal verlangt vom Menschen, ein Heiliger zu sein. Das ist ein sehr guter Rat, aber mit dem halt einer von uns unheiligen Menschen nichts anzufangen weiß. Pascal, eben doch ein heimlicher Jansenist, läßt nur die Wahl Calvins: wer sich nicht zum Heiligen geboren weiß, ersieht daraus, daß er verdammt ist. Die schlechtesten unter den von ihm so gehaßten Jesuiten haben es immerhin mit der Menschheit jedenfalls noch besser gemeint als er. Jesus aber, als er den Matthäus von der Zollbank rief und mit ihm und den anderen Jüngern am Tische der Zöllner und Sünder saß, sprach zu den Pharisäern, die sich darüber wunderten: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die, denen es schlecht geht, denn ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu mir zu rufen, sondern die Sünder." Die Pharisäer waren auch unbedingt. Wir Ungerechten aber, wir, denen es schlecht geht, wir Sünder, zu schwach, die Welt zu verlassen und zur Einsamkeit, in ein Kloster, in die Wüste zu fliehen, und doch nach Rettung verlangend, nach einem freilich unverdienten Anteil am Rechten, nach Erlösung, wir fragen, ob es denn ganz unmöglich ist, von dieser Welt zu sein, ohne verdammt zu werden, ob es nicht möglich ist, auch dem Leben in dieser Welt doch irgend einen Sinn des Heils abzugewinnen, ob nicht wir Zöllner in dieser Welt auch einmal an dem Tische des Herrn sitzen dürfen. Pascal sagt im Grunde seines Herzens Nein und jener Iwan Karamasoff, den Dostojewski den Großinquisitor ersinnen läßt, sagt ebenfalls Nein und so sagt auch jetzt der Bolschewik wieder Nein: die drei, Pascal, Iwan und der Bolschewik, sind im Grunde von derselben geistigen Rasse, die schon in dieser Welt selbst diese Welt überwinden will. Der Sün-

der, der nach Heiligung verlangt, erhofft ſie ſich drüben, er erhofft ſie von der Gnade. Der Bolſchewik traut ſich zu, hier auf Erden ſchon ein Reich Gottes aufzurichten; und er erhofft es ſich von der eigenen Kraft. Dieſe Welt überwältigen will der Bolſchewik; dagegen in dieſer Welt doch Zeichen der anderen zu empfangen, fleht der reuige Sünder und die Zeichen der anderen Welt in dieſer ſich vor dieſer zu bewahren, iſt ſein Problem. Bolſchewik und Jeſuit ſind zwei geiſtige Pole der geiſtigen Welt. Daß Idee nie ganz in Wirklichkeit aufgehen kann, iſt dem Bolſchewiken unerträglich; „alles oder nichts" ruft er mit Ibſens Brand, der auch ſchon ein Bolſchewik war. Hinwider, daß er auf die Wirklichkeit bisweilen allzu willig eingeht, iſt dagegen die Verſuchung, die dem Jeſuiten droht. Wie der einzelne, wie die Zeit ſich damit abzufinden unternehmen, für welche der beiden Löſungen ſie ſich entſcheiden, daran wird ihr innerſtes Geheimnis offenbar. Der geborne Künſtler, der täglich erlebt, wie der Geiſt, indem er im Stoffe Geſtalt annimmt, wie das Wort, indem es Fleiſch wird, wie der Gehalt, indem er Form erhält, ſich leiſe verändern, wird immer zur Anerkennung der niederziehenden Gewalt des Irdiſchen geneigt, der geborne Denker, deſſen innere Freiheit meint, der Form entraten zu können, immer ein Terroriſt der Wirklichkeit ſein. Max Weber faßt die Frage ſo: „Wir müſſen uns klar ſein, daß alles ethiſch orientierte Handeln unter zwei von einander grundverſchiedenen unaustragbar gegenſätzlichen Maximen ſtehen kann: es kann geſinnungsethiſch oder verantwortungsethiſch orientiert ſein." Der Unterſchied iſt: jenes fragt nach ſeinen Folgen nicht, ihm genügt der Sinn, aus dem es geſchieht; dieſes fühlt ſich auch für ſeine Folgen verantwortlich, es kommt auch für die Wirkungen, nicht bloß für den Willen auf; jenes ſieht von dieſer Welt ab, dieſes geht auf dieſe Welt ein. „Keine Ethik der Welt kommt um die Tatſache herum, daß die Erreichung „guter" Zwecke in zahlreichen Fällen daran gebunden iſt, daß man ſittlich bedenkliche oder mindeſtens gefährliche Mittel und die Möglichkeit oder auch die Wahrſcheinlichkeit übler

Nebenerfolge mit in den Kauf nimmt, und keine Ethik der Welt kann ergeben, wann und in welchem Umfang der ethisch gute Zweck die ethisch gefährlichen Mittel und Nebenerfolge heiligt." Nein, das kann Gott sei Dank keine, denn die dies ergäbe, nähme damit unserem Handeln seinen höchsten Wert: das Wagnis auf eigene Verantwortung. Ich muß schon meiner Tat so tief ins Auge schauen, daß ich für sie bürgen und das Risiko tragen kann. Es ist nichts bequemer als das Rechte zu wollen und es gut zu meinen, dann aber für die bösen Wirkungen dieses rechten Willens und dieser guten Meinung nicht einzustehen und „nichts dafür zu können". Und es ist nichts feiger, als die gut wirkende Tat zu scheuen, weil ihr Weg immer durch die Gefahren der irdischen Gemeinheit führt. „Der Handelnde ist immer gewissenlos", sagt Goethe, der damit eine tiefe Wahrheit ausspricht, aber ungenau. Richtiger wäre zu sagen: Im Handeln sind wir gewissenlos. Gewissen steht am Anfang des Handelns und prüft, ob unser Handeln reinen Willens und sich der Kraft, diesen Willen auszuwirken, bewußt ist, und Gewissen steht wieder am Ende des Handelns und spricht das Urteil, wenn unsere Kraft nicht ausgereicht hat, unseren Willen zu bewirken. Dazwischen aber, zwischen dem Entschluß des Willens zum Handeln und dem Ergebnis des Handelns, folgt es dem inneren Gesetz seiner eigenen Natur, das sich doch auch ganz ebenso den „Gesinnungsethiker" selbst unterwirft. „Hier", sagt Max Weber, „an diesem Problem der Heiligung der Mittel durch den Zweck scheint nun auch die Gesinnungsethik überhaupt scheitern zu müssen. Und in der Tat hat sie logischerweise nur die Möglichkeit, jedes Handeln, welches sittlich gefährliche Mittel anwendet, zu verwerfen. Logischerweise. In der Welt der Realitäten machen wir freilich stets erneut die Erfahrung, daß der Gesinnungsethiker plötzlich umschlägt in den chiliastischen Propheten, daß zum Beispiel diejenigen, die soeben „Liebe gegen Gewalt" gepredigt haben, im nächsten Augenblick zur Gewalt aufrufen, zur letzten Gewalt, die dann den Zustand der Vernichtung aller Ge-

waltſamkeit bringen würde . . . Der Geſinnungsethiker erträgt die ethiſche Irrationalität der Welt nicht." Ich würde ſagen: Der Geſinnungsethiker vergißt mit der Erbſünde zu rechnen. Ihm bleibt darum wirklich nur eins: Flucht aus der Welt. Womit dann alſo dieſe den Böſen ausgeliefert wäre. Wie wenn die Künſtler, weil die Geſtalt, die ſie der Idee geben, dieſe niemals ganz und niemals rein enthält, ſondern immer nur einen Teil der Idee mit einem entſtellenden Zuſatz erſcheinen läßt, darum nun lieber überhaupt auf Erſcheinung der Idee verzichteten. Das Schöne, Wahre, Gute nimmt, ſobald es ſich zur Erde niederläßt, von ihrer Finſternis an, es trübt ſich. Wir können von ihm hier nur erfahren, daß es uns verheißen iſt. Aber was wir jetzt nur wie durch einen Spiegel im Rätſel, werden wir dereinſt von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen. Der Bolſchewik kann das aber nicht erwarten, und ſo zerſchlägt er den Spiegel.

18. Oktober.

Jetzt kommt dem Expreſſionismus auch noch die Zeit ſelber zu Hilfe: Durch die Papiernot, die den Journaliſten auf ſchmalen Raum ſetzt und alſo zwingt, in jeden Satz ein Maximum von Mitteilung zu drängen; wir werden uns telegraphiſch ausdrücken lernen müſſen. Eine Kunſt des Weglaſſens. Vielleicht ganz gut, als Gegenkur, nach dem Feuilleton, der Kunſt des Hinzutuns.

20. Oktober.

Mit Dr. Richard Ulbing, der geſtern in Iſchl verſtarb, geht mir eine der liebſten Geſtalten meiner Jugend weg. Als wär's geſtern, ſeh ich ihn vor vierunddreißig Jahren ungeſtüm in meine Bude der Kalkſcheunenſtraße hoch im Norden treten, mit Grüßen Pernerſtorfers und Viktor Adlers, eben friſch angelangt in Berlin, wo denn der herzhaft ſchwärmende Kärntner ſich nicht ſo bald zurecht zu finden wußte und vor Heimweh immer im Opernhauſe ſaß, wenn die Renard ſang, die wenigſtens aus Graz war. Später als ich nach Wien zurückkam, ſahen wir uns täglich im

Grienſteidl, noch vor der Glanzzeit dieſes Kaffees, deſſen Mythos erſt 1892 begann. Da ſaß er im vorletzten Zimmer mit dem Schlaraffenhäuptling Wolff-Eppinger, einem lieber Sonette dichtenden Advokaten, dem Nordweſtbahnſekretär Otto Stauffer, dem gefälligſten aller Menſchen, der nur für „Kommiſſionen" anderer und vom Zeitungleſen lebte, und Fritz Eckſtein, dem letzten Polyhiſtor, dem dann zuweilen, wie plötzlich der Finſternis entſtiegen, Hugo Wolfs Meduſenhaupt mit bleichem Lächeln über die Schultern ſah. Sie ließen ſich alle von Ulbing ſo gern tyranniſieren, denn er hatte den großen Reiz, ein ganz ausgemachter Mann zu ſein, für den es niemals einen Zweifel gab: der Wein, der ihm ſchmeckte, der Hut, den er trug, der Menſch, der ihm gefiel, das war der richtige Wein, der richtige Hut, der richtige Menſch, ſein Geſchmack war ihm das Maß aller Dinge, doch dies in aller Unſchuld und mit einer rührenden Beſcheidenheit, denn er drängte doch nicht ſeinen Willen auf, ſondern nur das Richtige. Wenn er an anderen etwas unrichtig fand, nahm er es ihnen nicht übel, er litt es nur nicht, ſondern wies ſie zurecht, mit der größten Liebenswürdigkeit, aber unerbittlich, eben aus Liebenswürdigkeit gerade, weil er es ihnen ſchuldig zu ſein glaubte, ſie nicht im Unrecht zu laſſen. Der Gedanke, daß, was für ihn richtig war, es vielleicht darum noch nicht für alle Menſchen ſein müßte, kam ihm lange Jahre nicht. Als er ihm ſchließlich doch einmal kam, ſchien er unſicher zu werden, der ſo heiter Geſellige zog ſich ſcheu zurück, ihn freute das Leben in einer des Richtigen nicht mehr gewiſſen Welt nicht und er ging nach Iſchl, denn in ſolchen kleinen Orten kann man ſich noch eher einen Raum für ſich einfrieden, den das eigene innere Geſetz allein beherrſcht. Er übernahm dort die Kanzlei des Dr. Benoni, der ein Jugendfreund meines Vaters war, noch von der Univerſität her; und der Sohn dieſes Dr. Benoni wurde dann Arzt in der Wiener Oper und hat einmal meine Frau mit einem Antipyrin geſtärkt; ſo knüpft das Schickſal leis die bunten Fäden wunderlich immer wieder zuſammen.

Heute ſind's fünf Jahre, daß Alexander v. Mörk in Galizien fiel, der leuchtende Jüngling. Was bleibt uns von ihm? Er lernte bei Delug malen, ſchrieb als Salzburger natürlich einen Wolf Dietrich (der in den letzten Akten nicht hält, was der Anlauf des erſten verheißt) und hat, mit dem Dichter Karl Schoßleitner zuſammen, den Bärenhorſt im Untersberg (und darin den Schädel eines Höhlenbären, dem Gelehrte dann ein Alter von hundertfünfzigtauſend Jahren gaben) entdeckt und in unſerem Lande den Höhlenſport organiſiert (den hoffentlich die friſche Kraft der Nachwachſenden bald wieder aufnimmt). Aber es bleibt, unvergeßlich bleibt von ihm ein Hauch der ganz eigenen, eine neue Zeit ankündigenden Art, in der er jung war, nämlich jung mit Reife, ja faſt mit Härte; von einer Jugend, die fühlt, daß ſie nicht ſäumen darf, einer ungeduldig aus der bloßen Sehnſucht weg zur beſtimmten Tat drängenden Jugend, der allem Schweifen und Schwärmen männlich entſagenden, das Abenteuer nicht mehr im Dunſt der Fernen draußen, ſondern in der ehernen Enge der eigenen Arbeit ſuchenden, dem Tage dienenden Jugend, die wir jetzt brauchen, auf daß dereinſt wieder eine der blauen Blumen möglich werde.

28. Oktober.

Die guten Freunde, die ſich teilnehmend erkundigen, was denn jetzt eigentlich aus mir werden wird, da mein Öſterreich zergangen iſt, kann ich beruhigen: es geht uns beiden ganz gut, mir und meinem Öſterreich. Mein Öſterreich hat nämlich mit dem, was ſich ſeit dem Kaiſer Joſef für Öſterreich ausgab, ſo viel gemein als Doſtojewskis Rußland mit dem Peters des Großen. Sie ſind beide jahrhundertelang konfisziert geweſen. Und ich habe damals ſchon, in der Zeit der Konfiskation, immer wieder erklärt: mein Öſterreich liegt in der Zukunft! In unſerer Vergangenheit liegt der Stoff dazu: der barocke Menſch, der, von Fauſt mit Helena gezeugt, überall im Abendland zugleich erſchien, aber nirgends zu ſolcher Fülle, ſolcher Anmut, ſolcher Würde, ſo hoch gedieh wie unter den

Habsburgern des siebzehnten Jahrhunderts. Die staatliche Form dieses barocken Menschen, ein Staat, der des barocken Menschen öffentlicher Ausdruck wäre, richtiger: die freie Gesellschaft einer barocken Menschheit, und einer, die nun erst auch noch ein zweites Barock erlebt hätte, auch noch ein westöstliches Barock nach jenem ersten nord-südlichen, das ist mein Österreich. Mir schien es vor jeder Verwechslung mit dem unter demselben Namen von Sonnenfels bis Seidler betriebenen Unternehmen schon deswegen sicher, weil die besten meiner Österreicher jenen Unternehmern stets sichtlich verhaßt oder doch höchst verdächtig waren, Klemens Hofbauer und Rudigier schon ganz ebenso wie zuletzt noch Burckhard, Mahler oder Masaryk. Da nun mein Österreich schon seit dem Hinscheiden Karls VI. nur noch aus Menschen ohne Land bestand, das eben sich erst zu schaffen recht eigentlich diese ganze Zeit über das Lebensproblem meiner Österreicher war, fühlen wir Österreicher der Zukunft, wir vom zweiten Barock, uns durch das Ende jenes lästigen Doppelgängers befreit und es ist vielleicht kein Zufall, daß unsere Karikatur in eben dem Augenblick verschwand, wo mein Österreich zur wichtigsten Angelegenheit Europas wurde: denn um das zweite Barock geht jetzt das Schicksal des gesamten Abendlandes und die Frage ist nur noch, ob die Völker, denen das erste Barock entstammt, auch die Kraft zum zweiten haben werden oder ob dieses durch die Slawen geschieht (keiner hat das größer vorgefühlt als Dostojewski). Ich habe das schon vor mehr als zehn Jahren, wenn auch damals noch dumpf und schief, in meinem (natürlich sofort verbotenen) Büchl über Wien, dann in meiner (natürlich totgeschwiegenen) Schrift über „Rudigier" und in „Schwarzgelb" rein und bestimmt ausgesagt. Unsere ganze klassische Dichtung ist nur ein Versuch des Wortes, sich des Barock durch die Rede zu bemächtigen, alle Romantik ist (sich oft selbst mißverstehendes) Barock, die deutsche Musik von Bach bis Mahler ist Barock und das Ergebnis aller geistigen Leistungen meiner Generation ist, daß uns jenes erste Barock nicht mehr genügt, daß es

bloß ein Vorwort war des zweiten, um das jetzt unter dem Namen des Expreſſionismus gerungen wird. Im dreizehnten Jahrhundert keimt das Barock, im ſiebzehnten eint es den Lateiner mit dem Goten, mag es im zwanzigſten Jahrhundert, jene vertikale Bewegung nun ins Horizontale wendend, ſich in der Verſöhnung von Rom und Byzanz vollenden! Dieſer mein Lebensgedanke wird mir nun dadurch beſtätigt, daß immer mehr unverdächtige Zeugen gewahren, wie wir überall ſchon mitten im neuen Barock ſind. „Wir und das Barock" iſt ein glänzender Aufſatz Wilhelm Hauſenſteins im letzten Heft des „Neuen Merkur" (Monatshefte, herausgegeben von E. Friſch und W. Hauſenſtein, München) überſchrieben, aus dem ich mit heller Freude notiere: „Der Griff der Zeit iſt ſichtbar. Er holte zur Gotik aus. Er taucht ins Barock . . . Es iſt eine Funktion der Logik dieſer Zeit, wenn der Abneigung Burckhards gegen die barocke Sphäre Enthuſiasmus der Gegenwärtigen, unſer Enthuſiasmus für jenes ſiebzehnte Jahrhundert folgt . . . Der unmittelbare Grund der Anknüpfung leuchtet ein: er wird in der barocken Expreſſion gefunden. Barock bedeutet: Ausdruck — Ausdruck um jeden Preis, Ausdruck auch über die Möglichkeit menſchlicher Proportionen, menſchlicher Artikulation hinaus. Barock iſt Überzüchtung des expreſſiven Elements der Gotik — alſo zwiefache Aktualität . . . Das Barock iſt ein faſt unvergleichlich, ja demonſtrativ organiſcher Stil. Nichts unterbricht die Aſſunta der barocken Gebärde. Barock iſt organiſch wie Waſſer, Wind, Wolke, Segel, wie Vogel, Schlange und Kraut." Und „das Barock iſt, was der Expreſſionismus über weite Strecken nicht iſt: maleriſch". Und, worin es auch wieder über den Expreſſionismus geht, „das Barock iſt mit tauſend Fibern naturaliſtiſch . . . Das Naturaliſtiſche als artificiel geht durch." Und das Barock iſt „religiös", von einer „effektiven Religioſität", es enthält „dies ganze Maximum an religiöſem Affekt, den die Geſchichte des Chriſtentums ſeit den Tagen der chriſtlichen Antike hervorgebracht hat". Und ſchließlich: „Das Barock iſt ein Stil,

es verſchlingt das Leben . . . Das gemeine Leben weiß nicht mehr: iſt es ſelbſt die Kunſt? Die Kunſt weiß nicht, wie ihr geſchieht: iſt ſie das Leben? Die Unterſcheidung hört auf. Es gibt nur noch die Einheit des barocken Zuſtandes. Dies wurde im Angeſicht gegenwärtiger Kunſt noch kaum erlebt." Indem Hauſenſtein dies alles in ſeinem ſelber barock brandenden Stil nun an der Kapelle des heiligen Nepomuk zu München (Aſams Farbenrauſch auf Felſen in der Sendlingergaſſe, der mir liebſten Kirche dort, in die mich zuerſt vor Jahren Richard Strauß wies, auch ein geborener Barockmenſch, doch ein unfrommer, woraus vielleicht ſein innerſtes Paradox, zugleich aber ſeine Gewalt über die Zeit erklärlich wird) mit hinreißender, ja von ſich ſelbſt noch gleichſam über ſich hingeriſſener Beredſamkeit dartut, ſcheint ſich ihm fortwährend das letzte Geheimnis des Barock auf die bebenden Lippen zu drängen, aber er ſpricht es nicht aus. Dieſes letzte Geheimnis iſt, daß der barocke Künſtler immer, was er auch ſei, Maler, Bildner, Architekt, Muſiker oder Dichter, ja daß überhaupt der barocke Menſch immer im Grund ein Schauſpieler iſt (kein Zufall, daß der moderne Schauſpieler erſt im Barock entſteht; das Barocktheater bringt ihn hervor und er ſummiert es dann in ſich), ein Schauſpieler nicht in dem gemeinen Sinn der Nachahmung und Verwandlung, ſondern als einer, der weiß, daß, wer immer auf Erden erſcheint, dies nicht iſt, was er ſcheint, ſondern es nur, ſich und den andern, vortäuſcht: der König iſt nicht König, er gibt nur den König, wie der Bettler den Bettler und der Dichter den Dichter nur gibt, hinter ihren Rollen aber erſt der armſelige nackte Sündenmenſch ſelber ſteht, frierend in ſeiner Furcht vor dem jüngſten Tage, wo dereinſt, mit abgelegten Masken, jedem für ſein Spiel Seligkeit oder Verdammnis zum ewigen Lohn wird (in Calderons „Welttheater" ſind alle Tiefen des barocken Lebens aufgedeckt; dort wird einem auch erſt Doſtojewskis Mißverſtändnis des „Großinquiſitors" klar); und niemals iſt der barocke Künſtler, iſt der barocke Menſch größer, als wenn er aus der Rolle

fällt, nämlich nicht durch ein Versagen, sondern mit Absicht, wenn er mitten im Spiel zuweilen einhält und unter der Schminke hervor das fahle Gesicht des geschäftsmüden Komödianten zeigt, warnend und tröstend zugleich: Kinder, es ist doch alles bloß ein Spiel; ich hier oben und ihr dort unten, wir spielen doch alle nur und bald ist's aus und dann bleibt von uns allen nichts als ein schuldbewußter Mensch zurück, um Erbarmen flehend, das keiner verdient! Nur von diesem Schauspielerzug in der Tiefe des barocken Menschen aus ist das Barock erst ganz zu verstehen, als unmittelbares Erlebnis einer letzten Wahrheit, die sonst nur noch vielleicht von einigen Denkern Chinas erahnt worden sein mag. — Hausenstein zeigt, daß das Barock alles hat, alles schon ist, was wir heute wollen und nicht können. Er erkennt auch, warum wir es nicht können: „Eins fehlt — jener produktive Vorzug des Barocks: das Definierte einer religiösen Vorstellung". Darum wird uns auch die barocke Mode, vor der wir stehen, nichts helfen. Eine barocke Kunst ist erst möglich, wenn wir zuvor wieder den barocken Menschen haben. Nachklänge von ihm sind noch in Frankreich, in Italien, in Bayern und am Rhein, die stärksten in Österreich vernehmlich. Ich glaube nicht, daß Nachklänge neues Leben schaffen können. Ich glaube nicht, daß das erste Barock einfach wiederkehrt. Jene tiefsten Seelenkräfte, deren Ausdruck es war, müßten durch den Ruf einer neuen Leidenschaft noch einmal wieder aufgewühlt, es müßte wieder einmal um Gott gerungen werden. Im ersten Barock nahm Rom den abgefallenen Goten in sich zurück. Wenn jetzt Rom in sich Byzanz aufnähme, wenn der Geist Europas und der Geist Asiens, vor Verlangen nach einander überquellend, alles preisgäben, worauf sie nur irgend, ohne sich selber zu vernichten, verzichten können, jenes aber, was sie nicht preisgeben können, einander zugeständen und sich darin vermählten, dann wäre jenes zweite Barock da, dessen Wohnraum Österreich zu nennen, mir eine liebe Gewohnheit ist; aber auf den Namen kommt's mir wirklich nicht an, ich bin nicht eigensinnig.

Jemand hat einen Freund in Amerika, der von unserer Not hört, sich erbarmt und ihm allerhand Nahr- und Schmackhaftes wohlverpackt übers Meer schickt. Aber er hat nicht bloß drüben jenen Freund, o Glück!, sondern er hat dann daheim auch einen Staat, o Graus! Was geschieht also? Der Staat hat's bei weitem nicht so eilig, daß uns geholfen wird, wie der Amerikaner, der Staat wird sich also die Sache zunächst erst einmal überlegen und bis dahin ist auf das Packl an der Grenze Beschlag gelegt; und wenn, bis es sich der Staat, der ja Wichtigeres zu tun hat, überlegt haben wird, indessen das nahrhaft schmackhafte Packl verdorben ist, so soll sich das der Amerikaner ein anderes Mal lieber gleich selber im voraus überlegen und nicht am Ende glauben, wir warten hier auf seine Packln! Schließlich sind wir auch noch wer und werden unsere Staatshoheit zu wahren wissen! Aber dem Empfänger, der die längst angekündigte Sendung jetzt an der Grenze liegen und verliegen weiß, doch mit allen Bitten nicht herauskriegen kann und sich von einem Amtsweg auf den andern vertröstet sieht, die Richtigkeit dieses Verfahrens darzutun, wurde mir nicht leicht, so sehr ich ihm zu Gemüte zu führen beflissen war, daß, so lange wir einen Staat haben, den wir ja nicht entbehren können, weil es ohne Staat keine Beamten gibt und die Leute, die bisher Beamte waren, dann also, da, wer zum Beamten erzogen ist, dadurch doch bekanntlich jeder anderen Tätigkeit unfähig wird, verhungern oder aber von den anderen erhalten werden müßten, was auch wieder kaum geht, weil doch nicht die paar Ausnahmsmenschen, die nicht Beamte sind, für die Nation von Beamten, die wir sind, aufkommen können, daß wir folglich, wenn einen Staat, damit auch die Pflicht haben, für die Beschäftigung des Staates zu sorgen, dem ja sonst zeitlang wird. Der Jemand aber, störrisch, erwiderte mir immer nur, er habe Hunger. Der Staat, sagte ich ihm, kann sich nicht in alles mischen: Hunger ist Privatsache! Ja, fuhr ich in meiner patriotischen Erregung fort, wenn ihr nicht einmal mehr



TAYLOR OXFORD

hungern wollt, da hört sich der Staat überhaupt auf, da schaffts dann lieber gleich den Staat ab! Und übrigens, sagte ich, gegen den Hunger sind doch die Missionen der Entente da, die werden's schon machen, unsere Regierung aber hat schon mit dem Regieren grad genug zu tun! Und im stillen seufzte ich: Wenn nur der Renner einmal auch nach Salzburg käm, der redt so schön!

10. November.

Graf Hermann Keyserling, dem wir das herzstärkende, sinnklärende, soviel Vergangenheit versammelnde, soviel Zukunft verheißende, weltumspannende „Reisetagebuch eines Philosophen" verdanken (das eben in zweiter Auflage bei Otto Reichl in Darmstadt erscheint), wird im Drange der deutschen Not jetzt vom Denker, Bildner, Sprecher zum Täter des Wortes, er will das Rechte nicht länger bloß erkennen, gestalten, verkünden, er will mithelfen, daß es geschieht. Die Hoffnung, in der Republik werde die deutsche Politik nicht länger ein Verein von Oberlehrern, Einpaukern und Leithammeln, die Blüte sämtlicher Bildungsphilister unter dem treibenden Sonnenstrahl des Betriebs sein, war trügerisch: es ist kein Geist dazu gekommen, sondern nur der Schieber. Der deutsche Geist weiß, daß Politik kein für ihn taugliches Mittel ist. Er hat ein einziges Mal mit ihr kokettiert: in Bismarck. Seit jenen Erfahrungen verlangt er sich's offenbar nicht mehr. Wenn der Deutsche zu politisieren beginnt, verläßt ihn der Geist. Als der Deutsche begann, überhaupt nur noch zu politisieren, erlosch aller Geist in deutschen Landen. Wer wird ihn wieder entzünden? Keyserling antwortet: Der Weise! Vielleicht darf ich seinen Sinn überpointieren, indem ich sage: Weise zu züchten geht er jetzt ans Werk! Damit ist zugleich meine verehrende Bewunderung für den Tiefblick, mit dem er das Übel an der Wurzel packt, aber auch die leise Furcht, selbst er könnte doch am Ende wieder der deutschen Gefahr verfallen, Wirklichkeit immer gleich in ein System bringen zu müssen, ausgedrückt. „Was uns not tut, was

ich will" heißt die Schrift, die (auch bei Reichl in Darmstadt) seinen Plan darlegt. „Die europäische Zivilisation jüngsten Datums hat sich selbst ad absurdum geführt." Sie war „Fortschritt", aber nur „intellektuell" und „allgemein auf Kosten des Seelenlebens". „Die Seele ist in einem seit dem Ende der Antike unerhörten Maße zersetzt . . . Überall gilt der individuelle Verstand als letzte Instanz." Der trägt nun alle Kultur Stück für Stück ab, bis am Ende der Revolutionär „sich gleichsam als Mathematiker zur Realität verhält. Wie diesem die Definition die Wirklichkeit schafft", so kann auch jener, dem „jeder Sinn für die primäre Bedeutung der Welt der Erfahrung abgeht, sie desto besser im Reich des abstrakt Möglichen konstruieren." Diese prachtvollen Ausführungen haben auf mich noch um so mehr gewirkt, als ich, bei meiner Arbeit über Pascal, immer mehr in Pascal den Stammvater der Bolschewiken fand (mit Iwan Karamasoff verglich ich ihn neulich), nun aber hab ich erst die Formel für ihn: Pascal, aus dem Mathematischen geboren, aber dann ins Moralische verirrt und also nun Moralisches mit seinen Organen für Mathematik behandelnd; und von hier aus sind vielleicht auch Fritz Adler und Otto Bauer erst ganz zu verstehen! . . . In der Entfaltung unserer Menschheit also, darin daß es heute „wohl vielerlei Verstandesgestaltungen, aber überhaupt keine anerkannte Seelenform" mehr gibt, sieht Keyserling den Grund unseres Elends, das Heil aber nur in der Erkenntnis allein, „daß die Bestandteile des inneren Menschen, nun deren frühere Harmonie zerstört ist, sich zu neuer Wohlgestalt zusammenschließen müssen . . . Eine neue Synthese von Geist und Seele tut uns not". Dem Slawen, von dem ich sie mir erhoffte (still bei mir wünschend, Rom zeige jetzt die Kraft, Byzanz wieder anzuziehen und in sich einzuziehen!), traut er sie nicht zu, der „überwiegenden Gefühlsbegabung" wegen, durch die des Slawen „flüssige Seele einer festen Gestaltung nahezu unfähig scheint". Aber im Deutschen glaubt er, gerade „wegen der eigentümlichen Irrealität seines Gei-

ſtes", gerade weil auf ihn mehr als auf irgendeine andere Menſchenart das Wort Schopenhauers zutreffe, „daß der Intellekt Paraſit ſei auf dem Willen", die „Sehnſucht nach der neuen Syntheſe beſonders groß." Ich habe dieſen Glauben nicht, ich habe kaum Hoffnung mehr, ich habe für die Deutſchen nur noch die Liebe, die war in mir nie zuvor ſo glühend ſtark, „aber die Liebe!" Und darum wünſch ich mir auch mit ſolcher Herzenskraft, Keyſerling hätte recht, daß in Deutſchland „die Wiederverknüpfung von Geiſt und Seele beginnen wird". Er erwartet ſie vom Philoſophen, worunter er ſich allerdings gerade keinen deutſchen Ordinarius denkt. „Es gilt, den Sinn der Moral, den Sinn der Religion, den Sinn alles deſſen zu erweiſen, was dem Leben nachweislich zu ſeinem Heile Halt bot, durch vorläufige Kritik aber als unbegründet verurteilt ſchien" (Pragmatismus, den er abweiſt, iſt immerhin ein Weg oder eher: ein Tunnel dahin). Es gilt dabei nicht, „der Einſicht zu entſagen, ſondern dieſe ſo weit zu vertiefen, daß ſie die Ganzheit des Lebens wieder aufzubauen fähig wird . . . Das Reich des Sinnes liegt oberhalb aller Geſtaltung des Intellekts" (womit er nur eine der katholiſchen Grundwahrheiten ausſpricht, wie denn ſeine ganze Schrift leiſe katholiſch klingt oder doch manches anklingt, was gerade Katholiken jetzt am ſtärkſten empfinden — ein mich eben in dieſen Tagen tief beglückendes, ermannendes Buch, „Das Grundproblem der Kultur" von Johannes Aquila, Karl Vogelſangs Verlag in Wien, iſt ein ſchönſtes Zeugnis dafür). Aber dieſen Philoſophen, dieſen „Weiſen als Typus" haben wir ja nicht! Keyſerling unternimmt es, „ihn heranzuerziehen und ihm die notwendige Reſonanz und Wirkungsmöglichkeit zu bieten". Eine „Schule der Weisheit", deren „Höchſtausdruck Weiſen- und nicht Gelehrtentum wäre", will er ſtiften. Sie muß natürlich völlig „ſtaatsfrei" ſein. Er hat den Mut, auf eigene Fauſt zu beginnen, in Darmſtadt, wohin Ernſt Ludwig einſt, als er noch Großherzog zu Heſſen und bei Rhein war, vor zwanzig Jahren den von Jugend ſchäumenden

Josef Olbrich, später die sinnende Duncan rief: seine Baukunst, ihre Gebärdenkunst stiegen aus eben jenen Tiefen unmittelbaren Erlebens empor, zu denen hinab, ins Reich der Mütter, nun Keyserlings „Weise" schöpfen gehen müssen . . . Wie viele „Gelehrte" gibt es denn unter uns, so beseeelt, daß der Name des „Weisen" sich in ihre Nähe wagen kann? Burdach, Ernst Cassirer, Marcus, Vaihinger, Friedlaender, wenn er es auch mynonisch versteckt, Spengler, Tröltzsch, Foerster, Ernst Bloch, Walter Rathenau, der Weisheit näher als Gelehrsamkeit, Johannes Müller, der sich's aber verbitten wird, Gelehrter zu heißen, und — es werden mir schon einige noch einfallen, hoff ich. Aus diesen sollte sich Keyserling eine Art Areopag seiner Seelenschule bilden.

# Register


Adler, Fritz 299, 313
Adler, Primarius 278
Adler, Viktor 75, 229, 304
Ahnenkult 297
Ahnfrau 61
d'Alembert 29
Alexander 32, 65
Alkibiades 33
Alldeutsche 199
Alpenverein 214
Altenberg 40–42
Alving, Oswald 218, 274
Amerika 34, 68
Amor fati 225
Amselfeld 188–190
Anarchist 148
Anaxagoras 201
d'Annunzio 64, 173, 194
Anschlußpolitik 299
Antigone 85
Antimacchiavell 261
Antoine 61, 210
Apoll 175
Aquila 314
Arbeiterzeitung 289
Archimedes 32
Aristophanes 33
Aristoteles 33
Arndt 241
Asam 309
Astrologen 28, 39, 82
Augenmensch 175
Augsburger Allgemeine 139
Augustin 37, 67, 107, 214
Augustus 281
Avancinus 123
Averroes 201
Avignon 125
Axelrod 230
Baader 75, 155
Bab, Julius 59
Babeuf 33
Bach 32, 307
Bähr 266
Bärenhorst 306
Bagdad 182
Bahr 173, 247
Bakunin 75, 76, 155
Balkan 182
Ball, Hugo 73–75, 94, 204
Balzac 68, 221, 222
Bandello 132
Barbaren 139, 227
Barbey d'Aurevilly 221
Barbusse 63, 64, 92, 103, 204
Barlach 120
Barrès 64, 220, 222
Barock 21, 32, 121–124, 126, 142–144, 152, 164, 221, 306–310
Baudelaire 221
Bauer Otto 93, 163, 299, 300, 313
Baumann 222, 223
Baumeister 52
Bayreuth 121, 298
Beaumarchais 33
Bebel 299
Beck 167
Beer-Hofmann 96, 120, 122, 126
Beethoven 38, 75, 133, 160
Bekker Paul 59
Benares 180
Benedek 206
Benediktiner 143, 177, 178, 295
Benett 240
Benoni 305
Béranger 171

Berger 296
Berlin 273, 290, 291
Berlinerin 274
Bernini 70, 119, 257, 258
Betrieb 194, 221, 268
Beuron 82, 257
Bidermann 123
Bildung 40, 41, 161
Bismarck 10, 51, 75, 129, 191, 198
Björnſon 291
Blake 259
Blei 12, 113, 220
Bloch 41, 73, 169, 241, 315
Boccaccio 132
Bolſchewiken 66, 138, 229–233, 299, 301, 302, 304, 313
Le Bon 171
Bonaparte 102
Bong 298
Borberg 204
Borchardt 118
Borgia 260, 261
Boutroux 76
Bovolato 202
Bracco 56
Brahm 60–62, 210, 211
Brandes 65
Braumüller 29, 85, 266
Bruckmann 292
Bruderzwiſt 224
Brunetière 171, 172
Buddhismus 70, 176
Buddho 44, 65, 169, 170, 177, 186, 251
Büchner 224
Bürgerkrieg 198, 199
Bürgertum 299
Burbero 54
Burckhard 47, 78, 152, 307
Burckhardt 125
Burdach 39, 41, 124, 125, 228, 243, 315
Bürger 224
Burgtheater 17, 67, 82, 113, 149, 151
Burian 163
Buſchbeck 26, 27, 259, 260
Buſhido 274
Butler 155, 240
Byron 33, 44
Byzanz 143

Caeſar 102, 132, 133, 169, 281
Calderon 68, 122, 144, 309
Calvin 177, 187
Carlos 52
Caſpar 251
Caſſirer, Bruno 99, 245
Caſſirer, Ernſt 99, 100, 101, 102, 103, 224, 228, 243, 315
Caſtle 298
Cenſur 65
Cervantes 261
Ceylon 177
Cézanne 102
Chamberlain 90, 100, 292–295, 297, 298
Chaponet 55
Charlotte 116
Chateaubriand 76
Cheſterton 234, 237
China 132, 160, 172, 174, 175, 176, 179, 187, 225, 297, 310
Chioggia 274
Chriſtus 170
Chriſtentum 109, 156
Chromatiſche Fuge 258
Cicero 132, 281
Civitas Dei 75
Claudel 13, 220–223
Cleve 201
Comédie française 61
Conrad von Hötzendorf 207, 208
Coquelin 52
Corneille 124
Courbet 191
Cromwell 128
Curtius 222, 227
Cuſaner 67, 105

Dachkammer 224, 226
Dalmatien 183
Daly 274, 275
Dante 144
Däubler 119, 120
Decſey 173
Defaitiſten 49
Dehmel 193–197
Delug 306
Demagog 286, 287
Deracinés 222
Descartes 32
Deſſoir 224
Deutſchland 171, 196, 198, 199, 203, 204, 217, 218, 226, 238, 239, 241, 262, 273, 291, 312, 313, 314
Devrient, Ludwig 51
Diaſtole 69
Dichter 34–36
Dido 300
Diebold 59
Diederichs 172, 191, 205
Diktatur 215, 230
Dilettantismus 227
Dingelſtedt 121
Dionyſos 143, 175
Dionys von Syracus 33
Disraeli 105, 241, 282
Diſtanz 213
Dominikaner 177, 178
Dominikus 117
Donauföderation 93
Doppelherme 225
Doſtojewski 10, 15, 20, 66, 76, 110, 144, 233, 241, 301, 306, 307, 309
Dreyfus 219
Drill 263
Droſte 224
Dſchuang Dſi 87, 155, 172, 205, 225
Duncan 315
Duncker & Humblot 174, 237, 300
Duſe 52, 53, 173
Eaſtlake 266
Ebert 279
Eberz 257
Eckart, Meiſter 28, 67, 155, 158
Eckermann 65, 298
Eckſtein 305
Edſchmid 118
Eduard 116
Egger-Lienz 120
Ehe 95
Eisner Kurt 14, 77, 153, 198
Ekdal, Hjalmar 111
Elmhorſt 37–40
Emerſon 39
Emigranten 203
Empedokles 201, 202
Engels, Friedrich 74, 75, 230
England 197, 240, 241, 242, 256, 290, 294, 295
Enke 224
Entpolitiſieren 240
Entwienerung 246
Epikur 169, 170
Epimetheus 225
Erbſünde 198, 304
Erdenſinn 225
Erinnerung 147
Ermers 162, 163, 187
Ernſt Ludwig, Großherzog 314
Eros 68, 91, 103, 219
Erotiſch 274
Erotokratie 85
Etappenſchwein 195
Euclio 54, 55
Eugenie 138
Eugenik 214
Euklid 216
Exhibitionismus 219
Expreſſionismus 102, 118, 119, 211, 212, 227, 228, 260, 304, 308
Faiſtauer 251, 257
Falliſſement 291
Familie Selicke 61

Farbenlehre 95, 125, 129, 130, 131, 169, 175, 224, 267
Faust 74, 122, 123, 206, 265, 306
Ferdinand, Kaiser 136
Feuchtersleben 265–267
Fichte 33, 73, 155
Fischer von Erlach 126
Fischer Max 257
Fischer, S. 136, 193, 200, 204
Flaubert 197, 221
Foerster 315
Fontane 120, 224
Fontenelle 244
Forumverlag 157
Fosse aux Lions 222
France, Anatole 227
Frank, Leonhard 7, 71, 113, 203
Franke 184
Frankfurter, Fünf 61
Frankreich 197, 219, 220–225, 241
Franz von Assisi 66, 67, 102, 117, 179
Franz Ferdinand 272
Franz Josef 182, 269
Franziskaner 177, 178
Frauen 273
Friedensvertrag 275
Friedell 106
Friedlaender-Mynona 56, 67, 69, 70, 201, 237, 315
Friedmann 220
Friedrich der Große 261, 279, 290
Frisch 308
Fuhrmann 212
Fuoco 64

Gaisberg 67, 83
Galsworthy 240, 242
Garrik 51, 61
Gauß 32
Geburtsbureaukratie 204
Geist 38, 42, 172, 213, 221, 236, 237, 241, 242
Geistigen 191, 194, 197
Genie 89–91, 132, 133, 213
Geniekult 85, 89–91
George 38
Geschichte 167–170
Gesinnungsethik 302, 303, 304
Gewalt 47, 303
Gide 220, 221
Glaube 186, 242
Goethe 29, 32, 43, 44, 65, 67–69, 74, 75, 90, 91, 94–97, 100, 105, 120, 121, 123–125, 129, 131–135, 142, 144, 146, 155, 157, 158, 169, 175, 179, 180, 186, 190, 194, 200, 201, 205, 206, 212–214, 217, 224–226, 228, 241, 248, 250, 266, 267, 285, 286, 290, 297, 298, 300, 303
Gogh 120
Golfar 111, 112
Goll 203, 204
Goncourts 10
Got 52
Gotthelf 224
Gracian 288
Grafenhof 276, 279
Grautoff 220
Gravosa 275
Greco 257
Gregor 272
Greiner 171
Grienfteidl 305
Grillparzer 121, 162, 224, 272
Grimm 118, 124, 125, 132
Gropius 161
Großmann 272
Güru 186
Gütersloh 12, 13, 16, 251
Gutenberg 279

Habbel 125
Habsburg 288

Hagen 259
Halifax 129
Hamlet 52, 102
Hardenberg 203
Harta 251, 257
Hauer 160
Hauptmann 61, 211
Hausenstein 119, 308, 309, 310
Hebbel 25, 199
Hegel 73, 266
Hegner 220
Heimat 61
Heine, Albert 37
Heinrich 37
Helena 306
Hello 221
Herder 73, 89, 124, 142, 267
Herron 203
Hervé 261
Heynicke 203
Hildebrand, Lukas von 126
Hildebrand, Rudolf 89, 90
Hille 38
Hippon 3
Hirschberg 229
Hodler 120
Höhlensport 306
Hölderlin 66, 75, 85, 99, 155, 224
Hofbauer 307
Hofmannsthal 126, 173
Hofrat 57, 58, 59, 140, 141, 145, 163, 289
Hoftheater 25
Hohenlohe, Konrad 23, 24
Hohenzollern 290
Holz, Arno 16, 74, 118
Homer 128
Homo alpinus 291
Horaz 281, 288
Hülsenbeck 203
Humanität 101

Jago 115
Jammes 220, 222
Jardin de Berenice 64
Jakob, Heinrich Eduard 203
Jansenist 301
Jarno 211
Jason 33
Jaurès 92, 241, 299
Ibsen 61, 63, 146, 211, 302
Jeanne d'Arc 223, 241
Jesuiten 177, 236, 301, 302
Jesuitenstil 121
Jesuitenstück 123
Jesus 301
Immolé 222
Impressionismus 119, 212
Indien 174–176, 179, 180, 186
Indifferenz 56, 67, 68
Individuation 176
Intellekt 314
Josef, Kaiser 306
Josephine 10, 274
Iphigenie 157
Jrasek 22
Jrving 52
Isabey 54
Isenheimer Altar 257, 258, 262, 263
Isokrates 33
Itten 161
Juden 108, 282, 290

Kahane 154, 229
Kärntner Republik 145
Kainz 37, 39, 52, 63, 210, 274
Kalligone 89
Kameliendame 53
Kant 33, 65, 73, 99–103, 105, 279, 297
Karamasoff 301, 313
Karl der Große 65, 105
Karl II. 129
Karl IV. 22, 125
Karl VI. 307
Karl, Kaiser 288
Kartaschow 79, 80
Kasack 203
Katholisch 39, 144, 175, 184–187, 199, 243, 244, 314
Kaus 168, 233

Kautsky 299
Kayſers Hotel 64
Kean 54
Keßler 220
Key 72
Keyſerling 174–181, 184, 186, 237, 238, 243, 312–315
Kiepenheuer 120, 221, 227
Kierkegaard 155
Kircher 121
Kiſch 9–11, 93, 94, 96, 104
Kleopatra 53
Klettenberg 142
Klimt 173
Klinger 61
Klopſtock 93
Koalitionspolitik 163
Kölwel 203
Körner 198
Kommunismus 211, 215, 228
Konegen 201
Konfutſe 181
Konſervativ 285–287
Konſtantin, Kaiſer 22
Konverſion 245
Konzert 152
Kopal 190
Korff 37, 71
Kornfeld 39, 61, 63, 203, 228
Kotoku 159
Kotzebue 61, 134, 135
Kramarſch 64, 182, 183
Kraftel 52
Kreisler 38
Kretzer 10
Kriegskreuz 153
Kritikloſigkeit 212
Kronawetter 270
Kubin 251
Kürnberger 166
Kulturſtaat 190
Kunſtunterricht 161, 162
Kvapil 22

Lagarde 241, 244
Lammenais 76
Lammaſch 243
Landauer, Guſtav 59, 77, 78, 153–155, 198, 204
Lanyi 111
Laotſe 67, 225
Laplace 32
L'Arronge 62
Laſar 188
Latzko 72
Laube 121
Lautenburg 211
Lavater 89
Lebender Leichnam 229
Lebensgedanke 308
Lebonnard 54
Lecher 204
Lehmbruck 120
Leibniz 67, 105
Lemaitre 262
Lemm 203
Lenin 117, 118, 230, 232–234
Lenz 224
Lenz, Deſiderius 251, 257
Leonardo 213, 249
Leonhard, Rudolf 203
Leſſing 168, 170
Leſſing, Theodor 167
Liberal 263
Libuſſa 224
Lichtenberg 51
Lido 202, 275
Liebe 95
Liebeskraft 200
Liebknecht 42, 44, 198
Liechtenſtein 241, 284, 286, 288
Lienhard 171
Liliencron 193
Linnebach 59
Liſzt 66
Litteraturen, Revue 7
Lloyd George 129, 285
Ludendorff 73, 92
Lueger 286, 287
Luigi 53, 54
Luther 44, 73, 260
Luxemburg, Roſa 198
Luxemburger Garten 64, 275

Macaulay 127, 132
Mach 201
Machtr 182, 183
Maeterlinck 173
Mahler 121, 307
Maiſtre 76
Malamocco 64, 202
Mallarmé 221
Mann, Heinrich 242
Mann, Thomas 241, 242
Manto 237
Marcus 99, 315
Marſyas 181
Marx 65, 74, 75, 230
Maſaryk 19–22, 243, 307
Maſchinengeiſt 242
Mathematik 46, 313
Matkowski 52, 210
Matthäus 301
Mauriac 222
Mausbach 214
Mauſolos 33
Mauthner, Fritz 82
Max, Prinz 98, 138, 290
Maya 177
Mazzini 119
Medelsky 17
Meininger 62, 122
Meiſter 275
Meleda 47, 49
Menger 105
Mercier, Kardinal 74, 76
Merkur, Neuer 308
Mereſchkowski 78, 79, 80
Metamorphoſe 268
Meyer, Rudolf 139
Michelangelo 133
Midas 209
Migge 187
Mirabeau 33
Mittelländiſcher Menſch 281, 282
Mittelſtand 197
Mitterwurzer 52, 63, 210
Mörk 260, 306
Möſer 241
Moiſſi 173, 228, 289
Monkaigne 5
Montenuovo 269, 271, 272
Moor, Franz 115
Moſer, Joſef 113
Motley 51
Mottl 174
Mounet-Sully 52
Mozart 87
Müller, Georg 220, 237
Müller, Johannes 80, 222, 315
Müller, Kanzler 100
Müller, Naturforſcher 266
Müller, Robert 10, 14, 15, 211
Münzer, Thomas 75
Muſik 108, 160, 161, 175
Myſtik 177, 185

Nachſommer 132
Nadler 124, 125, 142, 143, 144, 228, 243
Nächſtenliebe 205
Napoleon 10, 20, 33, 44, 50, 65, 66, 191, 256, 274
Napoleon III. 191
Narr, Der arme 274
Nationalismus 103
Natürliche Tochter 224
Naturalismus 211
Nepomuk 309
Neues Wiener Journal 272
Neumann, Karl Eugen 44, 45
Neunte Symphonie 102
Nicolai 93
Nietzſche 29, 65, 74, 99, 122, 146, 189, 190, 217, 224, 226, 241, 260, 261, 284, 292, 297
Nippold 203
Nivellieren 213
Noske 279
Notgemeinſchaft 199
Novalis 75, 223, 241
Novelli 51, 53–56
Nowak 207, 209

Öſterreich 57, 58, 163, 166, 167, 306, 307, 310
Öſterreichiſche Rundſchau 141

Olbrich 280, 315
Opcina 23

Pali 44, 45
Pandora 224
Pannwitz 14, 15, 241, 253, 257
Pantheismus 69
Parthenonfries 67, 102, 258
Paris 13, 149, 175, 191, 210, 218, 273, 294
Pariserin 274
Pascal 76, 216, 219, 235, 236, 292, 301, 313
Pasquill 292
Paul, Jean 90
Paulsen 229
Peguy, Charles 76, 220, 222, 241
Perikles 286
Pernerstorfer 270, 304
Peter der Große 306
Peter, Zar 121
Petrarca 22, 67, 85
Petruchio 53, 54
Petrus 96, 112
Pharisäer 301
Phidias 202, 257
Philipp 63
Philipp von Mazedonien 33
Philippe 227, 228
Pick 182
Piper 44, 78, 168, 259
Pirker 141
Planius 281
Plato 32, 33, 132, 248
Platz 220
Plechanow 230
Plotin 67, 248
Plotke 59
Plutarch 169, 208
Politiker 49–51, 128, 129, 204, 286, 299, 312
Polygnot 32
Polyklet 32
Pomo d'oro 121
Pragmatismus 314
Prechner 253
Preminger 182
Prometheus 225
Prosa 132, 133
Protagoras 85
Protestant 184–187
Proteus 178
Proudhon 155
Provinz 145, 164, 165
Purkinje 266
Pythagoras 32

Querulant 111

Räuber 61
Radetzky 207
Radowitz 241, 286
Ragusa 275
Rahel 290
Raimund 121
Rascher 72, 204
Rathenau 136, 138, 204, 243, 290–292, 315
Redlich, Josef 243
Reich, Das neue, 284
Reichel 175, 251
Reichl 237, 312, 313
Reicher 61, 209
Reicke 290
Reinhardt, Max 22, 60, 61, 121, 122, 154
Reiß, Erich 118, 207
Rembrandt 32, 67, 257
Renard 304
Renner 153, 163
Ressentiment 293
Rettenbacher 121
Reue Gottes 134
Reuß 65
Rhode 146
Richard III. 115
Rienzo, Cola di 15, 22, 67
Rigorist 283
Rimini 55, 56
Rittner 211
Robert 36, 39, 52
Robespierre 33

Robinsonade 48
Rochlitz 146
Rodbertus 139, 286
Rodin 249, 297
Rolandverlag 203
Rolland 72, 219–221, 242
Roller 120, 121
Rom 260, 310, 313
Romantik 124, 144, 241
Romeo 52
Rosenmontag 61
Rosmersholm 211
Rossi 52
Rotte Korah 242
Rousseau 33, 102, 247
Ruben 274
Rubigier 307
Rütten und Loening 59, 220
Runge 266

Saar 211
Sabatier 222
Sabazios 143
Said Ibn Tschudi 34
Saint Simon 33
Salvini 52
Salzburg 25
Samumisten 229
Sand 134
Saphir 135
Sardou 61
Sauer, Oskar 52
Sauer, Professor 125
Schaffner 218
Schauspielkunst 38, 52, 55, 61, 62, 63, 178, 211, 228, 309, 310
Scheffler 245
Scheidemann 92
Schelling 266
Scherer 124
Schickele 204
Schieber 65, 217
Schiller, Charlotte 102
Schiller, Friedrich 43, 73, 74, 90, 93, 197
Schlegel 90
Schmitz, O. A. H. 67, 70, 103, 104, 105, 220, 282
Schönerer 270
Schopenhauer 41, 75, 90, 168, 266, 314
Schoßleitner 306
Schröder 61
Schroll 267
Schubarth 136
Schultz 266
Schumpeter 105, 113, 300
Schuster & Loeffler 173,
Schwarzenberg, Kardinal 277
Schwarzgelb 307
Seebeck 266
Seelenschule 315
Seemann 164
Seidler 307
Seipel 300
Sekten 203
Selbstverwirklichung 176
Semper 11
Senders 37
Serben 188–190
Shakespeare 61–63, 68, 102, 124, 144, 260, 261
Shaw 155, 197, 200, 204, 240
Shylock 53, 54
Siegesallee 279
Silesius, Angelus 35, 38
Silvia Settala 53
Singer, Wilhelm 152
Sintflut 133
Slawen 184, 207, 255, 307, 313
Smoblaka 183, 243
Smyth, Ethel 64
Sodoms Ende 210
Sokrates 33, 65, 87
Solovjew 76
Sonnenfels 307
Sonnenthal 52
Sophisten 108
Sorbonne 296
Spartakisten 98, 146, 172
Speidel 149
Spengler 29, 32, 45, 315
Spiel 310

Spinoza 87
Sprache 243
Staat 311, 312
Stauffer 305
Stein 241, 286
Stein, Frau von 300
Stelzhamer 224
Stendhal 221, 297
Sternberg 269, 271, 272
Stifter 158, 224, 241
Strache 267
Strauß, Richard 309
Strindberg 168, 211, 233, 245
Stürgkh 163, 208
Suarès, 76, 222, 223
Sudermann 210
Südslawen 184
Symbolik 175

Tacitus 169
Tal 245, 267
Talma 274
Tasso 63
Tat 180, 187
Taufwasser 133
Teresa 67
Terry, Ellen 52
Teukros 281
Theater 60
Themse 64
Thimus 108, 175
Thomas von Aquin 143, 214, 226
Thoreau 181
Thukydides 169
Thyssen 289
Tietze 164
Toledo 7, 66, 155, 166, 167
Toller 197–199, 204
Tolstoi 155, 265, 268
Trakl 259
Transfiguration 55
Trappisten 177
Treitschke 197
Troeltzsch 315
Trotzky 230, 231
Tschechen 184, 242, 253, 256
Tschung-Tse 155
Turner 262
Tyrolia 212

Ude 172
Uhland 124, 125, 132
Uitz 214
Ulbing 304, 305
Uniformität 131, 132
Unio mystica 75
Unruh, Fritz von 7, 203
Urgeheimnis 142
Urpflanze 44
Utopie 42–44, 49, 66, 169

Vaihinger 315
Vaterland 297
Veden 186
Velasquez 257
Venedig 166
Venezianerin 274
Verantwortungsethik 302
Verdorfung 164
Verführung 63
Verlaine 38, 221
Verrina 140
Verwienerung 145
Villen 224
Villiers de l'Isle Adam 221
Völkerbund 226
Völkerwanderung 138, 291
Vogelsang 241, 287
Vogelsang-Verlag 314
Voigt 134
Vojnovich 183
Voltaire 33, 87, 132
Vor Sonnenaufgang 61, 211

Wachner 17
Wagner, Otto 76
Wagner, Richard 75, 121, 122, 123, 174
Wahlverwandtschaften 116, 142
Wahnfried 298
Wallpach 145
Walzel, Oskar 59, 224
Wanderer und sein Schatten 226
Wanderers Sturmlied 171

Wasianski 100, 101
Wassermann 250, 257
Weber, Max 286, 300, 302, 303
Wegener 229
Weichert 59
Weininger 245
Weise 314
Weitling 75, 94
Wellesz 160
Wells 240
Weltbetrieb 154
Weltflucht 304
Weltgeschichte 262
Weltgewissen 239
Weltschulmeister 276
Weltüberwindung 236
Weltzeitung 84, 85
Werfel 22
Werle, Gregers 110
Westheim 120
Westöstlicher Diwan 55, 95, 125
Whitman 27, 28, 34, 38, 39, 55, 66–70, 78, 85, 92, 98, 102, 103, 144, 154, 155, 158, 179, 181, 187, 204, 205, 213, 235, 241
Widar 171
Wien 164–167, 279, 286, 307
Wien, Das junge 145
Wienerin 274
Wilhelm I. 193
Wilhelm III. 129
Wilhelm, Kaiser 73, 136, 137, 138, 159, 279, 289
Wilhelm Meister 281
Wilhelm, Richard 172, 205
Willemer, Marianne 298
Wilson 117, 118, 203, 234, 235
Witiko 132, 158
Wolf, Hugo 41, 173, 174, 305
Wolf Dietrich 259, 260, 261, 306
Wolff-Eppinger 305
Wolfenstein 203, 204
Wolter 52
Wotan 65

Xenophon 33, 132

Zagreus 143
Zarathustra 65
Zeiß 59
Zelter 290
Zeugung 248
Zilsel 85, 87, 90
Zola 10
Zuckerkandl Berta 76
Zweig, Arnold 203
Zweig, Stefan 228



64654117

35

# Hermann Bahr

BAHR

# 1919

COPY TWO

E. P. Tal & Co. Verlag